

EULENFISCH Literatur



Bibel

5 Agnethe Siquans / Sigrid Eder (Hg.)
Ist die Bibel frauenfeindlich?
Friederike Eichhorn-Remmel

6 Johanna Haberer
Bibel
Melina Rohrbach

8 Cornelia Steinfeld (Hrsg.)
Die Bibel in Formen und Farben II
Ingrid Scholz

9 Georg Braulik / Norbert Lohfink
Kommentar zu Deuteronomium 1
Claudia Sticher

10 Kay Weißflog
Ester
Rita Müller-Fieberg

12 Benedikt Hensel
Das Jonabuch heute lesen
Bernhard Klinger

14 Marc Wischnowsky /
Michaela Veit-Engelmann
Judit
Bernhard Klinger

16 Stefan Müller
der kleine Jesus
Sandra Huebenthal

Kirche

21 Martin Kaufhold
Die abendländische Christenheit im Mittelalter
Michaela Bill-Mrziglod

22 Jörg Ernesti
Der Vatikan
Bernward Schmidt

24 Marco Benini
Brannte nicht unser Herz?
Die Messe verstehen – Eucharistisch leben
Thorsten Paprotny

26 Peter Zimmerling (Hg.)
Ökumenische Spiritualität
Patrick Fries

28 Kerstin Menzel /
Alexander Deeg (Hg.)
Diakonische Kirchen(um)nutzungen
Andreas Müller

30 Ulrich Lüke
In Gottes Hand
Glaube in Krankheit und Leid – Erfahrungen eines Krankenhauspfarrers
Heribert Körlings

32 Helmut Bachmaier/ Bernd Seeberger
Religiosität im Alter
Sonja Sailer-Pfister

34 Veronika Bachmann (Hg.)
Ich bin doch da
Herausforderung Demenz
Sonja Sailer-Pfister

Kunst / Literatur / Musik

37 Karl-Josef Kuschel
Weltgewissen
Religiöser Humanismus in Leben und Werk von Thomas Mann
Alexander Schüller

40 Anne Frank
Füller-Kinder
Erzählungen und Ereignisse aus dem Hinterhaus
Ivonne Schweitzer

42 Martin Mosebach
Die Richtige
Eckhard Nordhofen

44 Werner Tübke
Metamorphosen
Die Sammlung Beaucamp
Thomas Menges

46 Svenja Grosser (Hg.)
Unzensiert. Annegret Soltau
Eine Retrospektive
Thomas Menges

48 Birgit Kastner (Hg.)
Werke der Barmherzigkeit – Werke des Lichts
Thomas Menges

50 Christoph Türcke
Philosophie der Musik
Johannes Lorenz

52 Caspar Battegay
Leonard Cohens Stimme
Norbert Hoppermann

54 Florian Werner (Hg.)
Meine bessere Hälfte
Musiker*innen erzählen über ihre Instrumente
Norbert Hoppermann

55 Justus Geilhufe
Gott und die Schönheit
Entdeckungen in der atheistischen Gesellschaft
Claudia Pappert

56 Wolfgang Kemp
Irgendwie so total spannend
Unser schöner neuer Sprachgebrauch
Alexandra Reißmann

Philosophie / Ethik

59 Julian Baggini
Wie die Welt denkt
Johannes Lorenz

60 Lambert Wiesing
Assoziationen
Das Erlebnis der Individualität
Hartmut Sommer

62 Dietmar Hübner
Was uns frei macht
Ein Versuch über die Autonomie des Willens
Jochen Ring

64 Michael Tomasello
Die Evolution des Handelns
Von den Eidechsen zum Menschen
Michael Hochschild

66 Philipp Hübl
Moralspektakel
Wie die richtige Haltung zum Statussymbol wurde und warum das die Welt nicht besser macht
Susanne Nordhofen

68 Martin W. Ramb /
Holger Zaborowski (Hg.)
Freiheit und Menschenwürde
Frank Wegerhoff

72 Benedikt Paul Göcke
Gott existiert
Johannes Drescher

74 Rolf Schieder
Hegels Gott – Eine Provokation
Thomas M. Schmidt

76 Johannes Thome
Immanuel Kant
Philosoph der Vernunft
Karl Vörckel

77 Barbara Bleisch
Mitte des Lebens
Rita Anna Tüpper

80 Josef M. Könning
Theologische Menschenrechtsethik angesichts der globalen Flüchtlingssituation
Detlef Schneider-Stengel

82 Daniel Martin Feige
Kritik der Digitalisierung
Johannes Drescher

Pädagogik / Religionspädagogik

87 Franziska Greiner-Döchert /
Friederike Carlotta Grabowski
Schulangst – Verstehen und pädagogisch begleiten
Sebastian Lindner

88 Gertraud Kremsner /
Michelle Proyer
Inklusive Pädagogik in der Schule
Eine praxisorientierte Einführung
Thomas Holzbeck

90 Friedrich Schweitzer
Lernen im Religionsunterricht
Regina Nothelle

92 Peter Tewes
Gehirn und Vernunft
Jochen Ring

94 Ute Lonny-Platzbecker /
Paul Platzbecker / Martin W. Ramb /
Cornelia Steinfeld (Hg.)
Pilger der Hoffnung
Impulse zu den Königsfiguren von Ralf Knoblauch
Inge Rocco

96 Arne Moritz / Bianca Schreiber
Philosophieren mit Kindern mit Dingen
Jutta Kähler

98 Arne Moritz / Bianca Schreiber
Philosophieren mit Kindern mit Biografien
Jutta Kähler

100 Karen Köhler
Himmelwärts
Ivonne Schweitzer

102 Jutta Nymphius
Pollys Post
Ivonne Schweitzer

102 Vincent Knopp u.a.
Rechtsextreme Meme
Eine praxisorientierte Einführung für die Ausbildung in Polizei und Sozialwissenschaften
Frank van der Velden

Theologie

107 Ellen D. Fischer (Hg.)
Simone Weil – Religiöse Schriften
Gotthard Fuchs

110 Ottmar Fuchs
Momente einer Mystik der Schwebe
Thomas Franz

112 Ralf Frisch
Gott – Ein wenig Theologie für das Anthropozän
Markus Krienke

115 Heiko Bräuning
Darum lässt Gott Leid zu
Ein Denkanstoß
Günter Nagel

116 Clemens Sedmak
Wenn das Unvorstellbare geschieht
Durchbrochenes Denken und theologische Vorstellungskraft
Thomas Sojer

118 Uta Heil, Jan-Heiner Tück (Hg.)
Nizäa – Das erste Konzil
Historische, theologische und ökumenische Perspektiven
Linus Hauser

120 Jan-Heiner Tück
Minima Theologica
Spuren des Heiligen heute
Rita Anna Tüpper

122 Bernd Stegemann
Was vom Glauben bleibt
Wege aus der atheistischen Apokalypse
Thomas Franz

Andere Religionen / Weltanschauungen

125 Katja Boehme
Interreligiöses Begegnungslernen
Frank van der Velden

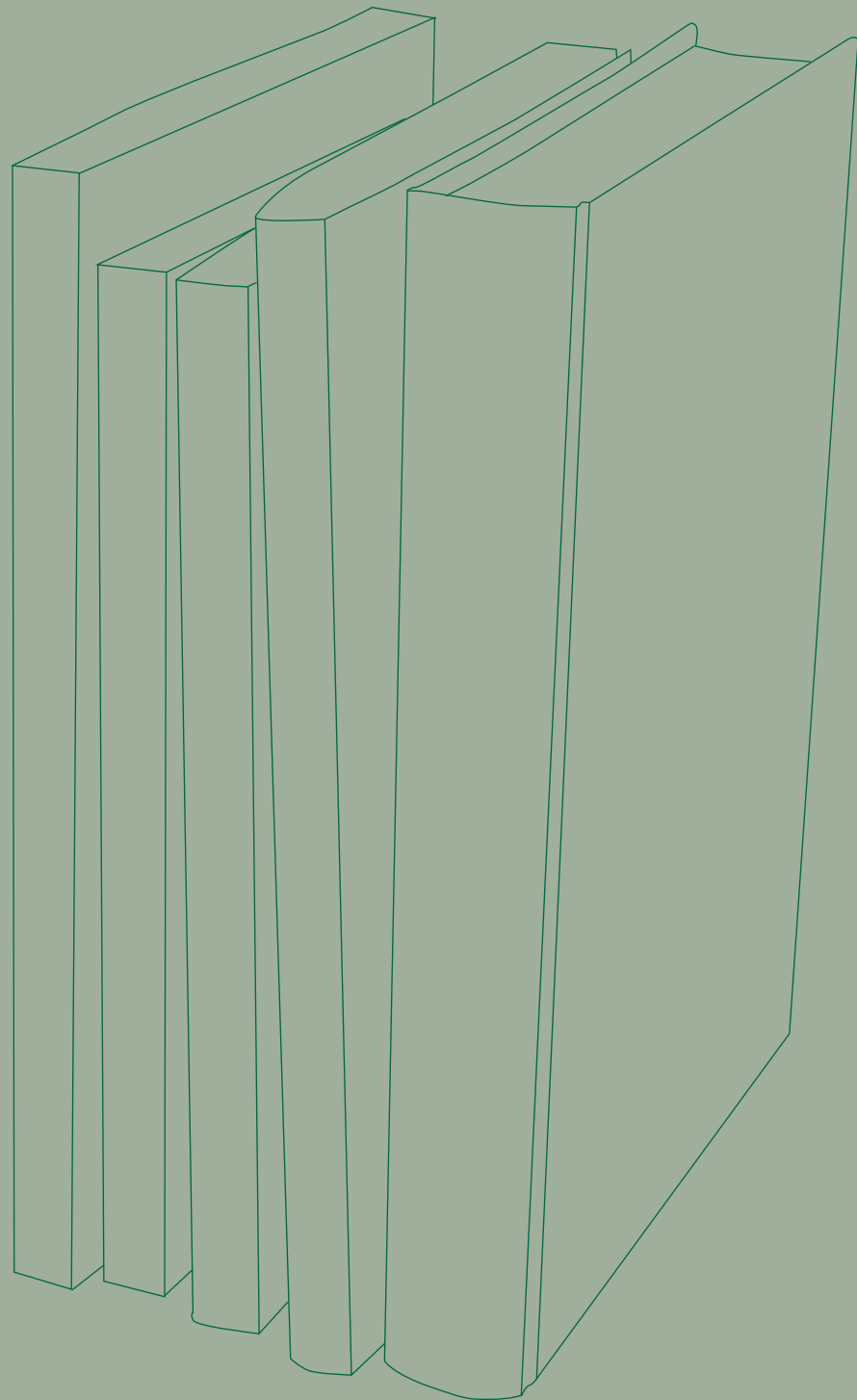
128 Christian Wiese / Joachim Valentin /
Doron Kiesel (Hg.)
Jüdisch-christlicher Dialog
Emma Gerbeth / Martin Nitsche

130 Georg Röwekamp
Christen in der Region Gaza
Nils Fischer

132 Frank Griffel
Den Islam denken
Detlef Schneider-Stengel

134 Dorothea M. Salzer
Mit der Bibel in die Moderne
Entstehung und Entwicklung jüdischer Kinderbibeln
Georg Langenhorst

136 Walter Homolka
Krieg und Frieden im Judentum
Ulrike-Rebekka Nieten



Agnethe Siquans / Sigrid Eder (Hg.)
Ist die Bibel frauenfeindlich?
Biblische Frauenbilder
und was wirklich dahinter steckt

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2025
 318 Seiten
 26,00 €
 ISBN 978-3-460-25366-0

Auf die Titelfrage, ob die Bibel frauenfeindlich ist, versuchen insgesamt 39 Kurzbeiträge dieses hochkarätig aus der deutschsprachigen biblischen Genderforschung bestückten Sammelbands eine Antwort zu geben. Keiner dieser Ein- und Überblicke in konkrete biblische Einzelthemen ist länger als acht Seiten. Das kommt einer nicht notwendig theologisch ausgebildeten, aber interessierten Hörerschaft entgegen. Denn die wissenschaftlich gleichwohl differenzierten Beiträge verzichten auf Zitate oder Fußnoten und erleichtern damit einen ersten Zugang zur Thematik. Leserfreundlich ist auch das Corporate Design der Beiträge, die stets folgende Elemente aufweisen: Titel, konkretisierender Untertitel, Einführung in die Thematik, Strukturierung durch Zwischenüberschriften und kurze Textblöcke, Kurzzusammenfassung („In aller Kürze ...“) und maximal sieben prägnante, wissenschaftliche Literaturhinweise („Zum Weiterlesen“).

Im Vorwort machen die Herausgeberinnen die Intention des Buches, nämlich „Forschungsergebnisse aus 50 Jahren exegetischer Frauen- und Genderforschung verständlich auf den Punkt“ (11) zu bringen, transparent. Es folgen zwei hermeneutische Einführungen: Zuerst wird ein Überblick über die Entwicklung der feministischen Bibelwissenschaft gegeben, der von frauenfokussierenden Ansätzen über (de)konstruktivistische Herangehensweisen bis zur Queeren Theologie reicht (13-21). In einem zweiten Schritt führen Agnethe Siquans und Sigrid Eder in die Konstanten wissenschaftlichen Arbeitens mit antiken Quellen wie der Bibel ein, zu denen eben auch die in allen Texten mitzulesende Folie einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur gehört. Sie legen offen, dass feministische Bibelforschung nicht (mehr) nur auf Sexismus fokussiert ist, sondern Dis-



kriminierung in ihren intersektionalen Bedingungen (Rassismus, Klassismus, Ableismus) analysiert (22-29). Es folgen, am biblischen Kanon orientiert, 29 erst- und 10 zweittestamentliche Beiträge, ein Bibelstellenregister (304-314) und eine Übersicht zu den Autoren und Autorinnen (315-318). Aus Platzgründen wurde in den Kurzbeiträgen der biblische Text wohl meistens nicht abgedruckt. Wer also bei nicht so vertrauten Abschnitten eine Bibel neben das vorliegende Buch legt, hat es einfacher.

Viele der Beiträge wagen über den binnenwissenschaftlichen Tellerrand hinaus einen aktualisierenden und damit gegenwartsrelevanten Ausblick, z.B. wenn die Vaterrede im Kontext irdischer Väter als missbräuchlich erlebt werden kann (vgl. 30); wenn Familienkonstruktionen auf das 19. Jahrhundert, nicht aber auf antike Familienstrukturen zurückgehen (vgl. 84) oder wenn biblische Körperkonzepte als relational und atmosphärisch bestimmt werden, im Gegensatz zu Körperkulturen der Gegenwart (114-120). Die exemplarischen Themen beschäftigen sich mit den Klassikern feministischer Exegese: „weibliche“ Aspekte literarischer Gottesbilder;

Menschen- und nicht Männerschöpfung; Einflüsse archäologischer und literarischer Göttinnen im Entstehungskontext; androzentrische und verobjektivierende Darstellung bzw. Unsichtbarmachung von Frauen(figuren), Sichtbarmachung von vergessenen, überlesenen oder wirkungs- und auslegungsge-schichtlich ausgelöschten biblischen Akteurinnen wie Prophetinnen, Diakoninnen und Apostelinnen.

Evangelische wie katholische Stimmen der For-schung sind in den Kurzkommentaren vertreten. Wer, bis auf zwei Ausnahmen, jedoch fehlt, sind männliche Autoren. Hier wird jedoch weniger eine Unausgewogenheit in der Konzeption des Bandes transparent als vielmehr die enorme Leistung der Bibelforscherinnen und das noch auszuschöpfen-de Potenzial auf Seiten ihrer Kollegen. Wegen des pointierten Stils ermöglicht der Band aus der Reihe des Katholischen Bibelwerks einen leichten Zugang zu den „Best of“ biblischer Frauen und Genderfor-schung und hält damit, was er verspricht: Halbwis-sen, Missverständnissen und Missbrauch von Bibel-texten entgegenzuwirken.

Friederike Eichhorn-Remmel

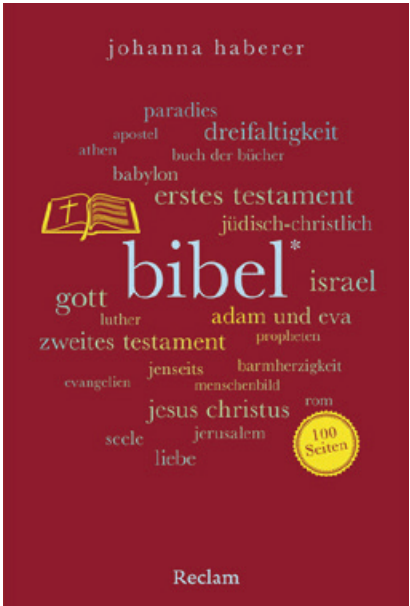
Johanna Haberer
Bibel
100 Seiten

Stuttgart: Reclam Verlag. 2025
105 Seiten m. farb. Abb.
12,00 €
ISBN 978-3-15-020719-2

Auf genau 100 Seiten bietet Johanna Haberer eine knappe und gut verständliche Einführung in zentra-le biblische Themen, von denen einige bereits auf dem Cover aufgeführt sind. Das Büchlein ist in zehn Kapitel gegliedert; im Anhang befinden sich Lektü-re-, Hör-, Film- bzw. Serientipps sowie eine gedicht-artige Aufstellung der einzelnen Bücher der Bibel.

Im ersten Kapitel beschreibt die evangelische Theologin und Journalistin die Entstehung der Bibel als Schriftensammlung, wobei sie die „menschliche Lesart“ und die große Bedeutung der biblischen Schriften für die kulturelle Vielfalt und das Zusam-menleben hervorhebt. Eine Grafik mit einem Zeit-strahl zur Entstehung der biblischen Bücher rundet das Kapitel auf anschauliche Weise ab. Im nächsten Kapitel betont die Verfasserin die Unverfügbarkeit Gottes – sowohl hinsichtlich des Namens als auch in Bezug auf Bilder oder Definitionen. Sie resümiert, „dass Gott sich letztlich jedem Versuch entzieht, ihn oder sie oder es zu fassen“ (24). Anschließend geht sie auf das biblische Bild vom Menschen ein: Ne-ben der Bezeichnung des menschlichen Lebens als „Geschenk und Aufgabe in einem“ (31) stellt sie den Menschen als ein Beziehungswesen vor, das sich in Freiheit entscheiden könne und müsse, sich ändern und neu ausrichten könne. Das vierte Kapitel han-delt vom Heiligen Geist: Ausgehend vom biblischen Zeugnis über diese von Gott geschenkte, lebendig-machende Kraft beschreibt Haberer Geistmomente, die das individuelle Leben und das Zusammenleben der Menschheit erleuchten können.

Das fünfte Kapitel greift die in der Bibel an vie-len Stellen präsen-te Frage nach Macht und Hie-rarchie und damit einhergehend nach Recht und Gerechtigkeit auf. Eine Grenze bzw. einen Rahmen dafür bildeten – so Haberer – die zehn Gebote, die



den Umgang mit Gott regeln und Weisungen für das zwischenmenschliche Miteinander geben. Die Ver-fasserin geht in diesem Kontext auch auf die macht-kritische Institution der Propheten, die Figur des namenlosen Gottesknechts sowie den historischen Jesus ein, den sie als einen „Prediger des Friedens und der Gewaltlosigkeit“ (58) aufzeigt.

In zwei kürzeren Kapiteln verdeutlicht sie einer-seits den nomadischen Charakter des Volkes Israel, wobei sie herausstellt, dass das Motiv des Unter-wegsseins die ganze Bibel durchziehe. Andererseits arbeitet Haberer das entschiedene Eintreten für Arme, Benachteiligte, Leidende und Kleine in bib-lischen Erzählungen heraus. Das längere achte Ka-pitel behandelt das biblische Verständnis von Lie-be und Sexualität, das sich durch Vielschichtigkeit, Nüchternheit und Vorurteilsfreiheit auszeichne. Ha-berer räumt mit Sodomie und Onanie zwei Missver-ständnisse über sexuelle Handlungen aus, die – aus-gehend von biblischen Erzählungen – Teil unserer Sprache und unseres Denkens geworden sind, indem sie den historischen und kulturellen Hintergrund dieser aus männlicher Perspektive formulierten Er-zählungen erklärt. Zuletzt behandelt sie das Hohe Lied sowie das paulinische Verständnis von Liebe.

Anschließend stehen biblische Auffassungen vom Tod im Fokus: Die Verfasserin beginnt mit der Vor-stellung der Scheol, einer Art Unterwelt, bevor sie die in den späteren Schriften des Alten Testaments aufkommende Idee von einer Existenz nach dem Tod und von einer Auferstehung entfaltet. Im Blick auf das Neue Testament hebt sie hervor, es spreche nicht von „einer buchstäblichen Auferstehung der Leichen [...], sondern davon, dass dem Tod ‚die Macht‘ ge-nommen wird“ (85). Jesu Kreuzestod werde für Gläu-bige zum Zeichen des Mitleidens und der Solidarität Gottes mit allen Leidenden.

Im letzten Kapitel rückt Haberer Wörter wie „See-le“, „Barmherzigkeit“ oder „Gnade“ ins Zentrum, die in der heutigen Alltagssprache selten vorkommen. Die Begriffe seien Teil der Bibel, weil sie eine über die Gegenseitigkeit als Strategie des sozialen Verhal-tens hinausgehende Lebenshaltung darlegten. Ein solch großzügiges Verhalten, das keine Gegenlei-stung erwartet, kennzeichne Jesus, der Beziehungen auf Augenhöhe, Gleichheit aller Menschen und das Prinzip des Ausgleichs fordere. Anhand konkreter Ereignisse und Personen unterstreicht Haberer, dass für ein friedvolles Zusammenleben Gesten des Überflusses nötig seien: „Gesten der Reue, der Ver-gebung, der Barmherzigkeit und der Gnade“ (95). Am Ende des Büchleins steht der Begriff „Frieden“: Frie-den ruhe – so Haberer – „auf den friedensstiftenden Potentialen der Menschen, Völker und Religionen“ (100), die aus einem „Überschuss an Zuwendung“ (100) erwachsen könnten.

Johanna Haberer eröffnet mit ihrem Büchlein ei-nen guten Einblick in biblische Themen – damit ist es für alle Interessierten geeignet, die ihr Wissen er-weitern möchten. Gewinnbringend ist, dass Lesende ein Gefühl für die Sprache der Bibel erhalten, weil die Verfasserin ihre Ausführungen an vielen Stellen mit entsprechenden Texten aus dem Alten und Neu-en Testament verstärkt.

Melina Rohrbach

Cornelia Steinfeld (Hrsg.)
Die Bibel in Formen und Farben II

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag. 2024
96 Seiten m. farb. Abb.
20,00 €
ISBN: 978-3-7954-3939-2

Zukunft, das ist der Ausblick, die Vision, die wir alle brauchen: Helle orangefarbene Kreise mit dem göttlichen Funken als weißer Kreis in der Mitte. Das Titelbild der Fortsetzung des Buches „Die Bibel in Formen und Farben“ von Cornelia Steinfeld startet mit unterschiedlichen Farben in die Zukunft: Hell und Dunkel – immer der göttlichen Mitte bewusst.

Es ist die Stärke des Buches, dass unterschiedliche Menschen und Generationen zu Wort kommen. Beim Titelbild sind es die Kinder mit ihren Wünschen und Vorstellungen von ihrer Zukunft, es sind die Wünsche nach Gemeinschaft, Geborgenheit und einer gesunden Natur sowie nach Verständigung und Kompromissen ohne Krieg. Und immer offen die Frage bei jeder der 42 Grafiken: Was siehst Du? Ansichtssache – die Sicht auf die Bilder verbindet. Vielfalt, die sein darf, die zu unserer Glaubenssuche dazugehört. Austausch, der gewollt ist, der jeweils in die Mitte führt; Austausch verbindet unterschiedliche Perspektiven. Das ist genau das, was unsere Glaubensgemeinschaft und unsere Gesellschaft jetzt braucht.

Das Buch bietet mit Stichworten von Anfang bis Zukunft alphabetisch geordnet 42 Grafiken, 42 Bibelstellen und 42 meditative Texte für die Pastoral, die Schule und das Gemeindeleben.

Es ist eine Schatzkiste für die Arbeit in unterschiedlichsten Gruppen und bietet einen Fundus von Impulsen oder Anregungen für die Bibelarbeit oder den Austausch über die Wahrnehmung des jeweiligen Bildes – als Antwort auf unsere unruhige Zeit, auf der Suche nach Leben und Lebendigkeit und zu Veränderungen hin zu mehr Offenheit und Zuhören. Von Glück bis Vision, von Krieg bis Versöhnung und noch vieles mehr!



Der gemeinsame Blick auf eine Grafik ermöglicht den unterschiedlichsten Menschen generationsübergreifend einen gemeinsamen Fokus. In dem, was eine Person sieht, öffnen sich Perspektiven für die anderen und eine weitere Sicht. Ansichtssache ermöglicht Perspektivwechsel und eine weite Sicht auf die Welt und den Glauben. Neue Blicke auf unterschiedliche Bibelstellen aus dem Alten und dem Neuen Testament werden möglich im Schulunterricht wie in der Gruppenarbeit in der Pastoral oder in einem Gruppengottesdienst. Die Grafiken ermöglichen auch den interkulturellen und interreligiösen Austausch, denn die wichtigen Lebensthemen beschäftigen alle Menschen.

Cornelia Steinfeld ist es wieder gelungen, den Austausch auf Augenhöhe, das Sehen einer Grafik mit unterschiedlichen Augen als Gemeinsamkeit in den Vordergrund zu stellen; alle Perspektiven können nebeneinander stehen bleiben. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Die Meditationstexte als Wünsche, lyrische Texte oder Gebete der unterschiedlichen Menschen geben Themen frei und unterstreichen den freien Austausch. Etwas Besonderes wird möglich: von außen nach innen – von der gemeinsamen Betrachtung zur eigenen Mitte – von Mensch zu Mensch – von Mensch zu Gott – von Gott zu Mensch – alle verbunden.

Ingrid Scholz

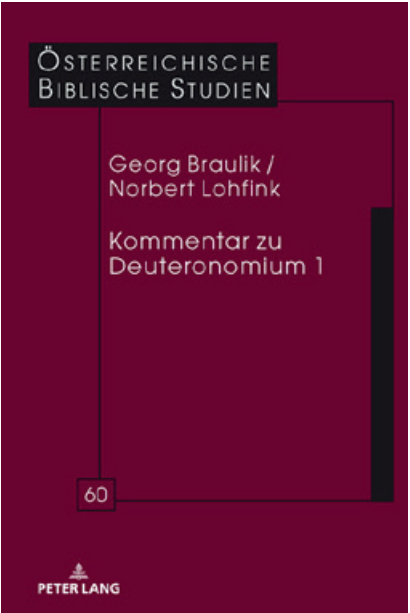
Georg Braulik / Norbert Lohfink
Kommentar zu Deuteronomium 1
Österreichische Biblische Studien

Berlin u.a.: Peter Lang Verlag. 2024
606 Seiten
94,95 €
ISBN 978-3-631-89521-4

Hinüberziehen wirst du nicht! – Dieses harte Wort, das Mose am Ende seines Lebens beim Anblick des Gelobten Landes von Gott hören muss, bildet auch so etwas wie einen Grundton des Deuteronomium-Kommentars von Norbert Lohfink und Georg Braulik. Was vor Jahrzehnten von den beiden Deuteronomium-Spezialisten als monumentales, mehrbändiges Werk angelegt wurde, bleibt nun unvollendet. Die Kommentierung des ersten Kapitels erschien nur wenige Monate vor Norbert Lohfinks Tod im September 2024.

Dennoch ist dieser erste Band weit mehr als ein kleines Teilstück, stellt er doch das Programm und die inhaltlichen Leitlinien vor, so dass vieles bereits an den ersten ausgelegten Versen exemplarisch deutlich wird, was für die Pentateuchexegese (und weit darüber hinaus) von Bedeutung ist. Wie gerne würde man in dieser Anschaulichkeit, Akribie und Meisterschaft durch das ganze Deuteronomium geführt. Diese Wehmut wird bleiben. Die unzähligen vorbereitenden Einzelstudien zu Lexemen, Wortketten, Gliederungsmerkmalen und der Gesamtgestalt, die verarbeitet wurden, lassen sich nur erahnen.

Kernstück der Kommentierung ist die synchrone Endtextauslegung: „Auf jeden Fall ist es das Ziel unserer obersten Gliederungsebene, der synchronen Endtextbetrachtung vollen Eigenstand zu geben und dem Leser nicht ständig durch diachrone Einschiebsel die Perspektiven durcheinanderzubringen. Er soll innerhalb des synchronen Teils einen einzigen festen Zeitstandpunkt haben ...“ (560) In der den beiden Exegeten eigenen bildreichen Sprache begründen sie ein Proprium ihres Kommentars, nämlich eine Neuerung gegenüber den üblichen Kommentaren durch die Rubrik „Rekonstruktion des Leseprozesses“: „Wir haben hier so etwas wie



eine Truppenverschiebung vorgenommen. Durch sie wollen wir in der Abteilung ‚Auslegung‘ Raum schaffen für Dinge, die erst durch die neuere Literaturwissenschaft ans Tageslicht gekommen sind: einmal Lesevorgang und Leserlenkung, zum anderen Intertextualität. Mit der Intertextualität tritt außerdem auch der Kanonaspekt in die Kommentierung ein.“ (561)

Der Kommentar erschließt die „Welt“, in der ein damaliger Leser sich bewegte, inklusive der für ihn geltenden Enzyklopädie, genauer: den textinternen Modell-Leser („implied reader“). Nun kommt eine Besonderheit der Autoren, die bei der Lektüre des Kommentars besonders fruchtbar ist: „Will man ihn exakt entwerfen, muss man ihn sogar verdoppeln. Das hängt mit dem Wesen des Lesevorgangs zusammen. Man muss zwischen dem Erstleser und dem Zweitleser unterscheiden.“ (562 in Bezugnahme und Abgrenzung zum Modelleser ersten und zweiten Grades bei Umberto Eco). Während der Erstleser des Deuteronomiums ein Leser in der Endphase der Textwerdung sei, die Bibel also zum ersten Mal liest, kennt der Zweitleser das Deuteronomium als Ganzes, kennt auch die ganze hebräische Bibel

oder sogar das Neue Testament. Ein so aufgestellter Zweitleser liest den Text, wobei er Vermutungen des Erstlesers – der immer nur Kenntnis bis zu eben demjenigen Vers hat, den er gerade liest, nicht darüber hinaus – verifiziert, falsifiziert oder anderweitig ergänzt.

Die Autoren wünschen sich als Idealbild einen heutigen Menschen, der vom „Kommentarbenutzer zum Mitleser“ (vgl. 563) wird. In christlicher Perspektive heißt ein solches Mitlesen anderes als in jüdischer Perspektive, wie am Beispiel des Anfangsverses verdeutlicht sein mag: „Das sind die Worte, die Mose zu ganz Israel gesprochen hat ...“ (Dtn 1,1) Am Dornbusch hatte Mose Gott erklärt, er sei kein Mann der Worte, weshalb ihm Aaron zur Seite gestellt wurde. Er selbst tritt in der Erzählperspektive des Buches Exodus ganz hinter das göttliche Wort zurück und richtet Israel die Worte aus, die JHWH auszuführen befohlen hat. Der Bucherzähler des Deuteronomiums verschiebt dagegen mit dem ersten Vers den Akzent zu Mose hin: „Das sind die Worte, die Mose zu ganz Israel gesprochen hat.“ (Dtn 1,1*). Bereits innerhalb des Pentateuchs handelt es sich um eine gewichtige Aussage. Hier stimmen jüdische und christliche Auslegung völlig überein. Sie werden sich aber trennen, wo die jeweiligen Kanonumfänge sich unterscheiden. Die beiden Autoren ziehen von hier aus den Bogen der Beobachtungen weit hinein ins Neue Testament: „Die Eröffnung des Deuteronomiums ist [...] ein wichtiger Text für die johanneische Christologie. Das Geheimnis des fleischgewordenen Logos wird von Mose her verstanden, der an seinem letzten Lebenstag in den Höhepunkt seiner Aufgabe hineinwächst, und es wird zugleich davon abgehoben.“ (75)

Meisterschaft im kleinsten Detail und im großen Ganzen: Eine für den Lesevorgang und die jeweilige Gestalt der Heiligen Schrift derart sensible Kommentierung des zentralen biblischen Buches Deuteronomiums bei gleichzeitiger fachwissenschaftlicher Tiefenschärfe sucht ihresgleichen.

Claudia Sticher

Kay Weißflog

Ester

Eine jüdische Königin rettet ihr Volk

Biblische Gestalten

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2024

203 Seiten m. farb. Abb.

25,00 €

ISBN 978-3-374-07517-1

Das Buch Ester birgt viele hochaktuelle Aspekte, die eine Lektüre in Schule und Kirche äußerst lohnend machen: Fragen von Schönheitskonzepten und Genderrollen; Bezüge zum gelebten Judentum heute und erschreckend geläufige Muster des Judenhasses schon in der Antike; Erfahrungen von Macht und Ohnmacht, von Willkür und Autokratie, von Gewalt und Gegengewalt – individuell wie auch gesellschaftlich-politisch. Ein Band zu Königin Ester in der Reihe „Biblische Gestalten“ kommt daher zur richtigen Zeit und trägt dazu bei, dieses biblische Buch stärker ins christliche Bewusstsein zu heben. Die Darlegungen von Kay Weißflog folgen dem für die Reihe typischen Dreischritt: In Teil A („Einführung“) werden grundsätzliche Themen und Entstehungsbedingungen des Buches angesprochen. Der umfangreiche Teil B („Darstellung“) führt hauptsächlich durch den biblischen Text. Teil C („Wirkung“) widmet sich wichtigen Stationen und Bereichen der jüdischen wie auch christlichen Rezeptionsgeschichte.

Schon zu Beginn nennt Weißflog das zentrale Thema eines Buches, das zwar vor einer märchenhaft-orientalischen Kulisse wie aus 1001 Nacht spielt, in dem es aber um nicht weniger als die drohende Totalauslöschung des jüdischen Volkes als kleiner Minderheit im persischen Reich geht. Als Rettergestalt in dieser katastrophalen Lage ist Ester im Judentum sehr präsent und bis heute wird ihre Geschichte als Gründungssage des Purimfestes stetig erinnert. Christlicherseits tat man sich mit dieser in mancher Hinsicht „heiklen“ Geschichte schwerer. Weißflog stellt daher die Weichen für einen verantworteten Umgang mit dieser fiktiven „Gegengeschichte“ (19) zu den faktischen Machtverhältnissen aus der Perspektive der unterlegenen Minderheit. Er



bietet eine differenzierte historische Sicht auf das persische Reich in Korrelation zur Darstellung im Esterbuch und reflektiert Herkunft und Entstehung dieser Diasporaerzählung mit intertextuellen Bezügen v.a. zur Josefs- und Danielgeschichte. Die Argumentation des Judenfeindes Haman bettet er ein in das stereotype Repertoire antiken wie modernen Judenhasses. Angesichts der Gewaltspirale, die auch die Opfer zu Tätern werden lässt, stellt er die immer noch aktuelle Frage, wie sich Gewalt ohne Gewaltanwendung wirksam eindämmen ließe. Er benennt die sexistischen Machtstrukturen, denen sich Esters Vorgängerin Washti mit allen Konsequenzen verweigert, innerhalb derer Ester aber dennoch zu einer geschickt Handelnden wird. Gott werde anders als in den griechischen Textfassungen in der hebräischen Fassung zwar kein einziges Mal explizit genannt, doch sei sein Wirken „zwischen den Zeilen“ (36) gegenwärtig.

Bei der textchronologischen Darstellung in Teil B stellt der Autor die hebräische Fassung in den Mittelpunkt. Mit dem Blick auf die gesamte Erzählung macht er zunächst die narrativen Strukturen mit ihren kunstvollen Verknüpfungen von Erzählfäden und Spannungsbögen sowie ihren Konzepten von Raum und Zeit sichtbar. Die sich anschließenden detaillierten Erläuterungen zu den einzelnen Textpassagen liefern vielfältige Sachinformationen sowie Bezüge zu anderen biblischen Passagen und nehmen die Lesenden lebendig mit hinein in das narrative Geschehen.

Die Einblicke in die Rezeptionsgeschichte (Teil C) offenbaren die tiefe Diskrepanz zwischen der reichhaltigen, zumeist positiven jüdischen und der sehr verhaltenen christlichen Wahrnehmung des Buches. Als Beispiele früher jüdischer Rezeption werden an dieser Stelle die Septuagintafassung und die Nacherzählung durch Flavius Josephus in seinen Antiquitates Judaicae mit ihren theologisierenden Weiterschreibungen betrachtet. Ferner kommen Zeugnisse aus der rabbinischen Literatur und einige (auch kritische) moderne jüdische Stimmen zu Wort. Demgegenüber fristete das Buch Ester im Christentum ein „Schattendasein“ (167). Weißflog verweist auf einige Wertschätzung von Ester als Vorbild in der alten Kirche und auf die allegorische Auslegung der Esterfigur mit Blick auf Maria und die Kirche im Mittelalter, aber auch auf die Abwertung des Esterbuches z.B. durch Luther. Während Ester also in der Theologie erst seit dem 20. Jh. wieder stärker entdeckt werde, gebe es überraschenderweise mannigfaltige Rezeptionsbeispiele aus Malerei, Literatur, Musik und Film. Die von Weißflog angeführten Beispiele zeugen von einer sehr freien und vielfältigen Perspektive auf die Esterfigur.

Insgesamt bietet dieses Buch zur biblischen Gestalt der Ester einen ebenso informativen wie multiperspektivischen Überblick, bei dem die zahlreichen Abbildungen eine hilfreiche visuelle Unterstützung darstellen.

Rita Müller-Fieberg

Benedikt Hensel
Das Jonabuch heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2025
184 Seiten m. farb. Abb.
19,80 €
ISBN 978-3-290-18696-8

Der von Benedikt Hensel, der an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg lehrt, verfasste Kurzkomentar zum Buch Jona macht das erste Dutzend von Bänden der im Theologischen Verlag Zürich (TVZ) erscheinenden Reihe „bibel heute lesen“ komplett.

In der Einleitung (15-35) legt der Autor den Aufbau des Buches Jona als auch dessen exegetische und damit theologische Leitworte dar – für das breite Lesepublikum insofern angenehm erleichtert, als keine Hebräisch-Kenntnisse notwendig sind. Daneben thematisiert Benedikt Hensel die Fragen der Einheitlichkeit und der Entstehung des Buches Jona. Hensels kurze Ausführungen zur Theologie dieses prophetischen Buches laden ein, diese Spuren auf Grundlage der sich anschließenden Kommentierung zu verfolgen.

Der Autor kommentiert das Buch Jona in insgesamt sechs Abschnitten (37-133): Jona 1,1-3; 1,4-16; 2,1-11; 3,1-3; 3,4-10 und 4,1-11. Diese Unterteilung folgt Hensels Ausführungen in der Einleitung. Hingegen ist man als aufmerksamer Leser etwas verwirrt, wenn auf der Innenseite des Buchumschlages ein davon abweichender Aufbau des Buches Jona vorgestellt wird. Im Anschluss an die Kurzkomentierung widmet sich der Autor unterschiedlichen Aspekten der äußerst breiten Wirkungsgeschichte des Jonabuches – sowohl innerbiblisch als auch im außerbiblischen künstlerischen Bereich (135-163). Der Akzent liegt allerdings auf der innerbiblischen, vor allem neutestamentlichen Rezeption.



In den abschließenden Nachbetrachtungen (165-180) unterstreicht Benedikt Hensel, wie lohnenswert und weiterführend es sein kann, sich auf das Jonabuch und seine theologischen und wirkungsgeschichtlichen Facetten einzulassen, wenn er formuliert: „Es mag diese Sinnfülle sein, die Jona nicht auf eine konkrete Botschaft reduzieren lässt, sondern eine gewisse Rezeptions- und Spiegelfläche bietet für Leserinnen und Leser – und zwar von der Antike bis heute.“ (165)

Ein übersichtliches Literaturverzeichnis rundet den Kommentarband ab. Insgesamt 9 Abbildungen sowie vergrößerte Ausschnitte aus einer Farblithographie, die den Umschlag gestaltet, lockern den Band in charmanter Weise auf. Bei der einen oder anderen Abbildung würde man sich eine etwas vergrößerte Darstellung wünschen, um die Bildbotschaften besser nachvollziehen zu können; doch die Nutzung des Internets vermag hier ja für Abhilfe zu sorgen.

Der Kurzkomentar zum Buch Jona von Benedikt Hensel kann gut und gerne als gelungen bezeichnet werden. Denn die Ausführungen verlieren sich nicht in wissenschaftlichen Detailfragen, die ihren berechtigten Ort in anderen Kommentarreihen einnehmen, sondern dieser Kommentar hat Leserinnen und Leser im Blick, die Freude, Lust und Interesse am Lesen biblischer Texte gewinnen sollen. Dies gelingt insbesondere durch die gute Lesbarkeit und die Prägnanz sowie durch die Gedanken zur Wirkungsgeschichte und die Nachbetrachtungen. Wer auch immer in Pastore und Seelsorge oder in Schule und Erwachsenenbildung mit dem Buch Jona arbeiten möchte oder weiterführende Impulse dazu sucht, dem sei dieser kleine Band sehr empfohlen!

Bernhard Klinger

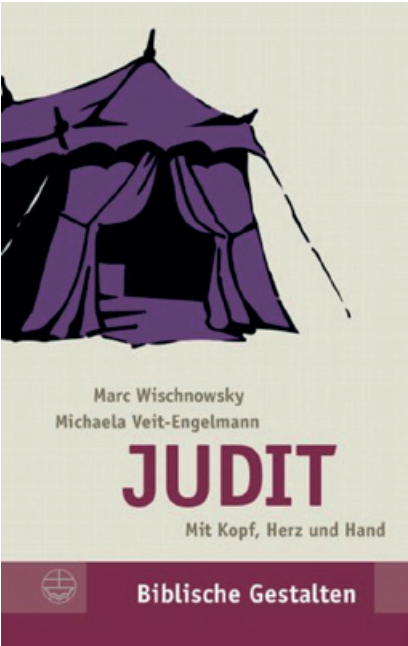
Marc Wischnowsky / Michaela Veit-Engelmann
Judit
Mit Kopf, Herz und Hand

Biblische Gestalten
Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2025
255 Seiten m. s-w u. farb. Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-374-07785-4

Die von der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig herausgegebene Reihe „Biblische Gestalten“ ist mittlerweile auf stolze 35 Bände angewachsen. Im aktuellen Band widmet sich das Autorenpaar Marc Wischnowsky und Michaela Veit-Engelmann – beide arbeiten in religionspädagogischen und gemeindepraktischen Kontexten – der Gestalt der Judit und dem nach ihr benannten Buch.

Beide laden ein, sich auf eine Entdeckungsreise zu machen: „Zu entdecken, was in der Bibel von ihr (Judit, d. Verf.) erzählt wird, welche Zeitfragen sich in dieser Geschichte spiegeln und woran sich die unterschiedlichen Bilder dieser faszinierenden Frauengestalt festmachen.“ (14) Dazu führt das Autorenduo die Leserinnen und Leser fundiert und breit, aber keineswegs zu ausladend an die Gestalt der Judit und an das gleichnamige Buch heran. Dies ist mehr als notwendig, da, wer sich mit dem Buch Judit auseinandersetzt, sich mit der Entstehung des Kanons der biblischen Schriften und mit den konfessionellen Unterschieden des biblischen Kanons zu beschäftigen hat. Das macht die Einführung (13-58) hilfreich und wertvoll! Die Autoren nehmen dabei sowohl die biblische Zeitgeschichte, die Kanongeschichte sowie die Art und Weise in den Blick, wie das Buch Judit Geschichte theologisch deutet.

Auf dem zweiten Abschnitt des Buches unter der Überschrift „Darstellung“ liegt der Schwerpunkt: Zum einen gehen die Autoren kursorisch durch die sechzehn Kapitel des Buches Judit (59-134), zum anderen tippen sie in der gebotenen Kürze, die zum Weiterdenken anregt, theologische Themen innerhalb des Buches Judit an (134-193).



Das Judit-Buch verstehen Wischnowsky und Veit-Engelmann als Drama in drei Akten: Denn Judit und die mit ihr zusammenhängende Erzählung brauchen eine komplette Bühne, damit sich das weltgeschichtliche Panorama voll entfalten kann. Diesen weiten und umfassenden Ausblick bietet das Autorenduo, wenn es die drei Akte – unterteilt in zwölf Szenen und ein Schlussbild – darstellt. Damit zeichnet es ein Bild, das die Bedeutung Judits unterstreicht, nämlich „sie als Teil des Kanons zu lesen und sich immer wieder neu zum Nachdenken über eigene Lebens- und Glaubensfragen anregen zu lassen.“ (58) Damit ist, wie bei anderen Dramen auch, der Vorhang zwar geschlossen, aber viele Fragen bleiben offen. Und an eben diese möglichen Fragen knüpfen Marc Wischnowsky und Michaela Veit-Engelmann in der zweiten Hälfte des zweiten Abschnitts an und gehen auf unterschiedliche Aspekte ein, nämlich: auf sozialgeschichtliche Aspekte, auf die Frage nach Frauen- und Männerbildern, auf die Spannung von gesellschaftlicher Schwachheit und Stärke bzw. von Gewalt und Moral und auf die Frage, wie sich die Souveränität Gottes und der Lauf der Geschichte zu-

einander verhalten. Das lässt deutlich werden, dass die Beschäftigung mit der Gestalt Judits äußerst intensiv und spannend werden kann, weil diese Frau und ihre Geschichte ein sehr facettenreiches Panorama darstellen.

Im dritten Abschnitt ihres Buches schließlich stellen Marc Wischnowsky und Michaela Veit-Engelmann einige Akzente der breiten Wirkungsgeschichte des Judit-Buches vor (194-245), nämlich die Deutung Judits in der Vulgata und in mittelalterlichen Midraschim, in der darstellenden Kunst, der Musik und der Literatur. Und hier wird deutlich: Es kann nur ein Antippen, ein – bildlich gesprochen – Appetitanreger sein, das Lust auf mehr machen soll – ganz so, wie es die Autoren selbst formulieren. „Es zeugt von der literarischen Begabung des Verfassers, dass diese Geschichte dennoch nicht platt daherkommt, sondern im Gegenteil vielschichtige Deutungen zulässt, Bezüge zu anderen biblischen Geschichten herstellt und Verbindungen andeutet, die aus dem Buch Judit nicht weniger machen als eine Interpretation der (Heils-)Geschichte Israels unter neuem Vorzeichen. In Judit, der Judäerin schlechthin, verdichten sich die Erfahrungen eines ganzen Volkes mit seinem Gott und seiner Geschichte.“ (238) Facetten dieser Erfahrungen zu entdecken – auch für das eigene Leben und für die eigene Zeit: dazu regt die Gestalt der Judit an – und die Ausführungen und Gedanken der beiden Autoren bieten eine gute Hilfestellung an. – Der vierte Abschnitt mit dem Verzeichnis grundlegender Literatur zum Buch Judit und dem der insgesamt 12 Abbildungen (246-254) rundet das Buch ab.

Dass Marc Wischnowsky und Michaela Veit-Engelmann, wie eingangs erwähnt, in religionspädagogischen und gemeindepraktischen Kontexten tätig sind, macht das vorgelegte Buch so interessant und charmant. Es handelt sich hier nämlich um ein empfehlenswertes Beispiel von Wissenskommunikation für eine breite Öffentlichkeit. Genau das, was dem Rezensenten notwendig erscheint für die Arbeit in Schule, Gemeinde und Erwachsenenbildung oder für eine Erstbegegnung mit dem Buch Judit.

Bernhard Klinger

Stefan Müller / Antje Herzog (Illustrationen)
der kleine Jesus

Wien / Graz: Verlagsgruppe Styria – Molden Verlag. 2024
158 Seiten m. s-w Abb.
22,00€
ISBN 978-3-222-15133-0

Nach einer kritischen Sichtung der Leben-Jesu-Forschung seiner Zeit stellte Albert Schweitzer einst fest, dass das ideale Jesusbild dem idealen Männerbild seiner Zeit verdächtig ähnlich sah. Diese Beobachtung machten auch unzählige andere Forscherinnen und Forscher, sodass es scheint, jede Generation finde in den Quellen genau den Jesus, den sie dort suche.

Da die historische Jesusforschung in der Zeit der Aufklärung als Korrektiv der vermeintlich vereinnehmenden und einseitig verzerrenden kirchlichen Verkündigung an den Start gegangen ist, wohnt der (historischen) Jesusforschung häufig ein pädagogisch-aufklärerischer Impetus inne. Es geht ihr darum, die Gläubigen davor zu bewahren, der kirchlichen Verkündigung mit ihren christologischen Dogmen allzu unkritisch Glauben zu schenken. Mit anderen Worten: Die Kirche ist das Establishment, die historische Jesusforschung die Avantgarde, die den „eentlichen“ Jesus wieder in den Vordergrund stellt und erlebbar macht – oder wie Stefan Müller formuliert: „Sie löste die Bande, mit denen er jahrhundertlang an den Felsen der Kirchenlehre gefesselt war, und freut sich, als wieder Leben in die Figur kam.“ (15)

Da jeder Blick auf historische Personen und Ereignisse zeit- und standortgebunden sein muss, ist es wenig überraschend, dass die Jesusbilder und -bücher die Diskurse ihrer jeweiligen Zeit bedient haben und den Bedürfnissen ihrer Zeit entgegenkamen, selten überraschende und unerwünschte Eigenschaften aufwiesen und sich durchaus auch für (Kirchen-)Politik eigneten.



Was für wissenschaftliche Bücher zum historischen Jesus gilt, trifft in noch höherem Maße für populärwissenschaftliche und katechetische Literatur zu. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – werden schlanke und optisch ansprechende Bände aus dieser Kategorie gerne im Religions-, Konfirmations- oder Firmunterricht eingesetzt, um jungen Menschen einen frischen und niedrigschwelligen Zugang zu Jesus anzubieten. Dabei nimmt man in Kauf, dass die Zeichnungen arg grob und holzschnittartig ausfallen können, solange sie ihren Zweck erfüllen und Jesus wieder ins Gespräch bringen.

Mit seiner „himmlischen Biographie“ ist Stefan Müllers Buch „der kleine Jesus“ der jüngste Vertreter dieser Gattung. Auf den ersten Blick spricht das Buch an, es ist kurz, gut lesbar und ansprechend illustriert. Die zehn Kapitel sind nicht zu lang und wecken mit Titeln wie „Revoluzzer der Herzen“, „Ein Kind mit Macken“, „Das Geheimnis der Frauen“ und „Jesus lebt, oder?“ Interesse. Auflockernde Sammlungen zwischen den Kapiteln wie „Religion gründen für Anfänger. Was wichtig ist, um mit der eigenen Lehre durchzustarten“ oder „Handeln wie ein Jesus. Zehn Gebote für wirksames Leadership“, wecken jedoch erste Zweifel, ob das Buch das halten kann, was es verspricht.

„Mutig und kurzweilig“, so behauptet der Klappentext, „zeigt uns der Historiker Stefan Müller einen Jesus abseits aller Klischees – und was er uns heute noch zu sagen hat“. Wer das Buch aufschlägt und ernsthaft zu lesen beginnt, wird Albert Schweitzer nach wenigen Seiten zustimmen müssen: Auch „der kleine Jesus“ ist geprägt von den Diskursen seiner Zeit und orientiert sich überwiegend an Standpunkten, die als progressiv und kirchenkritisch beschrieben werden können. Beim Lesen wird klar, dass das Buch auf mehreren Ebenen problematisch ist: sprachlich, methodisch, historisch und theologisch.

Die lockere Sprache, die Jugendliche und junge Erwachsene ansprechen möchte, ist mitunter flapsig und so vordergründig provokativ, dass sie sich eher an ihre Zielgruppe anbietet, statt frisch und einladend zu sein. Problematisch ist dabei, dass sich nicht immer unterscheiden lässt, wo vom Autor Ergebnisse historischer Forschung geboten, wo abseitige Einzelmeinungen referiert und wo schlicht fabuliert wird. Bei einer Darstellung, die gerade das Ziel hat, Wahrheit und Mythos voneinander zu trennen und „verlässliche Informationen nahe am Menschen zu liefern“ (155), ist das kontraproduktiv.

Erschwerend kommt hinzu, dass in der Darstellung immer wieder Grenzen überschritten werden. Dazu gehört, dass sich die unterschiedlichen Erinnerungsbilder von Jesus in den kanonischen Evangelien nicht einfach zu einem historischen Jesus verrechnen lassen – auch nicht unter Heranziehung apokrypher Texte, die „die Kirche mit universellem Anspruch auf eh alles, griechisch: katholikós“, sich bemühte aus ihrem Kanon „verschwinden zu lassen“ (30). Es überrascht, dass ein Historiker historische und literarische Ebenen in biblischen Texten nicht trennt, den unterschiedlichen Wert seiner Quellen nicht reflektiert und sich nicht ausreichend in den historischen Kontexten des ersten Jahrhunderts – jüdischen wie römischen – auskennt, in denen er sein Jesusbild verortet.

Einige Beispiele: Weder gibt es in der römischen Antike ein Proletariat (57), noch ist die Alphabetisierungsquote bei Juden im ersten Jahrhundert grundsätzlich höher als im Rest der Bevölkerung (41), noch gibt es „keine Gewinner ohne Verlierer“ (61). Insbesondere die jüdischen Kontexte sind irreführend bis falsch dargestellt, bei den Ausführungen über den Status von Frauen werden gar jüdische und paganantike Vorstellungen so unglücklich vermischt, dass uninformierte Leser meinen könnten, es seien die Juden, „die unerwünschte Kinder, besonders Mädchen“ (97) beseitigen, nicht die Griechen und Römer.

Bei manchen Schilderungen fragt man sich zudem, auf welchen Quellen sie beruhen könnten: „Als Jesus neun Jahre alt ist, geht er mit seinem Vater in das örtliche Bad. Endlich wieder waschen und entspannen. Doch dieses Mal, die Szene ist gut vorstellbar, sitzt ihm der Vater gegenüber und mustert seine Hoden. Sobald sich dort zwei Haare zeigen, ist Jesus offiziell in der Pubertät. Er darf sich dann verloben und heiraten.“ (42) Nach dieser Beschreibung überrascht es nicht, dass die angebliche Liebesbeziehung zu Maria Magdalena vom Autor aus der Mottenkiste geholt und ausgewalzt wird, auch hier ohne jede Quellenkritik (94).

Selbst wenn die „Via Marias“ statt der „Via Maris“ (40) vermutlich ein Tippfehler und das Haus des Johannes (statt Petrus) in Kafarnaum (60) schlecht lektoriert ist, so gehen Bemerkungen wie die folgende nicht einmal in einer Einführungsveranstaltung im Theologie-Studium durch: „Wie war das mit der Jungfräulichkeit? Konnte Maria nach der Geburt des Herrn immer noch intime Beziehungen gehabt und weitere Kinder zur Welt gebracht haben, besaß sie also eine ‚vulva reservata‘? Nein, bestimmte Papst Pius IX. 1854 endgültig: Maria hätte ihre Jungfräulichkeit niemals eingebüßt, sie (...) besitze einen ‚uterus clausus‘. Und Gott? Der musste männlich sein. Penis aeternus.“ (103f) Zu offensichtlich ist hier der Wunsch des Autors, seine Leser zu provozieren. Die sachlichen Ungenauigkeiten und Fehler im Buch sind Legion, bis hin zum „Gemüse“ beim letzten Abendmahl (111).

Doch damit nicht genug: Wenn „aus dem fiesen Strafgott des Alten Testaments“ „ein streichelsanfter Papa“ wird (8, 69) und aus Jesus „ein jüdischer Palästinenser. Klein und kräftig, mit Kräuselhaar und dunklem Teint, vermutlich. Ein Jesus of Color. Sein Platz wäre heute wahrscheinlich in Gaza, nicht in Jerusalem“ (12), oder „ein radikaler Gesinnungsethiker, der sich nicht um die Folgen seiner Lehre in der realen Welt kümmerte“ (16), sind auch theologische Linien überschritten, nicht nur sprachliche und geschmackliche.

Die Rede vom „Narrativ der Auferstehung“, dass „Jesus Christus, den Mythos [erschuf]“ (15), verortet das Buch in der Zeit des postmodernen Konstruktivismus. Doch das geht nicht ohne den Versuch einer Provokation: „Durch das Narrativ der Auferstehung ergab der schlimmste aller Tode erst Sinn. Sonst wäre nicht der Stein weg, sondern der Badewannenstöpsel gezogen und das Wasser des Glaubens abgeflossen. (118)

Dabei ist der Blick auf die Gläubigen eher belächelnd: „Das Christentum ist eine Wunderreligion, die von gut vermittelbaren Rätseln lebt. Nur wenn etwas nicht beweisbar ist, können höhere Kräfte hinter unerklärlichen Phänomenen stecken.“ (91) Als Religionskritik ist das doch recht seicht, und wie so oft bei aufklärerischen Ansätzen, die auf historische Jesusforschung zurückgreifen, geht eine Kategorienvertauschung von Mysterium mit dem Vergessen der Erfahrungskategorie Hand in Hand: „Die Autoren der Evangelien haben zwar Überlieferungen ver-

arbeitet, aber natürlich auch Glaubenspropaganda fabriziert.“ (90) Dass die Evangelien nicht nur historische Quellen sind, sondern darüber hinaus und vor allem Identitätstexte, wird vom Autor nicht verstanden und folglich nicht reflektiert.

Fazit: Auch wenn in „der kleine Jesus“ aktuelle bibelwissenschaftliche Literatur verarbeitet wird, spiegelt das Buch nicht den aktuellen Stand exegetischer Forschung. Für den Einsatz in Katechese und Religionsunterricht ist es nicht geeignet, noch nicht einmal als Einstieg, es sei denn, eine Lerngruppe macht sich auf, den Text zu dekonstruieren. Wer nach einer Einführung in die aktuelle historische Jesusforschung sucht, ist mit Daniel Marguerats „Jesus aus Nazaret“ (vgl. Eulenfish Literatur 1/23) besser bedient.

Sandra Huebenthal



Martin Kaufhold
Die abendländische Christenheit im Mittelalter

Freiburg: Herder Verlag. 2025

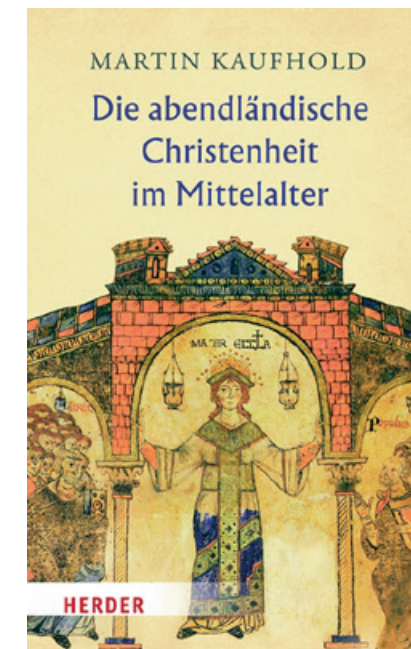
431 Seiten m. farb. Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-451-02977-6

Auf der Suche nach historischen Einführungs- oder Überblickswerken zu einer bestimmten kirchengeschichtlichen Epoche stößt man noch allzu häufig auf Bücher, die altbekannte Themen mit nur wenigen neuen Einsichten präsentieren. Dazu gehören im Hinblick auf das Mittelalter vor allem die sogenannte Germanenmission, das Verhältnis von weltlicher und geistlicher Macht, Entwicklungen in der Ordensgeschichte, Kreuzzüge und Verfolgung von „Häretikern“ sowie das Verhältnis zu Judentum und Islam. Mit einer gewissen Geschlechtersensibilität wird normalerweise auch die Frauenmystik beleuchtet. Umso mehr überrascht das neue Buch „Die abendländische Christenheit im Mittelalter“ von Martin Kaufhold, das sich in vielerlei Hinsicht wohltuend von der Masse vergleichbarer Darstellungen abhebt. Es erhebt den Anspruch, den wandlungsreichen, nah an den Menschen orientierten – und damit nicht allein auf die Mächtigen und christlichen Eliten bezogenen – Prozess der Christianisierung Europas nachzuzeichnen. Damit wagt der Autor einen erfrischend „anderen Blick“ (13). Der Mittelalterhistoriker lenkt die Aufmerksamkeit weg von dem einseitigen und auch verzerrten „Bild der mittelalterlichen Christenheit [...] [von] einer strengen hierarchischen Ordnung mit dem Papst an der Spitze“ (13) und öffnet sie für die Vielfalt fremder „Möglichkeiten und [...] Milieus unterschiedlicher Ausprägungen christlichen Lebens“ (26).

In drei Teilen, die der klassischen Gliederung in Früh-, Hoch- und Spätmittelalter folgen, werden neben den üblichen Schwerpunkten auch Aspekte wie die bäuerliche Welt des Frühmittelalters, die Leserschichten der Heiligen Schrift im Hochmittelalter, der von Dämonen, Geistern und Magie geprägte religiöse Alltag sowie insbesondere die Aufbrüche von Laien – Männern wie Frauen – thematisiert. Der Aufbau der Unterkapitel der drei Hauptteile ist jedoch



weder linear noch streng chronologisch, sondern orientiert sich an thematischen Blöcken, die zwar in sich geschlossen wirken, zugleich aber Vor- und Rückgriffe sowie Seitenblicke in verwandte Felder erlauben. Dadurch entsteht ein Leseerlebnis, das Brüche und Kontinuitäten gleichermaßen nachvollziehbar macht und die Ursachen für Entwicklungen und Reformen deutlich werden lässt. Es gibt kein Kapitel, in dem nicht Bezüge zu vorangegangenen Abschnitten hergestellt würden. Zahlreiche Abbildungen vertiefen das Verständnis und eröffnen Einblicke in die fremdartige Welt des Mittelalters. Diese Andersartigkeit verbindet der Autor immer wieder mit dem heutigen Verständnishorizont, etwa wenn er den hagiographisch überlieferten Wettstreit des Hl. Patrick mit einem Druiden mit den magischen Duellen in den Harry-Potter-Romanen vergleicht (49). Durch solche Analogien gewinnen die Leserinnen und Leser einen deutlich lebendigeren Zugang zur Gedankenwelt des frühen Mittelalters, als es bloße Sachberichte ermöglichen würden. Die zahlreichen in kursiver Schrift eingefügten Quellenzitate, die geschickt in die Darstellung eingeflochten sind, vermitteln einen unmittelbaren Eindruck von der mittelalterlichen Welt. Wo immer möglich, wird zudem versucht, die weibliche Perspektive einzubeziehen.

Darüber hinaus wagt Kaufhold zahlreiche Perspektivwechsel: So rückt er von der gängigen These des mittelalterlichen Klerikalismus ab und zeigt eindrucksvoll, dass zwar Päpste wie Gregor VII. das sittliche Leben der meist verheirateten oder im Konkubinat lebenden Priester kritisierten und zu reformieren suchten, dabei aber aus der Ferne nur begrenzten Einfluss hatten. Stattdessen habe ein Mentalitätswandel im Hochmittelalter dazu geführt, dass sich die Kirche von einer elitären Institution zu einer Volkskirche entwickelte. Christliche Laien mit neu erwachtem Sündenbewusstsein und stärkerer Hinwendung zum leidenden Christus erhoben zunehmend höhere sittliche Ansprüche an Priester, die sie als verkommen empfanden, und leiteten so „das Jahrtausend des Klerus in der lateinischen Kirche ein“ (163). Kaufhold kommt daher zu der diskussionswürdigen These: „Die Bewegung der Gläubigen veränderte die Christenheit tiefergehend als das rigorose Reformpapsttum.“ (165)

Dass manche Facetten der mittelalterlichen Christentumsgeschichte zu kurz kommen oder gar unerwähnt bleiben – etwa die Glaubenswelt von Frauen außerhalb des Klosters oder in der Spannung zwischen Kloster und Welt –, ist zwar bedauerlich, angesichts von über tausend Jahren Vielfalt aber kaum vermeidbar.

Trotz des Anspruchs eines neuen Blicks stehen auch in diesem Werk die klassischen Themen der mittelalterlichen Kirchengeschichte im Vordergrund. Das überrascht nicht, da die alltägliche Welt der „unsichtbaren“ Bevölkerung – Frauen, Bauern, niedere soziale Schichten – aufgrund der spärlichen Quellenlage nur ansatzweise erschlossen werden kann. Kaufholds Verdienst besteht jedoch darin, wenigstens rational nachvollziehbare Annahmen zu formulieren und zugleich offen für Revisionen zu bleiben. Geschichtsschreibung darf niemals in Stein gemeißelt sein – nur so kann sie in unserem Denken lebendig bleiben. Damit leistet Kaufhold einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungskultur, regt durch Perspektivwechsel zum Nachdenken an und ist zweifellos absolut lesenswert.

Michaela Bill-Mrziglod

Jörg Ernesti
Der Vatikan
Geschichte, Verfassung, Politik
C.H. Beck Wissen

München: Verlag C.H. Beck. 2025
128 Seiten m. s-w Abb.
12,00 €
ISBN 978-3-406-82930-7

Im Frühjahr 2025 war es wieder zu erleben: Der Tod eines Papstes und die Wahl seines Nachfolgers sind globale Ereignisse. Sie bremsen die Tagespolitik, bringen Staatsoberhäupter und Regierungschefs zusammen und entflammen ein hohes Interesse an den Abläufen im Vatikan, an ihrer Symbolik und an ihrer Deutung. Hat der Papst auch nur wenig politische Macht, gilt er doch weit über den binnenkirchlich-katholischen Raum hinaus als Autorität. Der vorliegende Band hätte also zu keinem günstigeren Zeitpunkt erscheinen können – beabsichtigt oder nicht, das Timing von Autor und Verlag war perfekt.

Der Augsburger Kirchenhistoriker Jörg Ernesti beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Geschichte des Papsttums und der päpstlichen Diplomatie, vorwiegend im 20. Jahrhundert, und hat in der letzten Zeit einige Monographien zum Thema veröffentlicht; er ist also ein profunder Kenner der Materie und zudem aufgrund seines angenehm nüchternen Stils zweifellos der richtige Autor für einen solchen Band.



Dieser ist in zehn überschaubare Kapitel gegliedert, von denen die ersten drei einen dezidiert historischen Zugriff wählen und die Geschichte des Kirchenstaates vor 1870, die Phase des Papsttums ohne rechtlich geklärten Status nach der italienischen Staatsgründung (1870-1929) sowie die mit der faschistischen Regierung Benito Mussolinis geschlossenen Lateranverträge von 1929, behandeln. Die folgenden sechs Kapitel haben jeweils einen thematischen Fokus und stellen „Verfassung und Regierungssystem“, „Territorium und Staatsvolk“, die „Eigenheiten eines Mikrostaates“, „Das ungezügelte Finanzwesen“, „Die Mitarbeit in internationalen Organisationen“ sowie „Friedensvermittlung und humanitäre Aktivitäten“ dar. Abschließend evaluiert Ernesti „Chancen und Grenzen eines politischen Projekts“. Eine Zeittafel, knappe Literaturhinweise, Listen der Päpste und Kardinalstaatssekretäre seit 1929 sowie ein Personenregister runden den Band ab.

Ernesti bietet profundes Wissen: Wer die rund 120 Seiten gelesen hat, ist bestens gerüstet für die nächste Romreise oder Papstwahl. Wie der Staat der Vatikanstadt funktioniert und welche Eigenheiten er hat, wird hier hervorragend vermittelt. Freilich sind die Informationen – wie häufig in der Reihe C.H. Beck Wissen – sehr dicht, was die Lektüre auch dieses Bandes bisweilen etwas anstrengend macht. Ernesti setzt bei seiner Leserschaft durchaus Grundwissen über den römischen Katholizismus und die Geschichte Roms voraus – oder zumindest die Bereitschaft, sich fehlendes Wissen aus anderen Quellen anzueignen.

Einem katholischen Kirchenhistoriker könnte man bei oberflächlicher Betrachtung durchaus eine „parteiische“, also betont vatikanfreundliche Darstellung unterstellen; der Schlusssatz des Buches mag diese Vermutung auf den ersten Blick nähren, da Ernesti hier den Vatikanstaat als praktische Umsetzung der katholischen Soziallehre bezeichnet. Doch Ernesti weiß sehr wohl die wissenschaftliche Distanz zu seinem Gegenstand zu wahren und benennt kritikwürdige Aspekte (u.a. zum Finanzgebaren der vergangenen Jahrzehnte) mit aller wünschenswerten Klarheit. Insofern bietet das vorliegende Buch durchaus detailliertes Überblickswissen, das allen gute Dienste leisten wird, die in Schule, Pastoral oder Erwachsenenbildung das Wissen über den Vatikan verfügbar haben müssen.

Bernward Schmidt

Marco Benini
Brannte nicht unser Herz?
Die Messe verstehen – Eucharistisch leben

Freiburg: Herder Verlag. 2024
143 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-451-41043-7

Wir feiern Eucharistie, das heißt auch: Wenn wir eucharistisch leben möchten – so wie Marco Benini empfiehlt –, so leben wir aus der Danksagung. Mystagogische Wege zum Geheimnis des Glaubens zeigt der Trierer Liturgiewissenschaftler auf, der Romano Guardinis gedankenreiche, von existentiellern Ernst kündende Reflexionen aus der Zeit der Liturgischen Bewegung aufnimmt und neu fruchtbar macht für die Gegenwart.

Wissen Gläubige wirklich, wozu sie in der Eucharistie eingeladen und bestellt sind? Erfahren katholische Christenmenschen in der heiligen Messe wahrhaft die Freude am Glauben? Benini spürt den Zeichen der Liturgie nach, erläutert den Römischen Ritus und plädiert für eine hohe Einfachheit der Feier, ohne äußerlich fromm gemeinte Schnörkel und ohne priesterlichen Eigensinn. Unter Berufung auf den verstorbenen Papst Franziskus wirbt der Autor für liturgische Bildung, die die Sensibilität für die Schönheit der Messfeier neu- oder wiederentdeckt. Staunend dürfen Gläubige das Wort Gottes vernehmen, sich von der Homilie inwendig berühren lassen und an der Feier partizipieren, durch Gesten, durch Gesang, durch ein bewusstes Mitgehen und Mitbeten.



Die Eucharistie beginne mit der „persönlichen Einladung an Christus“: „Wollen wir, dass er in die Kammern unseres Inneren frei eintreten und alles sehen kann?“ Benini erinnert an die Begegnung der Jünger auf dem Weg nach Emmaus, die er eucharistisch deutet: „Der Gast wird auf einmal zum Gastgeber. Er ist in der Mitte, auf ihn ist alles orientiert. Der, den sie einladen, gibt ihnen geistliche Nahrung. Christus ist der „Hauptzelebrant“. Je mehr wir Christus einladen, desto mehr verbindet sich Christus mit unserem eigenen Leben. Dann gehen Christus und unser Leben in eins.“ Christus wolle uns so „wandeln wie die Jünger von Emmaus“. So könne die Eucharistie „Stärkung“ sein auf dem Weg unseres Lebens, die niemand für sich selbst feiere, sondern in Gemeinschaft mit anderen gefeiert werde und mit der Sendung in die Welt ende. Benini deutet die Eucharistie als „Weg der Freude“, die durch das brennende Herz symbolisiert wird.

Die Liebe Gottes wird in der Feier der Eucharistie sichtbar, auch in der Bitte um Vergebung, die uns die Barmherzigkeit Gottes zeigt, wie wir sie im Bußsakrament, das „besser“ als sein Ruf sei, erfahren können. Benini spricht von der „Umarmung des barmherzigen Vaters“, die in der Eucharistiefeier als „sündenvergebende Kraft“ gegenwärtig erfahr- und erlebbar werde.

In seinen Darlegungen übt der Verfasser – und dies vollkommen zu Recht – auch Kritik an konkreten Gestaltungen der Feier der heiligen Messe. Mancherorts wird das Mysterium des Glaubens, gewiss in bester Absicht, allzu sehr der Lebenswelt angepasst. Die Eucharistie ist mitnichten ein säkularer Erlebnisraum, geweckt werden soll und darf der Sinn für Gott, die Freude über die Teilhabe an der Gemeinschaft mit Christus. Wer einen Gottesdienst bloß äußerlich gestaltet und vielleicht pädagogische Absichten hegt, der rückt möglicherweise die Feiernden in den Mittelpunkt, lässt aber Gott außen vor. Zugleich wendet sich Benini den oft zeitgeistlich formulierten Fürbitten zu. Diese seien „kein Ort für Kirchenkritik“ oder „parteipolitische Statements“: „Wenn das Bemühen um Aktualität sie zu einer zweiten Tagesschau macht, ist der Bogen meist überspannt und Überlänge droht.“ Fürbitten sollen die „Not der Menschen zu Gott tragen“ und „echte Anliegen“ ausdrücken.

Marco Benini hat ein wichtiges und wertvolles Buch zur Feier der Liturgie vorgelegt, ohne moralische Ermahnungen, an die Schönheit des Ritus und die Wahrheit des Glaubens erinnernd. Gläubigen und Priestern sei anzumerken, „ob sie wirklich vor Gott stehen“, wenn sie Gottesdienst feiern. Wer die würdig gefeierte heilige Messe verlässt, begibt sich hinein in die Sendung, bestärkt vom „Geist der Anbetung“ und dem Empfang der Kommunion. Sehr schön schreibt Benini über die „stille Zeit des Einsseins mit Jesus“: „Während die Liturgie vieles regelt, ist die intimste Begegnung mit Christus ganz individuell: mit oder ohne Worte danken, bitten, loben, klagen, einfach da sein, Augen schließen, Erlebnisse und künftige Aufgaben mit Jesus durchgehen, auf der Zunge zergehen lassen, genießen, sich freuen ...“ Dieses schmale Buch weckt Freude an der gläubigen Mitfeier der Eucharistie.

Thorsten Paprotny

Peter Zimmerling (Hg.)

Ökumenische Spiritualität

Theologie – Lehren und Lernen – Digitalität

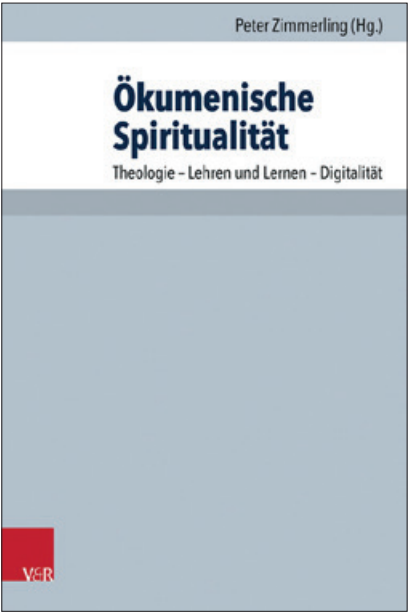
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag. 2024

286 Seiten

85,00 €

ISBN 978-3-525-50095-8

Während im römisch-katholischen Bereich „Spiritualität“ längst vertrauter Gegenstand wissenschaftlicher und praktisch-anleitender Bemühung ist (vgl. das mehrbändige „Handbuch der Spiritualität“ von Kees Waajman), nähert sich evangelische Theologie erst seit kürzerer Zeit diesem Begriff, der (verloren gegangen oder bewusst vernachlässigt) wieder zu ihren prägenden Schlagwörtern gerechnet werden will. Wurde sie zuvor noch als geradezu un-evangelisch (weil im diametralen Widerspruch zur Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnade als „articulus stantis et cadentis ecclesiae“) diskreditiert, scheint Spiritualität nunmehr als ureigenes protestantisches Moment im Sinne eines „heilsamen Risses“ (Chr. Möller) nicht nur attraktiv zu sein, sondern (etwa für die Praktische Theologie) immer mehr zu einem diskursleitenden Moment zu werden. Davon zeugen entsprechende Publikationen wie z. B. Corinna Dahlgrüns Lehrbuch (2018), die beiden Bände von Christian Möller (2003, 2006) oder das ambitionierte, in Fülle und Verarbeitung seinesgleichen suchende, von Peter Zimmerling edierte „Handbuch Evangelische Spiritualität“ (2017-2020). Im Sinne einer auch konfessionsverbindenden „praxis pietatis“ oder wenigstens deren Basis ist es (nicht nur für den Rezensenten) längst mehr als geboten, die gegenstandstheoretische und handlungsanleitende Grundlegung von Spiritualität in einen ökumenisch erweiterten Blick zu nehmen. Genau dieser Aufgabe hat sich ein u.a. von der Universität Leipzig organisiertes Online-Symposium Ende März 2022 gestellt, deren Tagungsband (auch von Peter Zimmerling herausgegeben) nunmehr vorliegt.



Dass dessen Titel „Ökumenische Spiritualität“ tatsächlich hält, was er verspricht, macht der Veröffentlichung durchaus Ehre: Neben evangelischen, katholischen und orthodoxen Beiträgerinnen und Beiträgern kommen auch methodistische und andere freikirchliche Stimmen zu Wort. Dabei bemühen „alle Autorinnen und Autoren sich darum [...], in ihren Überlegungen mit den Perspektiven der anderen Konfessionen ins Gespräch zu kommen und nach möglichen ökumenischen Übereinstimmungen zu fragen, ohne dabei den eigenen konfessionellen Hintergrund und Standpunkt zu verleugnen“ (14). Dies macht den Band als einen (ersten) Einstieg in die Betrachtung von Spiritualität sub specie oecumenica durchaus wertvoll. Ebenso scheint mir die Einteilung des durchzumusternden Gegenstandes in Beiträge zur Theologie, zur Didaktik und Methodik und (was diesen Band auch positiv auszeichnet) zu einer zunehmend digitalen Betrachtung von Spiritualität vom Ansatz her sehr gelungen – sind die ersten beiden Kapitel für einen solchen Überblicksband erwartbar, wird mit den Überlegungen zur Digitalität jener „praxis pietatis“ ein neues, gleichwohl (auch für die Zukunft von Kirche) mehr als dringliches Terrain vermessen. So kann etwa Tobias Faix im Beitrag

über „Exerzitien 4.0“ festhalten: „Die alten dogmatisch festgelegten und geschichtlich linear aufgebauten theologischen Verständigungsmuster greifen in den digitalen Zwischenräumen nicht mehr. [Wir] [...] erleben eine forcierte Subjektivierung von Spiritualität“. (237) Von diesem Terrain vermochte bereits die (coronabedingt) online durchgeführte Tagung (etwa durch Morgen- und Abendgebete als digital erlebte spirituelle Lebens-Zeit) ein beredtes Zeugnis zu geben.

Die verschiedenen Beiträge machen in allen Unterschieden ihres Aufbaus und gelegentlich ihrer Qualität zweierlei deutlich: Zum einen ist Spiritualität nicht nur ein immer mehr konfessionsverbindendes, sondern insgesamt auch zukunftsrelevantes Thema (vgl. etwa den Beitrag von Heinrich Christian Rust zu einer „Ökologischen Spiritualität“, 101-117). Zum andern will und muss jede „praxis pietatis“ in aller notwendigen Rückbindung an gelebtes Leben ein Fremdkörper bzw. ein „heilsamer Riss“ im Alltag bleiben. Dazu muss – und auch das ist den Beiträgen zu entnehmen – sauber zwischen „Spiritualität“ und „Frömmigkeit“ unterschieden werden sowie beides von deren Zerrform, einer letztlich gedankenlosen Absolvierung frommer Übungen, denen alle zustimmen können, weil sie nicht weh tun. Dem steht Spiritualität als theologisches und somit als theoretisch und praktisch zu durchdringendes Sujet gegenüber.

Der Tagungsband mag vielleicht nicht im engeren Sinne als „Handbuch“ firmieren – dazu verbleiben manche der einzelnen Beiträge (ursprünglich ja Vorträge eines Symposions) noch sehr im ersten Annähern an die jeweiligen Themen. Dennoch ist er eine erste und überaus hilfreiche Informationsquelle zum gegenwärtigen Stand der Dinge. Und als solcher hat er seinen Platz neben jenen oft mehrbändigen Darstellungen zur Spiritualität. Zudem bietet es tatsächlich in einer noch nicht erreichten Weise das, was der Titel verheißt: einen Blick auf „Ökumenische Spiritualität“. Schon von daher ist dieses Buch viel mehr als einer der zahlreichen, oft schnell vergessenen Tagungsbände.

Patrick Fries

Kerstin Menzel / Alexander Deeg (Hg.)
Diakonische Kirchen(um)nutzungen
Sakralraumtransformationen Bd. 2

Münster: Aschendorff Verlag. 2023
245 Seiten m. s-w u. farb. Abb.
44,00 €
ISBN 978-3-402-21263-9

Bei diesem Sammelwerk handelt es sich um den zweiten Band des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit mehreren Millionen Euro unterstützten Projekts „Sakralraumtransformationen“ (abgekürzt TRANSARA). Der evangelische Pastoraltheologe Alexander Deeg leitet mit seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin Kerstin Menzel am Institut für Praktische Theologie, Universität Leipzig, das Teilprojekt 2 „Diakonische Kirchen(um)nutzung in Leipzig“. Während der erste Band sich mehr den Sakralraum-Umnutzungen um Aachen widmet, geht es in unserem Band 2 um die besonderen Verhältnisse um Leipzig. Der besondere Aspekt sind die Theorie und die Praxis diakonischer Arbeit. Für Katholiken bieten sich dabei viele Einblicke in eine stark evangelisch geprägte Region. Gleichzeitig ergibt sich dabei auch die funktionale Ähnlichkeit von Diakonie und Caritas in den Konfessionen, aber auch die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Kirchen als sakrale (gottesdienstliche) Räume bzw. als Räume zum „besonderen Dienst am Menschen“.

Die Hinführung zum Thema liefert in drei Artikeln (7-32) grundsätzliche Perspektiven auf das diakonische Umnutzungsthema. Der deutsche Diakoniepräsident Ulrich Lilie sieht in der diakonischen – „vielleicht sogar“ – die wichtigste Dimension der Kirchenraum(um)nutzungs-Diskussion (7). Die beiden Herausgebenden Deeg und Menzel informieren über die „Entwicklungstendenzen und Kontexte diakonischer Kirchenumnutzung“ und stellen die Artikel der Schrift kurz vor (9-22). Im dritten Aufsatz stellt die Professorin für Diakoniewissenschaften



und Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck Dr. Beate Hofmann aus „kirchenleitender Perspektive“ Fragen zur Kirchenraum(um)nutzung (23-32). – Die folgenden vier Kapitel mit ihren zwölf Artikeln tragen die Überschriften: implizite, explizite und soziale Kirchraumumnutzung, die das Ganze übersichtlich ordnen sollen. Ein Grund dafür sind wohl die Unterschiedlichkeit und die Vielzahl der Beiträger.

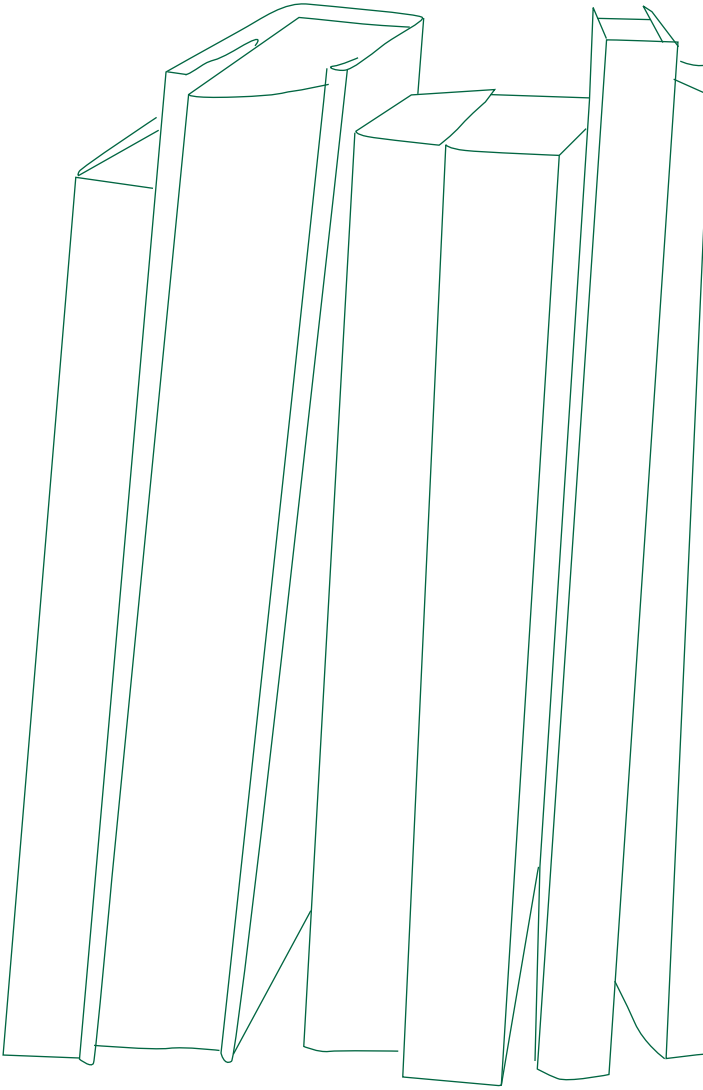
Auf drei besonders klärende Artikel möchte ich im Folgenden genauer hinweisen. Am Beispiel des Bautyps „Citykirche“ (79ff) richtet die Sozialwissenschaftlerin Hilke Rebenstorf die Aufmerksamkeit besonders auf den personalen Dritten im Bunde von Sakralität und Diakonie. Denn Letztere sind in der Sache vor allem für den Kirchenbesucher relevant. Dabei geht sie mit einem Fragebogen streng empirisch vor; das Ergebnis besteht in ausführlichen Tabellen, die anhand von sieben Typen der Religiosität die Besuchsmotive und die Wirkung des Raumes darstellen. So ergibt sich ein differenziertes Bild des individuellen Besuchers einer solchen Kirche, was für die pastorale Arbeit sehr aufschlussreich werden kann.

In seinem Rückblick (229ff) auf die Beiträge dieses Bandes und auf die Diskussionen der vorausgehenden Tagung verweist der evangelische Professor für Praktische Theologie Tobias Braune-Krickau besonders auf die Schwierigkeiten, Sakralität und Diakonie in einer Umnutzung zusammenzuführen. Jedes kirchliche Handeln habe zwar eine diakonische Funktion, aber dieser allgemeine Begriff von kirchlichem Dienst sollte nicht als Kriterium der Erforschung diakonischer (Um-)Nutzung fungieren; auch sollte Sakralität – ebenfalls um der Sauberkeit des Begriffes willen – nur dem gottesdienstlichen (liturgischen) Raum zugesprochen werden.

Ebenfalls in seiner Antwort zu diesen Beiträgen verweist der Sprecher der DFG-Forschungsgruppe Sakralraumtransformation und katholische Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards auf die Schwierigkeiten des Geschwisterpaares Liturgie und Diakonie. Schon 2006 hatte er die Unterscheidung von direktem und indirektem Sakralitätsverständnis gemacht und gibt zu beachten, dass bei kirchlichen Umnutzungen liturgische Prinzipalstücke (z.B. der Altar) Beachtung finden und nicht einer beliebigen Einrichtung weichen (138f). Andererseits spricht Gerhards von „Raum- und Ritendiakonie“ und einer „zweiten Sakralität“, wenn Gemeinden ihre Sakralgebäude offen halten für Formen der Inklusion (z.B. Segnungen) und der Suche nach innerem Frieden und sozialer Begegnung (141).

Das Buch „Diakonische Kirchen(um)nutzung“ enthält für den katholischen Leser eine Fülle von Anregungen bereit, die den Einzelnen bzw. den Pfarrgemeinden helfen, an einer Offenheit ihrer Kirchen festzuhalten und sie als Orte der Stille und Selbsttranszendenz in den Dienst der Anwohner und Besucher zu stellen.

Andreas Müller

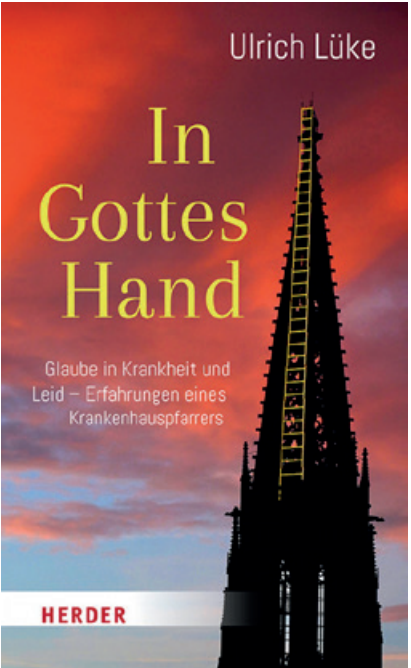


Ulrich Lücke
In Gottes Hand
Glaube in Krankheit und Leid –
Erfahrungen eines Krankenhauspfarrers

Freiburg: Herder Verlag. 2025
237 Seiten m. s-w Abb.
24,00 €
ISBN 978-3-451-39621-2

Der Buchtitel, eine Beziehungsmetapher, veranschaulicht den Glauben und die Hoffnung des Autors bei seinem unaufdringlichen wahrnehmungs-, hör- und auskunftsbereiten Dienst als katholischer Seelsorger. Die neun unterschiedlich langen erfahrungsorientierten Kapitel knüpfen jeweils an den Wünschen der Patienten und ihrer Angehörigen in zum Teil zugespitzten Situationen während der mittlerweile achtjährigen Tätigkeit des emeritierten Theologieprofessors als Pfarrer im St. Franziskus Hospital in Münster an.

In der kurzen Einleitung gibt der Autor einen Überblick über die Themen der unterschiedlichen Texte. Im zweiten Kapitel geht es um das Beten, die Eucharistie, die Krankensalbung und das Sakrament der Versöhnung. Diese geistlichen Quellen enthalten Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Sie helfen dabei, Krankheit und Leid neu in den Blick zu bekommen und zu deuten: In den Nöten des Leibes und der Seele kommt Christus buchstäblich hautnah.



Mit dem Sterben im Krankenhaus und der Hoffnung auf den treuen Gott, den Liebhaber des Lebens über den Tod hinaus, beschäftigt sich das dritte Kapitel. Hier stellen sich Fragen über Fragen. Das multiperspektivische Nachdenken über den Glauben an die Auferstehung erweitert den Horizont. Im Folgenden spitzt sich das Gespräch mit dem Glauben der Ungläubigen mit Bezug auf verschiedene Mythen und Aspekte der Philosophie Platons auf die Frage zu, ob und wie die Hoffnung plausibel ist und sich bewahrheiten kann. Vielleicht kann der Glaube an den rettenden Gott aus den Quellen der Religionen mit dem von ihnen gemeinsam gestützten Weltethos neue humane Möglichkeiten zeigen.

Die heilsame Bedeutung der Beziehung veranschaulicht Lücke anhand unterschiedlicher Situationen auch während der Coronaepidemie im fünften Kapitel. Ethische Fragen zur Selbstbestimmung und zum Lebensschutz am Lebensende, assistierter Suizid, und am Lebensanfang, Abtreibung, thematisiert das sechste Kapitel. Aus christlicher Überzeugung lehnt der Autor beides ab.

Unterschiedliche Engelfiguren auf den Nachtischen mancher Patientinnen und Patienten sind Ausdruck ihres privaten, von Dogmen gelösten Religionskosmos. Schutzengel drücken aus, dass jeder von Gott geliebt, geschützt, geleitet wird. Als Boten Gottes lassen Engel Gott in der Welt wirksam werden. Auch Menschen können Boten Gottes sein, durch die Gottes Menschenfreundlichkeit andere erreicht. Diese Hoffnung artikuliert auch der Glaube an Engel. Davon erzählt das siebte Kapitel.

Im achten Kapitel geht es mit dem anschaulich formulierten Gegensatz „Gehen oder Bleiben“ um die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche, deren Stellungnahme im Licht des Glaubens nicht nur im Krankenhaus gefordert ist und notwendig bleibt. Die christlichen Kirchen stehen zwar aufgrund des Missbrauchsskandals unter moralischem Druck. Aber sie sind trotzdem in ethischen Fragen dazu aufgerufen, klar und begründet Position zu beziehen. Gegen den verbreiteten Unschuldswahn steht der Glaube an Jesus, das Lamm Gottes, der die fremde Schuld auf sich nimmt. Das kann Frieden von Gott zum Menschen und zwischen ihnen ermöglichen, eine tragfähige Brücke von der Erde zum Himmel.

Im Schlusskapitel geht es um Krankheit und Zeit. Krank zu sein ist keine Strafe. Man kann daraus lernen, anders mit der Zeit umzugehen. Diese kann gegen den bloßen Leerlauf des Chronos zum Kairos werden, erfüllte Zeit für sich selbst, Mitmenschen und Gott. Das Buch endet mit der Ermutigung, der gegebenen Zeit die unverwechselbare eigene Handschrift zu geben. Der christliche Glaube an die Auferstehung ist inspiriert und motiviert von der Hoffnung, dass mein Leben von Gott in dreifacher Hinsicht aufgehoben wird: beendet, bewahrt, hinaufgehoben. Die Auferstehungshoffnung muss dabei leidensibel und gerechtigkeitsorientiert bleiben. In der Predigt während der Exequien für seinen Lehrer J. B. Metz fordert und schärft Ulrich Lücke das noch einmal ein.

Das geistliche Lese- und Lebensbuch erweitert den Horizont. Die lehrreiche Darstellung ergänzt und vertieft vorhandene Kenntnisse der Sakramententheologie und der Eschatologie. Auch durch die verschiedenen sinnvoll eingestreuten kurzen Texte, Gebete und Gedichte enthält es eine Fülle von Anregungen zur persönlichen Betrachtung. Man kann die in sich abgeschlossenen Kapitel, in denen mitten in einer komplexen Darstellung auflockernde Wortspiele, aphoristische Wendungen und Witze nicht fehlen, nach eigenem Interesse in selbst gewählter Reihenfolge lesen.

Ulrich Lücke stellt wesentliche Inhalte des christlichen Glaubens im Gespräch mit aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen engagiert und verständlich dar. Dadurch stärkt er die Hoffnung auf die menschlichste aller Gaben Gottes: zu sterben mit Lebensfolge, aus allem Tod aufzuerstehen, mit Leib und Seele in Gottes Hand.

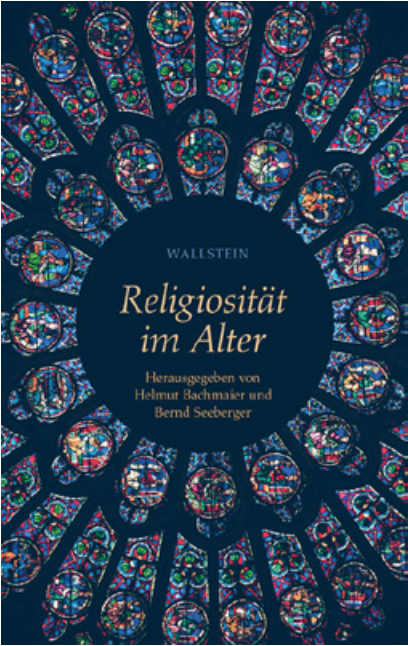
Heribert Körlings

Helmut Bachmaier/ Bernd Seeberger
Religiosität im Alter

Göttingen: Wallstein Verlag. 2022
294 Seiten
26,00 €
ISBN 978-8353-5137-0

Der vorliegende Sammelband liefert einen eindrucksvollen Überblick und unterschiedliche Perspektiven auf die Frage nach Religion, Spiritualität und Glaube in Kontext des Alterns. Er stellt die noch selten hergestellte Verbindung zwischen Theologie bzw. Religionssoziologie und Gerontologie her und eröffnet daher neue Perspektiven und Zugangsweisen zur Religiosität im Alter.

Zunächst stellt Peter Gross unter dem Titel: „Wiederkehr der Religion? Verlängerte Lebenszeit – Verlust der Ewigkeit“ grundsätzlich die Frage nach dem Stellenwert der Religion in der modernen Gesellschaft, deren heilsgeschichtliches Programm Markt und Demokratie ist. Durch die gewonnene Autonomie muss jeder seine Erlösung selbst in die Hand nehmen. Nicht die Religion im Sinne des christlichen Glaubensbekenntnisses kehrt zurück, sondern „diesseitige Spiritualitäten“ (26) breiten sich aus. Der Autor stellt die Frage, inwiefern der moderne Mensch, der so viele Jahre lebt und so viele Jahre hinzugewonnen hat wie keine Generation zuvor, „mit einem Tod ohne Jenseits, ohne Übergang fertig wird und ob ihm die gewonnenen Jahre dazu verhelfen“ (27). Die Dehnung des Alters, so die These, lässt den modernen Menschen ein anderes Verhältnis zu Sterben und Tod gewinnen, idealerweise entwickelt sich eine neue Religiosität, die „die Endlichkeit nicht zu überwinden sucht, sondern sie annimmt“ (31).



Im ersten großen Kapitel des Sammelbandes werden philosophische Perspektiven erörtert. Thomas Rentsch stellt in seinem Beitrag „Transzendenz in der Immanenz“ die These auf, dass in einer immer älter werdenden Gesellschaft „ein neues, modifiziertes Aufklärungsprojekt über die sinnvollen Potentiale eines gelingenden Lebens im Alter“ (38) benötigt wird und dazu religiöse Sinntraditionen wichtige Quellen darstellen. Die weiteren Beiträge dieses Kapitels beschäftigen sich mit Georg Simmels erkenntnistheoretischen Überlegungen zur Religion als „Zustand oder Ereignis unserer Seele“ (Helmut Bachmaier, 48), mit einer agnostischen Ethik als einer Ethik der Bescheidenheit (Esfandiar Tabari) sowie mit Ludwig Feuerbachs Kritik am Christentum (Dorothee Vögeli). – Im zweiten Kapitel werden die Altersbilder verschiedener Religionen in den Blick genommen, die christliche Perspektive von Heinz Rüegger, die jüdische von Michael Bollag und die muslimische von Rifa‘at Lenzin.

Im Kapitel „Religion, Gerontologie und Gemeindeleben“ beschäftigt sich Ralph Kunz mit der spirituellen und religiösen Begleitung im Alter. Dabei rekrutiert er auf das Konzept der Gerotranszendenz (152) und differenziert zwischen Spiritual Care und Seelsorge in einer ausgesprochen fundierten Art und Weise. Bernd Seeberger und Martin Ballauf stellen die Ergebnisse einer empirischen Studie zur religiösen Praxis älterer Menschen heute vor, die eigens für den Sammelband durchgeführt wurde. Gerd Schuster beschreibt die Chance des kirchlich geprägten Gemeindelebens durch und für ältere Menschen. Dabei ist es wichtig, die Ressourcen und Fähigkeiten der Senioren zu nutzen im Sinne von mehr Selbstbeteiligung und Selbstinitiative (186). Frank Stüfen und Christopher Rottler geben einen beeindruckenden Einblick in die Gefängnisseelsorge.

Im nächsten Kapitel „Religion und Demenz“ erläutert Ralph Kunz unter der Überschrift: „Erinnerungen des Stofflichen im Land des Vergessens“ Dimensionen von Spiritualität, die auch Menschen mit Demenz zugänglich sind. Sinnliche Erfahrungen sind möglich. Er stellt fest: „Die größere Herausforderung ist eine Praxis, die auf die spirituellen Bedürfnisse der Menschen Rücksicht nimmt, die Angst vor der Demenz haben.“ (214) Spirituelle Bedürfnisse schwinden nicht, daher ist eine sakramentale Dimension wichtig im Sinne von symbolischen Brücken zwischen materieller und geistiger Welt. Bilder, Melodien, Gerüche – Haftpunkte im Sinnlichen gewinnen an Bedeutung.

Menschen mit Demenz bleiben in allen Krankheitsphasen spirituell fähige Wesen (Vgl. 223), so Christian Müller-Hergl. Er vertritt die in verschiedenen Studien bewiesene These, dass Spiritualität einen protektiven Effekt auf viele Aspekte der Gesundheit hat. So haben z.B. der Einsatz religiöser Musik und Gesängen sowie das Vorlesen von Bibelversen einen beruhigenden Effekt für Menschen mit Demenz. Spiritualität kann sich auch, so der Autor, positiv auf pflegende Angehörige auswirken. „Die Fähigkeit, die Belastungen der Demenz zu übersteigen, umzudeuten und in der Erkrankung Sinn, Herausforderung, Fügung zu sehen, ist zumeist verbunden mit religiösen oder spirituellen Überzeugungen.“ (228) Religiöse Rituale geben Orientierung, vermitteln Geborgenheit und stellen Sicherheit her. Das Kapitel schließt mit einigen theologischen Deutungen von Demenz.

Im letzten Kapitel „Glaube und Wissenschaft“ arbeitet Brigitte Stemmer Religion und Religiosität aus neurowissenschaftlicher Perspektive und Ernst Peter Fischer beschäftigt sich mit der Religiosität von Naturwissenschaftlern. Als Beispiel nennt der Charles Darwin, Max Planck oder Albert Einstein. Spannend dabei ist, wie sie das Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Glaube für sich denken.

Für alle, die sich mit dem Älterwerden und Altersbildern auseinandersetzen und für spirituelle und religiöse Entwicklungen in einer älter werdenden Gesellschaft interessieren, ist dieser Sammelband eine reichhaltige Fundgrube und äußerst lesenswert.

Sonja Sailer-Pfister

Veronika Bachmann (Hg.)

Ich bin doch da
Herausforderung Demenz
Grundlagen und Praxishilfe für die
kirchliche und seelsorgerliche Arbeit
Zürcher Zeit Zeichen 2

Zürich: Theologischer Verlag, 2025

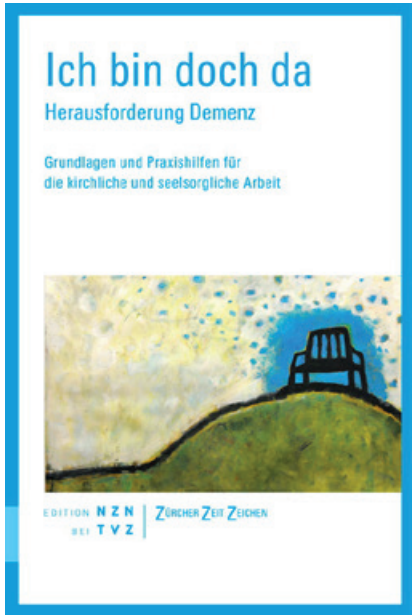
250 Seiten m. farb. Abb.

29,80 €

ISBN 978-3-290-20249-1

Der vorliegende Sammelband begegnet der Herausforderung Demenz aus spiritueller, theologischer und ethischer Perspektive und gibt praktische Hilfestellungen im Umgang mit Menschen mit Demenz und ihren An- und Zugehörigen bezüglich ihrer spirituellen und religiösen Bedürfnisse. Er stellt eine demenzielle Erkrankung in den Kontext der pastoralen Arbeit der Pfarreien, die idealerweise „Orte der Krisenprophylaxe und Resilienzförderung“ (199) sind, was einen sehr hohen Anspruch darstellt. Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert: Medizinische und psychosoziale Grundlagen, Demenz im Fokus von Spiritual Care, Ethik und Theologie und ein ausführlicher Teil mit Praxishilfen, der den Schwerpunkt bildet.

Im ersten Teil, der komplett von Irene Bopp-Kistler, der renommierten Züricher Altersmedizinerin, verfasst wurde, werden Fakten, Formen und Verläufe einer Demenzerkrankung beschrieben. Wichtig ist der Autorin das Diagnosegespräch. Dieses stellt einen ersten therapeutischen Schritt dar, bei dem „aktives Zuhören“ (32) essentiell ist und „Validation“ (32) von Beginn an als hilfreiche Methode dient. „Die individuelle Beratung und Begleitung der Angehörigen ist wichtiger als jeder andere therapeutische Ansatz“ (32), so die Erfahrung der Autorin. Den zweiten Beitrag widmet sie den psychosozialen Folgen für Betroffene und Angehörige, auch aus seelsorgerischer Sicht, denn die Erkrankung ist mit der Sinnfrage des Lebens eng verknüpft (43). Eine Demenzerkrankung ist nicht nur mit schweren Belastungen für die Betroffenen verbunden, sondern erschüttert das gesamte Familiensystem (vgl. 49). Angehörige, so die Autorin, „werden oft bemitleidet, aber nicht verstan-



den“ (49). Sie sind mit einem „permanenten Abschiednehmen konfrontiert (52) und möchten nicht an den Rand der Gesellschaft gestellt werden. Deshalb ist der Austausch mit anderen Betroffenen so hilfreich, sei es in Selbsthilfegruppen oder durch andere Gruppenaktivitäten (vgl. 53f). Auch die Seelsorge ist gefragt, so die Altersmedizinerin. „Eine seelsorgerische Begleitung kann hilfreich sein, weil im Sterbeprozess der Demenzkranken nicht bewusst Abschied genommen werden kann“ (58). Rituale können diesen Prozess begleiten und unterstützen. Abgeschlossen wird der Teil mit einem Glossar medizinischer Grundbegriffe.

Der zweite Teil startet mit dem Beitrag von Simon Peng-Keller, der konzeptionelle Klärungen einer interprofessionellen Spiritual Care beinhaltet. Peng-Keller unterscheidet zwischen seelsorglicher (spezialisierter) und gesundheitsberuflicher (generalistischer) Spiritual Care (vgl. 74), die jeweils einen unterschiedlichen Zugang zu den spirituellen Bedürfnissen der Betroffenen haben. Melanie Werren setzt sich in ihrem Beitrag „Der Schnee im Kopf wird dichter“ mit Demenz als Herausforderung und Gestaltungsauf-

gabe für die spirituelle Begleitung auseinander. Dabei legt sie einen besonderen Schwerpunkt auf die Begleitung der Angehörigen; sie beschreibt den seelsorglichen Prozess in Anlehnung an die Emmausgeschichte unter Berufung auf Maria Kotuleks in vier Schritten: mithörend, mitgehend, mitsuchend, mitdeutend (vgl. 82f). Franziska Pilgram-Frühauf stellt in ihrem Artikel die Selbstsorge von demenziell erkrankten Menschen in den Mittelpunkt, die sich nicht nur auf einer kognitiven, sondern auch auf leiblich-emotionaler, sozialer und spiritueller Ebene (87) abspielt. Die Kirchengemeinde könnte dabei ein Ermöglichungsraum von spiritueller Selbstsorge sein, damit sich Menschen mit Demenz aktiv einbringen und neue Sinnerfahrungen machen können. Stefanie Werren beschreibt Demenz aus ethischer Perspektive als einen Testfall für die Würde und Selbstbestimmung des Menschen; Joachim Negel erarbeitet anhand des Topos „Umnachtung – wo das Leben an seine Grenzen stößt“ mythologische, philosophische, psychologische und theologische Zugänge zum Phänomen Demenz.

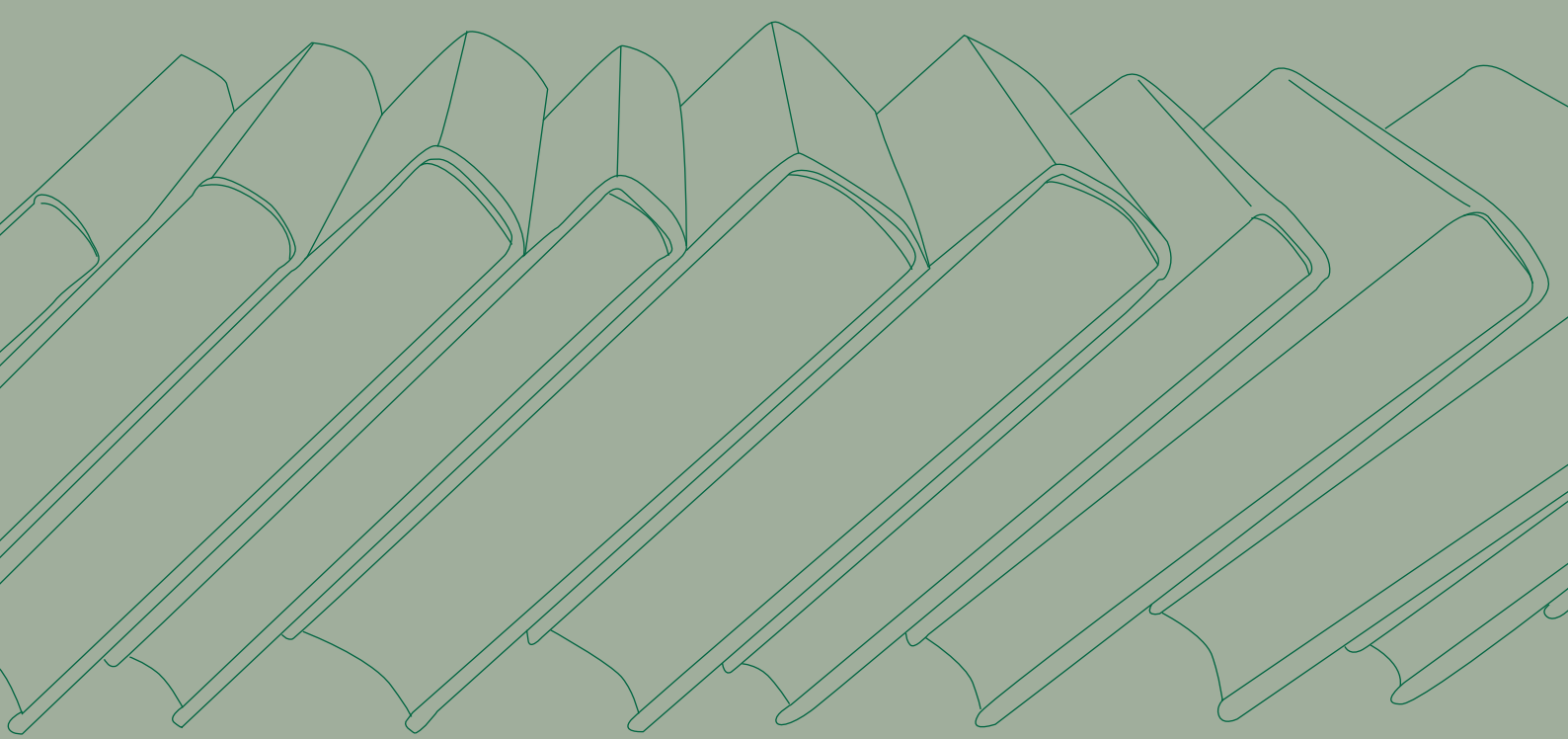
Unter dem Titel; „Leben im Gedächtnis Gottes“ konzipiert Ralph Kunz in seinem Beitrag eine „Theologie der Demenz“, die darauf beharrt, „dass der Mensch nicht auf einen Defekt reduziert wird und dass auch im Torso der endlichen und zerbrechlichen Gestalt der menschlichen Existenz etwas Größeres und Ganzes aufscheint.“ (127); durch Klänge, Gerüche und Atmosphären, durch bekannte Riten und durch die Liturgie können Erinnerungen und Erfahrungen reaktiviert und reanimiert werden.

Der letzte Teil mit dem Titel „Keine Angst vor Begegnungen!“ (134) widmet sich umfassend dem praktischen Umgang mit Demenz. Dabei geht es darum, wie man Menschen mit Demenz authentisch und einfühlsam begegnen kann, wie Bedürfnisse von An- und Zugehörigen erkannt werden, wie seelsorgliche Begleitung gelingen und wie Gottesdienst mit Demenzbetroffenen gefeiert werden kann. Der Beitrag von Birgit Jeggle-Merz beschäftigt sich sakramententheologisch mit Demenz und dementiert, dass zum Sakramentenempfang ein kognitives Verständnis nötig ist, denn „die Zuwendung Gottes ist nicht davon abhängig, wie funktionstüchtig das Gehirn eines Menschen ist“ (183).

Zum Schluss werden die Kirchengemeinden in den Blick genommen. Die Pfarrei, so Hella Sodies, ist ein Ort der Sensibilisierung für den Umgang mit Erkrankten (200); sie ist ein „Ort der Entlastung“, ein „safe space“ (201) und ein Ort mit einer christlichen Willkommenskultur. Pfarreien können als „Biotope des Miteinanders von beeinträchtigten und ‚gesunden‘ Menschen, wo Zugehörigkeit zweckfrei und niederschwellig gelebt werden kann“ (204), beispielhaft sein. Damit dies gelingt, fordert die Autorin, dass „in jedem Seelsorgeteam mindestens eine Person ein Grundwissen über Demenzerkrankungen mitbringt oder aufzubauen bereit ist, um als Multiplikatorin und Wegbereiterin für die Integration von Betroffenen und ihren Angehörigen zu wirken“ (205). Abschließend wird noch das Projekt „Drehscheibe Demenz“ (211) mit vielen einzelnen Veranstaltungen, Aktionen und Initiativen vorgestellt sowie der Film als Ressource im Umgang mit Demenz hervorgehoben. Zudem werden, verteilt auf das gesamte Buch, immer wieder Filme genannt, die für die Thematik sensibilisieren und sich gut für thematische Filmbende eignen.

Die Lektüre dieses Buches ist sehr empfehlenswert, besonders für Menschen, die im kirchlichen Bereich mit Demenz konfrontiert werden, als Seelsorgende oder pastorale Mitarbeiterinnen und im Ehrenamt. Wenn auch die Funktion und die Möglichkeiten der Kirchengemeinde hier sehr idealistisch beschrieben werden, sollten sich Christinnen und Christen in ihren Kirchengemeinden engagieren, um demenzsensibel zu werden.

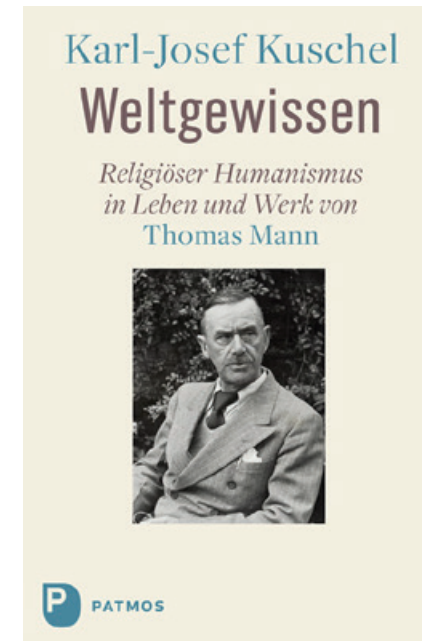
Sonja Sailer-Pfister



Karl-Josef Kuschel
Weltgewissen
Religiöser Humanismus in Leben und Werk
von **Thomas Mann**

Ostfildern: Patmos Verlag, 2025
448 Seiten
46,00 €
ISBN 978-3-8436-1595-2

Für Verlage sind Jubiläumsjahre eine willkommene Gelegenheit, die Öffentlichkeit daran zu erinnern, dass ein Autor aus ihrem Programm auch lange nach seinem Tod noch bedeutsam ist. Obwohl Thomas Mann eine solche Erinnerung hundertfünfzig Jahre nach seiner Geburt und siebenzig Jahre nach seinem Tod nicht nötig zu haben scheint, sind die Regale der Buchhandlungen derzeit gut gefüllt mit neuen oder neu aufgelegten Büchern, die er selbst geschrieben hat oder die andere über ihn geschrieben haben. Dazu gehört auch das Buch des vielseitig interessierten Theologen Karl-Josef Kuschel, Experte für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs, der sich mit seiner Dissertation über Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur und mit Büchern u.a. über Lessing, Hesse, Rilke und Zweig einen Namen als Forschungspionier auf dem Grenzgebiet zwischen Theologie und Literatur gemacht hat. Und nun also – nach kleineren Vorarbeiten – eine seitenstarke Studie über Thomas Mann, zugespitzt auf den „Komplex ‚Religion‘“, der erfreulicherweise in seiner ganzen Bandbreite untersucht wird – fokussiert auf das jüdisch-christliche Erbe, aber auch die asiatischen Religionen berücksichtigend. Nichts Geringeres hat sich Kuschel dabei vorgenommen, als die „großen Wandlungen in Leben und Werk“ Thomas Manns, sofern sie den Komplex Religion betreffen, „Phase für Phase mit Schlüsseltexten“ nachzuzeichnen (30). Dass Kuschel dieses großangelegte Vorhaben gelingt, liegt an seiner meisterhaften Darstellungskunst. Souverän versteht er es, einen Weg durch Thomas Manns komplexe geistige Entwicklung zu bahnen und gezielt die wichtigste Forschungsliteratur einzubeziehen. Zwar ist



nicht von der Hand zu weisen, dass Kuschel Thomas Mann weitgehend mit Thomas Mann liest; doch angesichts der gründlichen Analyse der ausgewählten Zeugnisse fällt das nicht negativ ins Gewicht. Kuschel ist vielmehr ein gut lesbares Buch gelungen, das heutigen Menschen Thomas Manns Verhältnis zur Religion und seine Leitidee von einem praktisch relevanten religiösen Humanismus fesselnd erschließt.

In elf Kapiteln, ergänzt um einen Prolog und einen Epilog, zeigt Kuschel, wie es dazu gekommen ist, dass der „Komplex ‚Theologie und Religion‘“ eine tragende Rolle in Thomas Manns Werk gewonnen hat. Zunächst, wie Stichproben aus der autobiographischen Überlieferung belegen (Kapitel 1), sah es aber gar nicht danach aus. Auch in den frühen literarischen Werken wie den „Buddenbrooks“ (Kapitel 2) behandelt Thomas Mann Religion als eines jener Phänomene, die im Verfall begriffen sind. Eine Zäsur bedeutet der Erste Weltkrieg – wie überhaupt äußere und innere Erschütterungen: Krankheit, Zivilisationsbruch, Tod sich auf Thomas Manns Denken und Schreiben produktiv ausgewirkt haben. Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George Kennan) brachte ihn dazu, von seinem bisherigen unpolitischen Ästhetizismus abzurücken und gründlicher über das Christentum nachzudenken. Dabei interessierte ihn die Frage nach der Existenz Gottes herzlich wenig. Seine „Arbeit an der Religion“ war anthropologisch und später ethisch ausgerichtet. In den 1920er Jahren drehte sie sich vor allem um die Frage nach der Stellung des Menschen im Kosmos – eine Frage, die gerade in Krisen nicht mehr abzuweisen ist. Von hier führte der Weg zum „Zauberberg“, den Kuschel als Neuorientierung begreift: als Wende zur Humanität (Kapitel 3): Humanität – das ist für Thomas Mann die „Mitte ‚zwischen ‚ästhetizistischer Vereinzelung und würdelosem Untergang des Individuums im Allgemeinen‘“ (95f.), kurzum: eine Haltung jenseits der für Thomas Mann typischen Polaritäten. Kuschel erkennt im „Zauberberg“ schließlich sogar einen religiösen Roman, gewissermaßen selbst ein Werk der Mitte, das Christusfiguren auftreten lässt, ohne einen messianischen Exklusivismus zu propagieren.

Bei der Konzeption und Niederschrift des nächsten Großprojekts „Joseph und seine Brüder“ wird Thomas Mann, beflügelt durch ein intensives Studium der Bibel und ausgewählter Forschungsliteratur, der unauflösbare Zusammenhang von Menschheits-, Kultur- und Religionsgeschichte deutlich. Diese Erkenntnis hat ihm nach Kuschel einen neuen Zugang zur Welt der Religion ermöglicht. Das Ergebnis sei ein „ökumenischer Roman“, der – Logos und Mythos, progressives und zyklisches Geschichtsdenken kongenial verknüpfend – Thomas Manns Überzeugung von der Einheit des Menschegeistes widerspiegele (Kapitel 4). Diese Einheit komme auch in der religiösen und kulturellen Vielfalt zum Ausdruck, darunter nicht zuletzt das Prinzip des „Asiatischen“ (Kapitel 5), für Thomas Mann das Formlose, identisch mit dem Bereich des Unbewussten, und eine „kulturpolitische Kontrastfigur“ zu Europa (177f.).

In den 1930er Jahren, vor allem angesichts des Aufstiegs der Nationalsozialisten, verlagert sich Thomas Manns Auseinandersetzung mit Religion hin zur Frage nach einer gemeinsamen, kulturübergreifenden Basis menschlichen Zusammenlebens (Kapitel 6). Verantwortlich für diese Verlagerung ist seine Überzeugung, dass die Nationalsozialisten das bisherige Sittengesetz gewaltsam aufgekündigt haben und das jüdisch-christliche Ethos deshalb von neuem stark gemacht werden müsse: als die wichtigste „Widerstands- und Orientierungskraft gegen die Verrohung des Sittlichen durch Faschismus, Rassismus und Militarismus“ (24). Der neue Humanismus, zu dem Thomas Mann sich von jetzt an bekennt, hat sich von seiner religionskritischen Herkunft emanzipiert, erkennt seine religiösen Grundlagen an und – wichtiger noch – nutzt sie. Kuschel, ehemals Vizepräsident und nun Kuratoriumsmitglied der Stiftung Weltethos, ist ganz in seinem Element, wenn er die Mose-Novelle gerade vor diesem Hintergrund deutet. Unter Rückgriff auf

Jan Assmann versteht er sie als literarischen Ausdruck einer ethischen Universalisierung. Unabhängig von einem konkreten Gottesglauben werde ein religiös fundiertes Welt- und Menschheitsethos ins Spiel gebracht. Von hier aus kommt auch Thomas Manns Verhältnis zum Judentum zur Sprache (Kapitel 8). Es ist eines der spannendsten Kapitel des Buches, in dem Kuschel die schillernde Haltung Thomas Manns pointiert zusammenfasst und nicht verschweigt, dass der Dichter das Judentum trotz seiner Kritik am Antisemitismus und seiner Würdigung der geistig-kulturellen Überlieferungen Israels zeitlebens nationalpsychologisch und rassenbiologisch verstanden habe.

In den abschließenden Kapiteln des Buches (10 und 11) erläutert Kuschel zwei zentrale Motive des Spätwerks, die unvermittelt nebeneinander stehen geblieben seien: Gnade und Sympathie. Mit dem Begriff der Gnade belege Thomas Mann eine biographische Schlüsselerfahrung, die er im „Erwählten“ auch literarisch gestaltet habe: dass das Leben trotz Schuld und Versagen als „Widerfahrnis der Gnade“ anzunehmen sei, die man sich nicht mit Werken verdienen könne. Sympathie wiederum bedeute für Thomas Mann – so das Ergebnis der Lektüre – das Einverstandensein mit allen Erscheinungen des Lebens. Diese Haltung ist in Anbetracht der Menschheitskatastrophen, deren Zeuge Thomas Mann in seinen achtzig Lebensjahren geworden ist, nicht selbstverständlich. Sie ist das Ergebnis eines langen Nachdenkens über die Möglichkeit und Notwendigkeit eines Weltgewissens auf der Basis universal gültiger und geteilter Werte. An die Aktualität seiner Einsichten zu erinnern, sollte nicht nur im Jahr 2025 bedeutsam sein.

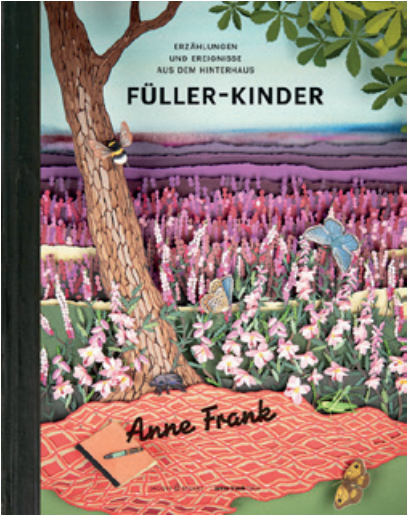
Alexander Schüller

Anne Frank
Füller-Kinder
Erzählungen und Ereignisse aus dem Hinterhaus
Aus dem Niederländischen von Ruth Löbner

Berlin: Verlagshaus Jacoby & Stuart. 2025
260 Seiten m. farb. Abb.
30,00 €
ISBN 978-3-96428-257-6

Anne Franks „Füller-Kinder“ sind „Erzählungen und Erlebnisse aus dem Hinterhaus“, die sie zwischen 1942 und 1944 in ihrem Versteck in Amsterdam verfasste. Diese Texte zeugen von ihrer genauen Beobachtungsgabe, von ihrem Können, äußerst realistisch und kritisch kommentierend Personen und deren Verhalten zu beschreiben, sowie von ihrer hoffnungsvollen und phantasiereichen inneren Bilderwelt, die sie in ansprechendem und variantenreichem Sprachstil darbietet. In der vorliegenden prächtig gestalteten Ausgabe werden diese besonderen Erzählungen bereichert durch eindrucksvolle Illustrationen zahlreicher Künstlerinnen und Künstler aus aller Welt und ihre individuellen Beschreibungen zur Entstehung ihrer Werke sowie ihre bisweilen eindringlichen Handlungsaufforderungen an die Leserschaft.

Das Wissen um ihren viel zu frühen und grausamen Tod führt beim Lesen der berührenden Texte und der Geschichten, die Anne Frank im Hinterhaus schrieb, zu einem besonders emotionalen und aufmerksamen Blick auf die Inhalte: Wie hoffnungsvoll („Ich hoffe, dass irgendwann noch mal so eine unbesorgte Schulzeit wiederkommt.“ Aus: Weißt du noch, undatiert; 37), wie glaubensvoll („Als ich nämlich allein mit der Natur war, da verstand ich, eigentlich ohne es zu wissen, dass Angst nicht hilft und nichts nutzt, und dass jeder, der sich genauso fürchtet, wie ich damals, am besten daran tut, die Natur zu betrachten und zu sehen, dass Gott viel näher ist, als die meisten Menschen denken.“ Aus: Angst, 25.03.1944; 162), wie phantasievoll („Es war einmal eine kleine Elfe, und die hieß Dora. Diese Dora nun war schön und reich und wurde von ihren Eltern schrecklich verwöhnt.“ Aus: Der weise Zwerg, 18.04.1944; 168) komponierte sie ihre Texte und Geschichten – trotz der Angst vor Entdeckung und getötet zu werden. Die „Füller-Kinder“ lassen erahnen,



dass aus Anne Frank eine besondere Schriftstellerin geworden wäre, wenn sie nicht im Februar 1945 im Lager Bergen-Belsen an Entkräftung und Fleckfieber gestorben wäre.

Neben sehr genauen Beschreibungen der Mitbewohnerin Frau van Pels, ihren zu bemängelnden Ansichten und von Anne kritisiertem Verhalten (vgl. Anne in Theorie, 02.08.1943; 44) bekommt die Leserschaft einen Einblick in die alltäglichen Unsäglichkeiten und Routinen, die Anne sehr detailliert beschreibt. Fast liebevoll verfasst sie Einblicke in die winzige Stube, wohin sich Peter zurückziehen kann, und sie vermag dabei auch mit Ironie zu spielen, wenn sie von „all den aufgezählten prunkvollen Besitztümern“ spricht (aus: Mein erstes Interview. 22.02.1944; 140). Zu lesen sind zudem Episoden, die deutlich ihre Wut und ihre Verstimmung über Vorkommnisse zeigen und erahnen lassen, wie mühevoll und einschränkend das Leben im Hinterhaus gewesen sein muss („Es ist die Wahr-

heit, dass wir durch die Gleichgültigkeit der van Pelsens all die Flöhe ins Haus bekommen haben.“ Aus: Schufte, 06.08.1943; 68). Umso erstaunlicher sind die Geschichten, die von Hoffnung und von Zukunftsvisionen zeugen. Wie es sein kann, sich eine Welt jenseits von Eingesperrtsein und Krieg vorzustellen, wenn man lediglich wenige Blicke nach draußen und in den Himmel richten kann, ist für jeden, der niemals eingeschränkt und immer in Freiheit gelebt hat, kaum zu erdenken. Anne phantasiert, wie es wäre, wenn sie nach Amerika eingeladen würde und dort in Hollywood Karriere machen könnte (Filmstar-Illusion, 24.12.1943; 121ff). Sie erfindet eine anrührende Geschichte (Evas Traum, 06.10.1943; 100ff)), in der sie in Gestalt einer Fee eine Richtschnur für ein gerechtes und vom Gewissen geleitetes Leben formuliert. Berührend und beeindruckend macht Anne Frank mit ihren Geschichten Mut und zeigt ihre Idee, wie man das Glück findet und teilt und nie mehr allein ist (Das Glück, 12.03.1944; 155ff; Joke, undatiert; 189; Riek, undatiert; 193).

„Füller-Kinder“ ist ein beeindruckendes und anrührendes Sammelwerk von Anne Franks Texten und Illustrationen sowie Kommentaren der Künstlerinnen und Künstler, in denen diese eine Brücke schlagen von der grausamen Zeit des Nationalsozialismus bis heute – in eine Zeit, in der zunehmend in menschenverachtender Weise glorifiziert wird, was so vielen Millionen Menschen – darunter auch Anne Frank und ihrer Familie – den Tod brachte.

Anne Franks „Füller-Kinder“ haben ihre ganz eigene Wirkung. Sie bieten eine besondere Einladung, sich in ihre Denkwelt hineinzufinden und sie mit neuem Zugang mithilfe der Bilder kennenzulernen. Im (Religions-)Unterricht lassen sich die Geschichten und Erlebnisbeschreibungen sehr gut verwenden und besprechen; unter Hinzunahme der Illustrationen und der Ausführungen der Künstler entstehen besondere Impulse für das Unterrichtsgespräch. Gerechtes und richtiges Verhalten, Hoffnung haben in auswegloser Lage, Interesse zeigen am Mitmenschen und Rücksichtnahme üben oder das Vertrauen haben, dass es etwas gibt, das alles gut werden lässt – viele Denkanstöße werden in diesem Sammelwerk gegeben. Es ist ein reicher Schatz, der nachdenklich, demütig und dankbar ob der eigenen Situation eines Lebens in Frieden und Freiheit werden lässt.

Ivonne Schweitzer

Martin Mosebach

**Die Richtige
Roman**

München: dtv Verlagsgesellschaft. 2025

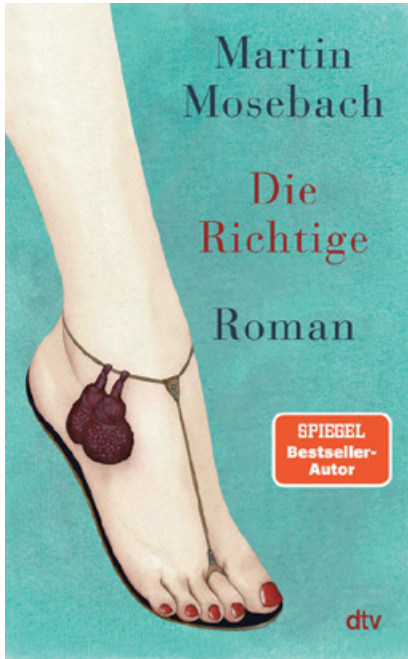
346 Seiten

26,00 €

ISBN: 978-3-423-28455-4

Zu den besonderen Lesevergnügen gehört es, bekannte Schauplätze auf eine Weise beschrieben zu finden, die uns aus dem eigenen Fundus Erinnerungen heraufzaubern und in dieser Mischung anfangen, poetisch zu glänzen. Auch eigentlich fremde Charaktere so überzeugend vorgestellt zu bekommen, dass sie dem Leser wie alte Bekannte zuzwinkern, bevölkert ganz neu unseren Horizont und schafft neue Kontakte ganz eigener Art.

So wurde ich bei der Lektüre von Martin Mosebachs letztem Meisterwerk: „Die Richtige“ nach Venedig entführt, und, fast wie im richtigen Leben, konnte ich bei einer großen Treibjagd in nordhessischen Wäldern dabei sein. Es gab eine Passage, die mir den Geschmack eines lange abgelagerten edelfirnen Rheingauer Rieslings auf die Zunge zauberte. Der Autor versteht sich auf die Kunst, die Personen des Romans bei dem, was sie bei sich denken oder in erlebter Rede von sich geben, so präzise heraufzubeschwören, dass sie fast wie von selbst eine Regung des Wiedererkennens auslösen. Manchmal geht das nicht ohne schwer erklärliche Paradoxa ab. In einer Sprache, die durch Treffsicherheit und poetische Schönheit glänzt, kann Mosebach ein hässliches und abstoßend verwahrlostes Gelände beschreiben, das sich am zersiedelten Stadtrand, eingewachsen von verwildertem Grün, erstreckt. Über dem, was uns in der Realität anwidert, liegt ein Schleier verzaubernder Erzählkunst.



Es ist ein Roman, in dem gelegentlich die philosophische Frage nach der Wirklichkeit und ihren Spiegelungen aufblitzt. Louis Creutz, der Maler, will nicht wiedergeben, was zu sehen ist. Mit seinem Pinsel will er die Wirklichkeit überhaupt erst erzeugen. Damit er das kann, braucht er allerdings ein Modell. Daher arbeitet er bei seinem Kampf mit der Mimesis zunächst ganz klassisch mit Pinsel und Palette auf Leinwand in einem Atelier und – wie in alten Zeiten – mit einem nackten weiblichen Modell. Das ist sein Standardsujet, das er in eine Wolke präventiöser Suada einhüllt. Er macht Bilder und rahmt sie rhetorisch ein. Das ist sein Geschäftsmodell, mit dem er im Milieu von Sammlern, Künstlern und Galeristen Erfolg hat. An großen Worten spart der Schwadroneur nicht. Wenn er nicht Maler geworden wäre, heißt es an einer Stelle, wäre er Schriftsteller geworden. Das wirft die Frage auf, wie groß der Abstand zwischen dieser Romanfigur und ihrem Erfinder ist, denn das sprachliche Niveau des Malers reicht gelegentlich an die Höhe des Autors heran. Der Leser kommt ins Grübeln. Ist dieser Protagonist so etwas wie das Alter Ego des Martin Mosebach? Dagegen spricht sein höchst gemischter Charakter. Sympathisch ist er nicht. Und er ist nicht der Einzige, der über eine überdurchschnittliche Sprachmacht verfügt. Ob er oder sein Modell Astrid – oft heißt sie nur

„die Frau“ – die Hauptfigur des Romans ist, bleibt in der Schwebe, immerhin ist sie „Die Richtige“ des Titels. So ziemlich das ganze Personal kämpft mit einer Ausnahme darum, zu den Hauptpersonen gezählt zu werden. Die Ausnahme ist Dietrich, der einzige wirklich gutherzige Mensch, bescheiden und dennoch wirtschaftlich erfolgreich. Nur einmal wird er vom Maler bewundert, als er auf der Jagd den Keiler, den er soeben erlegt hatte, waidgerecht aufbricht: „Das Innere des Körpers war nichts als ein vollgestopfter Sack voll feuchtglänzender Organe in den verschiedensten Farben, weißliches Gedärm in Fülle, der graue Magen-sack, die braune Leber, das Herz in seiner rundlichen Plastik sofort erkennbar, dem menschlichen verwandt ...“ Nur wer so etwas einmal miterlebt hat, kann es auf diese Weise schildern.

Mehr und mehr konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf das entstehende Aktbildnis der Frau. Es wird nicht fertig, denn vorher kommt es zu einer dramatischen Wendung, die in einer grauenhaften Szene mündet, in der die Schwangere, dem Tod nahe, eine Fehlgeburt durchleidet. Die Intimität des Ateliers, war – Kunststück – nicht ohne Folgen geblieben. Der Leser muss mitleiden, denn er wird in die Binnenperspektive der Armen mitgenommen. Auch hier ziehen die Sprache und die Intensität der Erzählung uns wie so oft in die Mitte des Geschehens. Damit ist dann auch die Frage beantwortet, ob der Autor, der alles so schildern kann, als habe er es selbst erlebt, uns autobiografisch beglaubigte Szenen vielleicht in leichter Verfremdung vorsetzt. Dies kann er natürlich nicht selbst erlebt haben. Umso mehr ist die Qualität seiner Fiktion zu preisen. So schrecklich die Sache für die Frau ausgeht, so kurios ist sie für den Maler. Nachdem sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf das entstehende Aktbildnis der Frau konzentriert hatte und Louis Creutz das Bild in stundenlangen Sitzungen seiner Vollendung minutiös und mit altmeisterlicher Sorgfalt entgegengepinselt hatte, war es zum entscheidenden Bruch gekommen. Doch ohne Modell konnte das Bild nicht den Gipfelpunkt seiner Bestimmung erreichen. Wutentbrannt bearbeitet der Maler mit wilden breiten Pinselschlägen die Leinwand und beschmiert pastos seine Feinmalerei, um sie zu vernichten.

So wie Mosebach aus diesem destruktiven Akt des Künstlers unter Beteiligung des ganzen Personals der Kunst- und Künstlerszene, bestehend aus beflissenen Kunsthistorikern, Kritikern, Galeristen und Kuratoren, für Louis Creutz den internationalen Durchbruch zu Ruhm und Geld heraus erzählt, gelingt ihm eine glänzende Satire auf die Mechanismen des Kunstmarkts.

Zu den schönsten Passagen des Buches zählen die brillanten Einschübe, in denen etwas erzählt wird, was auf den ersten Blick mit dem Plot der Geschichte keine kraftschlüssige Verbindung zu haben scheint. Den Ausklang bildet die Beschreibung eines Taubenschwarms: „Für eine Weile waren sie Einzelwesen, bis die Schwarmseele sich in ihnen regte, sie sich wie auf ein den Menschen unhörbares Signal gemeinsam in die Luft erhoben und nach kurzem gemeinsamen Kreisen einer höheren Regenrinne zustrebten, auf der sie sich in gleichmäßigen Abständen als Perlenschnur niederließen ... Dann fand die Schar zu ihrer schönsten Form, dem Zusammenfliegen in großen Kreisen. Die Tauben lehnten sich in die Kurven, indem sie immer wieder das Flattern kurz unterbrachen, um den Schwung zu bewegungslosem Segeln zu nutzen. Dieses Fliegen im Schwarm, kaum mit Jagd und Nahrungssuche verbunden, war es nicht eher ein Ausdruck reiner Freude am Zusammensein?“

Was für ein trefflicher Schlusskommentar zu dem, was die Einzelwesen des Romans mit ihrer Schwarmseele gerade erlebt haben.

Eckhard Nordhofen

Werner Tübke
Metamorphosen
Die Sammlung Beaucamp

Frankfurt: Städel Museum. 2025
160 Seiten m. s-w u. farb. Abb.
25,50 €
ISBN 978-3-947879-34-2

Auf einmal ist Frankfurt ein Werner Tübke-Zentrum. 2023 schenkte das Ehepaar Barbara und Eduard Beaucamp dem Städel Museum 46 Zeichnungen und Aquarelle des Leipziger Künstlers, die in einer Ausstellung vom 2.7. bis zum 28.9.2025 öffentlich präsentiert und von einem klugen Katalogbuch begleitet werden. Darin würdigt der Kunsthistoriker Herwig Guratzsch das Interesse und Engagement des früheren FAZ-Kunstkritikers Beaucamp für die bildende Kunst in der DDR. Dort lernte er 1966 Tübke kennen; aus dem Schreiben über den Künstler entwickelte sich eine Freundschaft. Damit sich Berufliches und Privates nicht verwischen, hat das Ehepaar Beaucamp die gezeigten Papierarbeiten käuflich erworben.

Einen guten Einblick in die Bildkunst Werner Tübkes (1929-2004) gibt die Kuratorin Regina Freyberg in ihrem Beitrag „Metamorphosen“ (16-34). Im Werk des Malers und Druckgrafikers stehen die Zeichnungen im Zentrum – nicht nur zahlenmäßig, sondern als ganz eigenständige Bildlösungen. Sie erlaubten ihm größere Freiheit und sind (anders als die Gemälde) nicht immer komplett durchmodelliert. Die gezeigten Aquarelle und Zeichnungen in Graft, Feder und Kreide sind zwischen 1957 und 2000 entstanden.

Tübke ist ein figurativer Künstler. Im Mittelpunkt steht der Mensch – genauer: der Mensch in seiner Unveränderlichkeit. Die „Grundkonflikte des Menschen“, sagt er 1993 in einem Interview, „stehen alle im Alten Testament. Liebe, Tod, Verzweiflung: Viel mehr gibt es nicht ... was den Menschen bewegt, bleibt stets dasselbe.“ Deshalb vertritt er auch keinen Zukunftsoptimismus, sondern kann in der Geschichte – im Gegensatz zum sozialistischen Fortschrittsglauben – nur eine Wiederkehr des stets



Gleichen erkennen. Ein treffender Beleg ist sein berühmtestes Werk, das mehr als 1.700 Quadratmeter große Rundgemälde „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“ (1976-1987) in Bad Frankenhausen, das Beaucamp als „fatalistisch“ und „apokalyptisch“ charakterisiert hat.

Figurative Kunst meint nicht realitätsgetreue Abbildung von Wirklichkeit. Tübke greift zum einen auf ältere kunstgeschichtliche Stile – bevorzugt Renaissance und Manierismus – zurück und macht zum anderen Anleihen bei der antiken und vornehmlich der christlichen Ikonografie. Er bewegt sich zwischen Gegenwart und Vergangenheit hin und her, womit verunklärt wird, wann (und wo) die Geschehnisse auf dem Bild spielen. Metaphern und Allegorien führen zu „Metamorphosen“ der Wirklichkeit, so dass die Bilder vieldeutig werden und ihre Bedeutung in der Schwebe bleibt. Deshalb ist ihr rasches Erschließen ausgeschlossen. Tübkes Bilder verlangen viel: ein geduldiges Sehen „bei gleichzeitiger Offenheit für das Uneindeutige“ (19).

Ausstellung und Katalog ordnen die Bilder nicht chronologisch, sondern nach fünf wiederkehrenden Themenkomplexen. Zu fast jedem Blatt gibt Beaucamp knappe, für das Verständnis wesentliche Hinweise (118-143). In der mit „Negative Utopie“. Geschichtsbilder“ überschriebenen Abteilung finden sich u.a. fünf Arbeiten, die in den Kontext von Tübkes wichtigstem zeitgeschichtlichen Werk gehören: dem aus Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen bestehenden Zyklus „Lebenserinnerungen des Dr. jur. Schulze“ (1964-67). Diesem Zyklus widmet sich Beaucamp in seinem Beitrag „Abgründe der Erinnerung“ (36-60). Angestoßen durch den Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963-65) entstehen – laut Tübke im Selbstauftrag – „Erinnerungsbilder“, die sich der nationalsozialistischen Terrorjustiz und dem Fortwirken vieler „Blutrichter“ nach dem Krieg widmen.

„Erinnerungsbilder“ bedeutet zum einen die „narrative Darstellung“ (41) der Untaten eines mit dem Allerweltsnamen „Schulze“ bezeichneten Unrechtsjuristen, zum anderen die „subjektive Erinnerung“ (43), d.h. die dezidiert persönliche, von Auftragsvorgaben freie Auseinandersetzung des Künstlers mit dieser ihn quälenden Thematik. So zeigt eine suggestive Studie der Sammlung Beaucamp – ähnlich einer Ecce Homo-Darstellung – den Torso eines Häftlings, dem die Augen ausgestochen wurden. Tübke findet keine endgültige Bildlösung, wie die elf Gemälde des Zyklus belegen. Diese sind von sehr unterschiedlichem Format und sie bestehen aus etlichen heterogenen Szenen, die zu einer fragilen Einheit zusammengeführt sind. Weil Tübkes Gemälde zeitkritische, aber keine antifaschistischen Kampfbilder sind, wurde er von der offiziellen DDR-Kulturpolitik heftig kritisiert.

In der Abteilung „Ich spiele mich, wie ich bin“. Selbstdarstellungen“ wird erkennbar, dass der Künstler sich über Selbstporträts hinaus in Stellvertreterfiguren spiegelt – wofür er wiederholt die vieldeutige Maskerade des Narren bzw. Harlekins aufgreift. Tübke wurde von Zweifeln am eigenen Ich heimgesucht. In einem Brief aus dem Winter 1988 an den Freund schreibt er vom „Elend der Gottesferne ... Ich meine, dass es mich nicht gibt. Und das meine ich ganz ernst ... Also, Eduard, wer bin ich?“

Tübke gehörte zu den wenigen Künstlern der DDR, die viele Auslandsreisen unternehmen konnten. Dabei entstanden Landschaftsbilder, die im Themenkomplex „Welthautbildnisse“ zusammengestellt sind. Sie bilden die Natur nicht mimetisch ab, sondern sind verdichtete Erinnerung und beschwören Nicht-Sichtbares hervor. – In der Abteilung „Zeitperformance“ findet sich die berührende Zeichnung „Lourdes“ (1977), worauf ein entstellter Pilger in einem alten Rollstuhl unser Mitleid erregt. Überhaupt galt Tübkes Interesse Außenseitern und Zukurzgekommenen. Auf dem farbigen Blatt „Ignatius von Loyola“ (1978) wird der Gründer der Jesuiten zum Zeitgenossen.

Unter der Überschrift „Fabeln“. Capriccios“ finden sich eine Reihe besonders sonderbarer und verrätselnder Zeichnungen. Sie sind wohl im Atelier beim Hören von MRD und Deutschlandfunk in „Stunden der Versenkung, des absolut Weggetreten-Seins, in denen ich gar nicht mehr vorhanden bin“ (aus dem Interview von 1993) entstanden. Zu der merkwürdigen Zeichnung „Heilung eines Kranken“ (1980) bemerkt Beaucamp: „Die Zeichnung zeichnet sich selbst – ohne Absicht und Ziel.“ (135)

Der informative, reich bebilderte Katalog wird mit einer Biografie des Künstlers (144-149) und einem ausführlichen Literaturverzeichnis (150-157) abgeschlossen.

Ein großer Dank ist an das Ehepaar Beaucamp zu richten: Mit ihrer großzügigen Schenkung haben sie den Besuchern des Städels einen Zugang in den kaum auszulotenden „Kosmos Tübke“ (Regina Freyberger) ermöglicht.

Thomas Menges

Svenja Grosser (Hg.)
Unzensiert. Annegret Soltau
Eine Retrospektive

München: Hirmer Verlag. 2025
220 Seiten mit s-w u. farb. Abb.
49,90 €
ISBN: 978-3-7774-4477-2

Das Städel Museum in Frankfurt zeigt von 8.5. bis 17.8.2025 die erste Retrospektive von Annegret Soltau. Es setzt mit dieser Ausstellung, die über 80, teilweise erstmals gezeigte Werke umfasst, die Würdigung wichtiger Künstlerinnen fort. Das zentrale Thema Annegret Soltaus ist das der Identität, das sie radikal biografisch bearbeitet: „Ich bin immer von mir selbst ausgegangen.“ (166) Auf ihrem künstlerischen Weg nimmt sie eine konsequent weibliche Perspektive ein und macht sich selbst zu ihrem Modell, indem sie Fotografien ihres Körpers bearbeitet – weshalb sie als eine Pionierin sowohl der feministischen Kunst als auch der Body Art gilt.

Am 16. Januar 1946 in Lüneburg geboren, wächst Annegret Soltau in prekären wie bildungsfernen Verhältnissen in Norddeutschland auf: Ihr Vater ist unbekannt, die Mutter gibt die Tochter in die Obhut der Großmutter. Dennoch gelingt es ihr, in politisch turbulenten Zeiten an der Hochschule für bildende Kunst in Hamburg zu studieren. Zwischen 1972 und 1978 entsteht ein bemerkenswertes, weitgehend unbekanntes Frühwerk aus Bleistift- und Buntstiftzeichnungen sowie Radierungen, in denen bereits Linien bzw. Fäden auftauchen. 1974 zieht sie mit ihrem Mann nach Darmstadt, wo sie 1976 bei einer Performance mit einem Faden die Haut realer Personen umwickelt und fotografisch dokumentieren lässt. In dieser Zeit entwickelt sie die beiden Techniken, die ihr Werk fortan unverwechselbar machen: 1975 die Fotoübernähung und 1977 die Fotovernähung. Weil sie Fotografien als Arbeitsmaterial verwendet, versteht sie ihre Collagen nicht als Fotokunst. Die Vernähungen des schwarzen Zwirns auf der weißen Rückseite des Fotopapiers können zu einem eigenständigen Bild werden.



Auf dem Cover des Katalogs ist die Arbeit „Mit mir selbst“ abgebildet. Sie besteht aus einem schwarz-weißen Selbstporträt von 1975, das von ausgerissenen Teilen eines vergrößerten farbigen Passbildes von 2022 mit schwarzem Garn übernäht ist. Es bringt die Künstlerin als 29-Jährige und als 76-Jährige in einem einzigen Bild zusammen. Es fragt nach der Identität der jetzt gealterten mit der einst jungen Frau – und reicht die Frage nach biografischer Einheit an die weiblichen wie die männlichen Betrachter ihres Bildes weiter.

1978 wird Annegret Soltaus Tochter, 1980 ihr Sohn geboren, was die existentielle Problematik der Vereinbarkeit eines Lebens als Mutter mit dem einer Künstlerin aufwirft. Daraus macht sie noch nie gesehene Kunst, indem sie für die Verletzbarkeit des weiblichen Körpers und die seelischen Ambivalenzen, die mit Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft verbunden sind, neuartige Bilder findet. Drastisch stellt sie durch übernähte Fotografien und serielle Fotoarbeiten die Veränderungen ihres Körpers dar. Indem sie Fotoausrisse von sich und ihren Kindern miteinander vernäht oder eine Reihe von Negativen mit einer Nadel so bearbeitet (Fotoradierung), dass Mutter und Kind sich schließlich im Schwarz auflösen, veranschaulicht sie, dass – so die Bildtitel – das „Mutter-Glück“ oder die „Nähe (Selbst mit Sohn)“ durchaus zwiespältig sein können.

Auch die Werkgruppe „generativ“ (1994-2005) hat eine biografische Verankerung, über die die Künstlerin sagt: „Ausgelöst durch den Tod meiner Großmutter, bei der ich aufgewachsen bin, wurde ich mit meiner eigenen Sterblichkeit konfrontiert. Daraus entstand die Idee, die eigene weibliche Kette darzustellen. Angefangen bei meiner Tochter bis hin zu ihrer Urgroßmutter.“ (185) Eine 60 x 80 cm große Collage von 1994 mit dem Titel „generativ – Selbst mit Tochter, Mutter und Großmutter“ besteht aus einer Fotografie der unbekleidet nebeneinanderstehenden (durch eine Bekannte ersetzten) Großmutter mit Krücken, der Mutter, der Tochter und der Künstlerin, die sich mit den Armen berühren und den Betrachter anschauen; ihre Oberkörper sind vertauscht und derart vernäht, dass nun die älteste Frau die Brüste der jüngsten hat. Bei dieser Arbeit handelt es sich augenscheinlich um ein zeitgenössisches Memento mori: Die junge Tochter wird einmal alt sein und sterben, die alte Großmutter, die gestorben ist, war einmal jung.

Dass diese drastische Fotovernähung vor dreißig Jahren Widerspruch erregte und aus Ausstellungen entfernt wurde – worauf der Titel der Retrospektive „Unzensiert“ anspielt –, kann nicht verwundern: Zum einen lässt sich an der Fotografie der vier nackten Frauenkörper ungeschönt der Prozess des Älterwerdens ablesen, dem wir alle ausgesetzt sind. Zum anderen verstört die Dekonstruktion (der fotografierten) weiblichen Körper, die durch das Vernähen der Fragmente zwar wieder vereint werden, ohne einen harmonischen Zusammenhang zu bilden; vielmehr macht das schwarze Garn die „Wunden“ und „Narben“, die in den Beziehungen der Frauen untereinander entstanden sind, offensichtlich. Dazu passt die Selbstauskunft: „Es ging nie darum, etwas schön darzustellen, sondern die Realität zu zeigen.“ (169) 2025 kann das Städel diese Arbeit unzensiert präsentieren: Ist das Publikum toleranter geworden oder hat es sich inzwischen an derartige Bilder gewöhnt?

In der Werkgruppe „transgenerativ“ (2004-2008) integriert sie Mann und Sohn, die Serie „N.Y. Faces“ (2001/02) visualisiert die von einer Zahnoperation ausgelösten Traumata, die Werkgruppe „Leerstellen“ (seit 2003) dreht sich um die vergebliche Suche nach dem vermissten Vater. Die Themen Identität, Verletzbarkeit, Tod, Schmerz und Verlust – allgemeiner formuliert: die radikale Endlichkeit unserer menschlichen Existenz – bilden im Werk Annegret Soltaus, das sich „als großes Tagebuch“ (Maja Lisewski) ihres Lebens lesen lässt, einen Konnex. Lebendig werden ihre nicht selten herausfordernden Bilder dann, wenn die Betrachtenden darin ihr eigenes Leben widergespiegelt sehen.

Der sehr schön gestaltete und reichlich illustrierte Katalog fasst die abgebildeten Arbeiten chronologisch in acht Werkgruppen zusammen. Die Herausgeberin Svenja Grosser gibt eine gelungene Einführung in das Werk von Annegret Soltau und ordnet es „im Kontext der feministischen Avantgarde“ ein. Vertiefend widmet sich Sabine Kampmann den Arbeiten, die sich mit „Schwangerschaft, Geburt und Muttersein“ befassen. Der ambitionierte Aufsatz „Der Körper als Archiv“ von Maja Lisewski versucht den Stellenwert des Körperlichen im Werk der Künstlerin theoretisch zu erfassen. Aufschlussreich ist das instruktive Gespräch von ihr und der Herausgeberin mit der Künstlerin. Es folgt eine Synopse, die die Biografie der Künstlerin mit einer Chronologie des Feminismus parallelisiert. Eine Aufstellung der Ausstellungen und ausgewählte Literatur schließen ein lesens- und sehenswertes Buch ab, in dem das Leben und das Oeuvre der ganz eigenwilligen Künstlerin Annegret Soltau angemessen gewürdigt werden.

Thomas Menges

Birgit Kastner (Hg.)

Werke der Barmherzigkeit – Werke des Lichts
St. Elisabeth in Bamberg und die Fenster von Markus
Lüpertz

Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink. 2024

112 Seiten m. farb. Abb.

29,80 €

ISBN 978-3-95976-468-1

Die Bamberger Altstadt ist seit 1993 UNESCO Weltkulturerbe. Nun ist eine weitere Sehenswürdigkeit hinzugekommen: Unweit der bekannten Brauereigaststätte Schlenkerla nahe der Regnitz liegt die äußerlich unscheinbare Kirche St. Elisabeth, die zwischen 2019 und 2022 acht von Markus Lüpertz entworfene Fenster erhielt. Sie tauchen den einschiffigen spätgotischen Bau in ein ganz zauberhaftes Licht, das je nach Tageszeit anders einfällt und die Besucherinnen und Besucher in ihren Bann zieht. Dem geht das vorliegende Buch nach.

Ende des 19. Jahrhunderts erwirbt die Stadt die einstige Spitalkirche, lässt sie sanieren und im Stil der Neugotik ergänzen. Erhalten sind der Hochaltar (die Statue der Kirchenpatronin Elisabeth von Thüringen stammt aus dem 15. Jahrhundert) und das darauf abgestimmten Chorscheitelfenster sowie die Fensterrose in der Westfassade. Das neugotische Chorfenster von 1882 zeigt links den hl. Joseph (den Namenspatron des Stifters), in der Mitte Maria Immaculata mit lieblichem Gesicht und rechts die biblische Elisabeth, die Verwandte Marias (Lk 1,36-45) und Namenspatronin der Elisabeth von Thüringen (1207-1231). – Bei der Renovierung in den 1960er Jahren wurden nicht nur die neugotische Ausstattung weitgehend entsorgt, sondern auch die farbigen Buntglasfenster durch heller getönte Wabenfenster ersetzt – mit dem Effekt, dass die mittelalterliche bzw. neugotische Raumwirkung verloren ging.

Diese Raumsituation fand Lüpertz vor, als er 2009 anlässlich der Enthüllung seiner vor St. Elisabeth aufgestellten, nicht unumstrittenen Bronzestatue „Apoll“ anregte, die Kirche mit farbigen Fenstern zu versehen. Eine Initiative der Gemeinde erarbeitete



das theologische Programm. Im Zentrum sollte die Kirchenpatronin Elisabeth stehen, diese „Heilige der Barmherzigkeit“ (Barbara Kahle), deren Gotteserfahrung (Mystik) sie zu praktizierter Nächstenliebe (Caritas) veranlasste. Auf den Fenstern sollten Begebenheiten und Legenden aus ihrem Leben mit den sieben Werken der Barmherzigkeit, die auf Jesu Weltgerichtsrede (Mt 25,31-46) zurückgehen, verbunden werden. Für die Umsetzung wurde Lüpertz künstlerische Freiheit eingeräumt. Die von ihm im Maßstab 1:1 angefertigten Kartons, die im Diözesanmuseum Bamberg zu sehen sind, dienten den Derix Glasstudios in Taunusstein als Vorlage.

Die Fenster beziehen sich auf die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit: Kranke besuchen, Gefangene besuchen, Almosen geben, Tote begraben, Nackte bekleiden, Hungrige speisen und Obdachlose beherbergen. Dabei bricht Lüpertz mit der traditionellen Ikonografie: Das Narrative tritt zurück; zu sehen sind wenige Ganzfiguren; wichtiger sind die scharf konturierten, nie anmutigen Köpfe sowie die großen, gerade ein barmherziges Werk verrichtenden Hände. Lüpertz’ Glasmalerei changiert nicht

nur zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion, sondern auch zwischen Figur und Ornament. Ein achttes Fenster, das Jesu Aussage „Was ihr für einen meiner geringsten Geschwister getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40) verbildlicht, ist vollständig ornamental gehalten und erinnert in seiner Farbenpracht an Blütenblätter. Eine wertvolle Hilfe zur Betrachtung und zur Interpretation des achteiligen Zyklus bietet Barbara Kahle mit ihrem ausgezeichneten Beitrag (54-77).

Holger Brülls, Denkmalpfleger und ausgewiesener Kenner zeitgenössischer Glasmalerei, betont die harmonische Einheit der spätgotischen Kirche und der verbliebenen neugotischen Ausstattung mit den neuen farbigen Kirchenfenstern. Ein wesentlicher Grund besteht darin, dass Lüpertz, der ja in erster Linie Maler ist, weiß, dass sich eine Malerei auf Leinwand nicht einfach auf das Material Glas übertragen lässt. Denn Glasmalerei ist keine autonome Kunst, sondern eine „architekturimmanente() Kunstgattung“ (109), die sich in den ihr vorgegebenen Raum einfügen muss.

Mit Glasmalerei beschäftigt sich Lüpertz seit 1990, wobei er sich an den Glasmalern der gotischen Kathedralen und der klassischen Moderne wie Jan Thorn Prikker, Georg Meistermann und Marc Chagall orientiert. Die Bleirute, die die Glasscheiben verbindet, und das Malen mit Schwarzlot bilden das grafische Gerüst der Fenster. Lüpertz verwendet mundgeblasenes Echtantikglas, das wegen seiner nicht ganz ebenen Oberfläche und der eingeschlossenen Bläschen eine besondere Leuchtkraft entfaltet. Darüber hinaus nutzt er industriell gefertigte Strukturgläser für eine lebendige Lichtwirkung. Noch eine wichtige Beobachtung: Die Kirchenfenster von St. Elisabeth sind nicht einfach bunt, weil die Scheiben mit starker Farbigkeit stets mit farblosen, weißen und grauen Gläsern kombiniert sind.

Alle Artikel des Buches sind ausgezeichnet illustriert – was zu einem Besuch von St. Elisabeth anregt. Die Beiträge von Barbara Kahle „Zur Konzeption der Glasfenster von Markus Lüpertz“ (55-78) und von Holger Brülls zu dessen „Personalstil“ (101-110) bilden den Mittelpunkt. Norbert Jung entfaltet „Eine kleine Theologie des Lichts“; Heilige seien wie Fenster, die das unzugängliche Licht, das Gott ist, weitergeben (19-27). Die bereits genannte Barbara Kahle rekonstruiert die Baugeschichte der ehemaligen Spitalkirche (28-37), die Herausgeberin Birgit Kastner stellt die neugotischen Fenster vor (38-53). Alexandra Schmolders beschreibt die handwerkliche Herstellung von Echtantikglas (78-84) und Anna Rothfuss berichtet über die langjährige enge Zusammenarbeit zwischen Derix Glasstudios und Lüpertz (78-84). Stefan Skowron skizziert die Stellung der Glasmalerei in dessen Werk (94-98). – Bei einer zweiten Auflage sollten kleine Unstimmigkeiten beseitigt werden: Auf Seite 75 fehlt die Fensternummerierung; wurde St. Elisabeth 1878 (vgl. 34) oder 1880 (vgl. 41) von der Stadt erworben? Noch ein Vorschlag: Wäre nicht ein Interview mit dem Künstler über seine Bamberger Fenster eine schöne Bereicherung oder wenigstens eine Sammlung einiger seiner Äußerungen zur Glasmalerei?

Wer das Buch gelesen hat (und wie der Rezensent die Kirche besichtigen konnte), wird zustimmen: Lüpertz’ Fenster passen zu St. Elisabeth; in der Altstadt Bambergs gibt es einen künstlerischen wie denkmalpflegerischen Glücksfall zu besichtigen. Die neuen Fenster sind darüber hinaus, was der Gemeinde wichtig war, ein „öffentliches Zeugnis in säkularer Zeit“ (57) für den Glauben an einen Gott, der zu Werken der Barmherzigkeit motiviert. Bleibt zu hoffen, dass manche Besucherinnen und Besucher dieses Anliegen wahrnehmen.

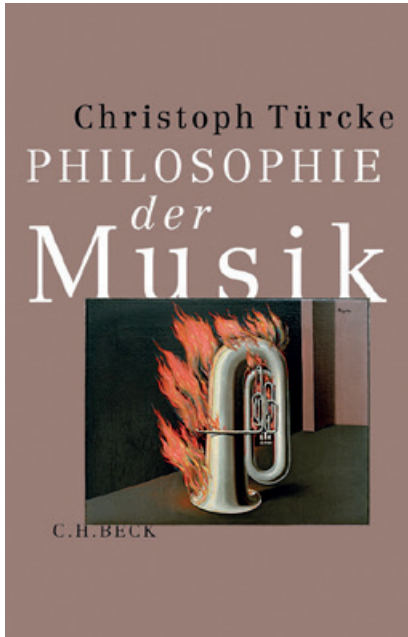
Thomas Menges

Christoph Türcke
Philosophie der Musik

München: C.H. Beck Verlag, 2025
510 Seiten
38,00 Euro
ISBN 978-3-406-82994-9

Jede intellektuelle Arbeit hinterlässt ein transformiertes Selbst. So hätte Michel Foucault gesagt. Bücher sind Selbsttransformierer par excellence. Manchmal braucht man etwas Geduld mit ihnen. In vielen Fällen klappt man sie am Ende zu und weiß, dass die Geduldsprobe es wert war. So geschehen mit der „Philosophie der Musik“ von Christoph Türcke.

Philosophie hat mit dem Staunen zu tun. Und Staunen entsteht aus dem Infragestellen von vermeintlich Selbstverständlichem. Türckes Art, Musik zu behandeln, ist eine solche Infragestellung. Am Ende blickt man auf einen riesigen Berg an durchgearbeitetem Wissen zurück und hat doch nicht das Gefühl, überfrachtet worden zu sein – weil sein Buch keine Bibliothek ist, sondern einen Denkweg in die Geheimnisse der Musik anbietet, der zu gehen sich lohnt. Warum? Weil sich der eigene Blick auf etwas so Allgegenwärtiges wie die Musik verändert und damit das eigene Selbst. Die Musik, so sehr man ihr dabei glaubt, auf die Schliche zu kommen, bleibt letztlich als etwas Unverfügbares dem Zugriff der Worte entzogen, die ein „Innenleben errahnen lassen“, in das sie doch nicht ganz hinabreichen. So ist Philosophie auch die Kunst, sprechend zum Ausdruck zu bringen, dass die Kunst der Musik einen Sinnüberschuss oder Eigensinn enthält, der sich sogar gegen ihren eigenen Schöpfer richten kann. Die amerikanische Essayistin Susan Sontag hätte sich über ein solches Kunstverständnis gefreut, bei dem die Interpretation eben nicht den Eindruck vermittelt, als würde sich damit der Intellekt auf einen Rachezug gegen die Kunst begeben.



Die Abstraktionsfähigkeit des Menschen hat sich auch in der Musik niedergeschlagen – und das besonders folgenreich mit Pythagoras und Platon. Beide wollten die Musik in eine höhere Ordnung überführen bzw. reinigen, indem insbesondere Pythagoras sie mathematisierte. War bis dahin Musik, Sprache, Klage, Schauspiel mehr oder weniger eins, wie in der griechischen Tragödie, wurde sie durch Zahlenverhältnisse, mit denen Intervalle festgelegt werden konnten, von außen formalisiert. Das war ein Riesenschritt des Intellekts, der bis heute nachwirkt. Wo Sprache lange Zeit durchmetrisierter Sprechgesang war, wurden Rhythmus und Tonhöhen herausdestilliert, was die Sprache wiederum verflachte. Der Siegeszug der intellektualisierten Musik wurde durch die Vorstellung gekrönt, wonach die mathematischen Zahlenverhältnisse Entsprechungen nicht nur in der Musik, sondern im gesamten Kosmos hatten. Harmonie ist das Ideal des Kosmos abgebildet in mathematischen Zahlenverhältnissen, hörbar gemacht in der Musik. Gott der Schöpfer ordnet Chaos zu Kosmos – dieses Ideal ist hörbar, wenn auch nicht als es selbst.

Heute ist kaum nachzuvollziehen, wie groß die Herausforderung war, beim Aufkommen von Zweistimmigkeit den Tritonus zu verhindern, der als „Diabolus in Musica“ gefürchtet wurde. Es war schlicht nicht vorstellbar, dass sich solche Dissonanzen nicht bis in die Seele fortsetzten und dort ihr Unwesen trieben. Was heute mit dem Dur-Moll-Schema zur selbstverständlichen Hörgewohnheit der „mediterranen Hörkultur“ gehört, verdankt sich einer Empfindungsumkehrung. „C-e-g als zwingende Folge von g-h-d-f wahrzunehmen: das ist nicht etwa von Natur aus so, sondern Ergebnis einer langwierigen durch Terzdrang eingeleiteten Empfindungsumkehrung.“ (358) Die Terz, besonders die große, verleitet sie nicht allzu sehr dazu, sich in der Schönheit des Klangs zu verlieren? Solche Fragen stellten sich ernsthaft! Denn Klang, Schönheit, Sinnlichkeit um ihrer selbst willen zu genießen, drohte Menschen doch auf falsche Bahnen zu locken. Hier wirkte die Rezeption von Augustinus fort, der frui (Musikgenuss um seiner selbst willen) und uti (Musik als Lob Gottes) voneinander schied. Dieser Zusammenhang löste sich mit der Rückkehr der musikalischen Thematisierung des verliebten Ichs im Minnegesang allmählich auf. Das weltliche Ich und seine Leidenschaft musikalisch in Szene gesetzt: ein undenkbarer Missbrauch der Schöpfungsharmonien! Die Profanisierungsgeschichte der christlichen Musik als geradlinige Entwicklung zu verstehen, würde allerdings den geistlichen Gehalt afroamerikanischer Spirituals verkennen, die vom Blues, Jazz, Swing in die moderne Popkultur hineinragen und sie bis heute prägen. Befreiung von unmenschlichen Abhängigkeitsverhältnissen und das Leiden daran kommt so thematisch wieder zurück, freilich mit ganz anderen musikalischen Mitteln.

Die Musik wabert, verändert sich, entwickelt sich, blickt zurück, verwischt klassische Genrengrenzen, was ihr postmodernes Signum ist, und wird überall verfügbar. Sie gewinnt dadurch, verliert aber gleichzeitig ihren Ort und ihr Hier und Jetzt. Kaum vorstellbar für uns, was Türcke eindrucksvoll zeigt, dass Musikstücke – etwa große Messen – für eine einzige Aufführung geschrieben wurden! Doch erst „dadurch entstand maximale kollektive Gestimmtheit für jede Art durchdringender Erfahrungen“. Ist uns ein solch dichtes Hier und Jetzt unwieder-

bringlich verlorengegangen, wo jedes Event mit dem Gedanken seiner möglichen Reproduzierbarkeit versehen wird und dadurch seine einmalige Qualität verliert? Die Entwicklung des Rap schließt den Bogen zum Anfang, als Musik noch Sprache war und Sprache Musik. Ein erregungsgeladener Rückgang in den Grund der Musik, so Türcke. Dort fing ihre Erfolgsgeschichte an als ritualisierte Triebumkehr der frühen Menschheit. Um höhere Gewalten zu zähmen, brachte man Menschenopfer – später Tieropfer – dar. Dieser Schrecken musste kompensiert werden durch ritualisierte Erinnerung im Vollzug. Dies geschah durch kollektive Schrei- und Ruflaute. Mit der unscheinbaren Flöte setzte dann eine frühe Form der Abstraktion ein. Nicht mehr schreien, sondern Spielen des Schreiens – ein Vorbote absoluter Musik, die „beginnt, wo das Instrument Stellvertreter und Verfremder der Stimme wird“ (140). So ist Musik schon vor der pythagoreischen Mathematisierung eine hörbare Abstraktionskunst, die sich in ihrem westlich entwickelten Dur-Moll-Schema auch imperialistisch auf indigene Musikformen ausbreitete und diese mitunter absorbierte. Schmerzvoll, wo solche Abstraktionen sich gewaltförmig ausbreiteten und nicht der Humanität dienten bzw. dienen: „Die Fähigkeit zur Abstraktion ist etwas genuin Humanes. Zur vollen Entfaltung ihrer Humanität gehört allerdings auch das Innewerden ihres Ungenügens.“ (382)

Selbst wenn einige Werkbeschreibungen mancher Opern oder Tragödien eindeutig zu ausführlich ausfallen und neurologische Erkenntnisse zur Musik – etwa der Zusammenhang von Mandelkern und Angstregulierung – fehlen, ist Türckes Buch ein echter Augenöffner. Auch die Diskussionen und Projekte rund um KI und Musik fehlen gänzlich. Das fügt dem philosophischen Denkweg aber keinen Schaden zu. Denn ihm gelingt es, diese fragile Kunst, die als klingende Vergänglichkeit im Entstehen verschwindet, auszuleuchten, ohne sie rationalistisch zu durchleuchten. Sie ist dabei keineswegs unschuldig, noch göttlich. Lediglich als Hinweisgeberin kann sie verstanden werden, weil ihr ideologischer Missbrauch eben auch möglich ist. Kunst ist sie, wenn sie autonom bleibt – und nahegehen kann sie uns dort, „wo sie von weit, weit her kommt“.

Johannes Lorenz

Caspar Battegay
Leonard Cohens Stimme

Berlin: Verlag Klaus Wagenbach. 2024

155 Seiten m. s-w Abb.

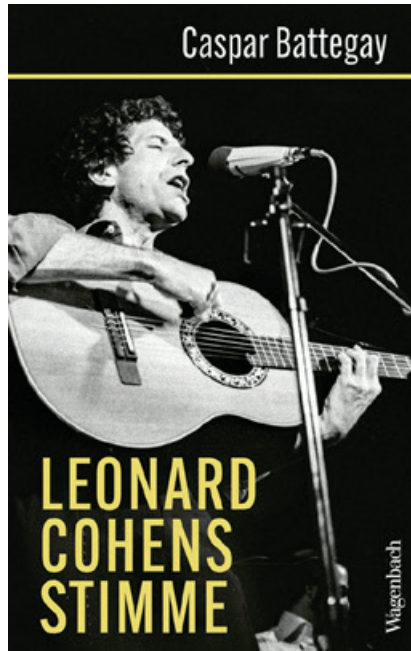
22,00 €

ISBN 978-3-8031-3744-9

Schön war Leonard Cohens Stimme im herkömmlichen Sinne nie. Im Alter von 33 Jahren erschien sein erstes Album als Songwriter. Bekannt war er bis zu diesem Zeitpunkt als Autor von Gedichten und Romanen. Hört man ihn auf seinem Debütalbum singen, näselt Cohen noch im Country Style der Buckskin Boys, denen er im Jugendalter seine ersten musikalischen Gehversuche verdankt. Zwanzig Jahre später ist sein Organ mit Hilfe von „fünfzigtausend Zigaretten und mehreren Swimmingpools voll Whisky“ zu dem vertrauten Reibeisen mutiert, das bis zuletzt sein Markenzeichen bleibt – brüchig, aber präsent.

Caspar Battegay ist Literatur- und Kulturwissenschaftler aus Basel und wurde an der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg promoviert. In seinem Band „Leonard Cohens Stimme“ schildert er den Dichter, Schriftsteller, Maler und Songwriter auf vielfache Weise als Stimme seiner Zeit, des Protests, der Inspiration, des Schicksals, des Alterns und eines gelegentlichen aus dem Religiösen entlehnten Absolutheitsanspruchs.

Cohen ist Zeitzeuge. Seine Stimme steht für viele jüdische, kanadische und nordamerikanische Biographien von der Auswanderung aus Europa bis in die Zeit nach dem Kalten Krieg und darüber hinaus. Sein jüdisches Erbe lässt ihn nicht los, so sehr er auch damit hadert. Die archaischen Geschichten um Abraham und Isaak, Saul, David sind der Erzählgrund für heutige Lieder um Brüchigkeit, um tiefsitzende Konflikte und Verletzungen. Dies widerspricht nicht seiner persönlichen Suche, die ihn auch in die Zen-Meditation führt. Dort, in der Gegenstandslosigkeit, ringt er um persönlichen Frieden und ein Sortieren aufsteigender Themen und Bilder und kommt zu Kontinuitäten, die ihm in der



konkreten Beziehung im Alltag nicht gelingen – weder bei Frauen noch bei seinen Fans. Er kultiviert seine Selbstironie für einen Moment auf der Bühne, genießt die Zuwendung und hüllt sich im nächsten Moment wieder in einen Kokon der Unzugänglichkeit. Seine politischen Aussagen ähneln Prophetien, die sich bis zu apokalyptischen Szenarien steigern, seine eigene Rolle schwankt zwischen der Stimme Gottes und dem Advocatus Diaboli, der Aufarbeitung persönlicher Traumata und großem Kino biblischer Epik, immer durch Sarkasmus und dunkle Ironie gebrochen.

Cohen singt und tritt bis kurz vor seinem Tod auf und erhält sich dadurch eine Deutungshoheit auf das eigene Schaffen, während zahllose Künstlerinnen und Künstler seine Lieder covern. Dabei berührt sein eigener, neuer Blick auf Früheres. Spottete man in den 1970er Jahren, man könne nach dem Hören von Cohens Musik nicht anders, als sich die Pulsadern aufzuschneiden, schließt der fast 82-Jährige in seinem letzten Album Kreise. Er nimmt die Rolle als eigener Exeget an. Umstritten, aber wirkungstark ist die Integration synagogaler Elemente wie in „You want it darker“. Wenn er dort mit dem Ruf „Hineini, hineini – I’m ready, my Lord“ in die Tradition von Abraham, Joseph und Mose einsteigt, ordnet er sich selbst für die Nachwelt ein. Der Sänger mit der gebrochenen Biographie ist eben doch nicht nur „ein fauler Bastard, der in einem Anzug lebt“, sondern auch weltanschaulicher Wanderer und – gemäß seiner Abstammung – Hirte.

Battegays Auseinandersetzung mit Leonard Cohen hat sich über eine Reihe von Jahren in verschiedenen wissenschaftlichen Publikationen, Artikeln und Aufsätzen niedergeschlagen. Seine Beschäftigung mit jüdischer Prägung und Popkultur reicht noch weiter zurück und erweist sich immer wieder als geeignete Folie zur Darstellung komplexerer Zusammenhänge. Es ist gut, diese Forschungen nun einmal in den Erzählfluss zu bringen. „Leonard Cohens Stimme“ ist im besten Sinne ein Lesebuch eines Mannes, der von Cohen fasziniert ist und die Vielschichtigkeit dieser Künstlerpersönlichkeit mit den Lesenden teilen möchte. In Bezug auf den Rezensenten ist es ihm gelungen.

Norbert Hoppermann

Florian Werner (Hg.)
Meine bessere Hälfte
Musiker*innen erzählen über ihre Instrumente

Berlin: Ullstein Buchverlage. 2024
247 Seiten m. s-w Abb.
19,99 €
ISBN 978-3-86493-271-7

Stradivari, Guarneri, Steinway, Silbermann, Fender, Gibson – Musikerinnen und Musiker, Kenner und Liebhaber nennen die Namen legendärer Instrumentenbauer mit Ehrfurcht. Wenn ein Geiger neu ins Rampenlicht tritt, finden Rezensenten Wissenswertes über Geheimplack und Bogenform. Das Besondere, Einmalige wird zum Aufhänger für Legenden. Das ist Marketing. Ein einmaliges Instrument zaubert keinen genialen Interpreten. Musik ist Arbeit, ein jahrelanger harter Weg über tägliches Üben, Lernen, Hören, Verstehen, Korrigieren. Sie ist persönliche Entwicklung, Leistungssport und erfreulicherweise auch für viele Menschen ein Beruf, in dem sie das Erfahrene nicht für sich behalten, sondern in Konzerten, über Tonträger, Kompositionen, Lehre und den persönlichen Kontakt weitergeben dürfen. In diesem Kontext spielen Instrumente als Arbeitsgeräte tatsächlich eine wichtige Rolle. Das Zusammenwirken von Musizierenden und Instrument geht über den reinen Gebrauch hinaus. Der Erwerb eines geeigneten Instruments, das Kennenlernen und Optimieren, Pflege, Erhaltung und Verbesserung führt zu einer oft langen, wenn nicht lebenslangen Geschichte, die als Beziehung erzählt werden kann.

Florian Werner hat im vergangenen Jahr einen Band veröffentlicht, in dem er dreiundzwanzig Musikerinnen und Musiker über diese Beziehungen zu Wort kommen lässt. Ein gutes Dutzend von ihnen ist mit akustischen Instrumenten liiert, darunter Anne-Sophie Mutter und ihre Lord Dunn-Raven Stradivari und Tabea Zimmermann mit ihrer Patrick Robin-Viola. Manche Instrumente bekommen Namen wie Ursula und Fanny, zwei Tuben von Andreas Martin Hofmeir. Das Spielen von Konzertflügeln verleitet Michael Wollny zu zärtlicher Poesie, Meinrad Jungbluts Sitar ruht in einem Koffer, der an einen Sarg erinnert. Diese Geschichten sind aber nur die eine



Seite des Themas. Ausdruck entsteht auch aus dem eigenen Körper und der eigenen Stimme, wie Annette Humpe und Bernadette La Hengst berichten. Für wiederum andere ist ihr Gehirn, ihr Tonstudio, ihre Plattensammlung oder die Collage vieler Lebensbereiche Hintergrund ihres Schaffens. Extrem und skurril wird es erst, wenn Soundkünstler Matthew Herbert die Vorgeschichte seines Albums „The Horse“ von 2023 erzählt, in der aus einem in der Tieranatomie ausrangierten Pferdeskelett die Inspiration für Klänge und Instrumente erwächst. Dabei ist er verstörend nah am Puls der Zeit, in der virtuelle und archaische Welten ineinander übergehen, Grenzen verschwimmen und nach einem Wurmloch in die Zukunft suchen.

Die Verschiedenheit der Autorinnen und Autoren, der Erzählfarben und der kontrastierenden Klänge machen das Buch zu einer ausgewogenen Komposition und zum intensiven Kopfkino. Ich empfehle als Ergänzung eine persönliche Playlist mit Musik der Genannten. Ich war überrascht, wie sich das Buch beim Hören der Musik noch ein zweites Mal erzählt – egal ob chronologisch oder quer durch die Kapitel springend. Ich folge der Empfehlung von Sebastian Krämer auf Seite 196 und vergleiche die Geschichten mit der Vielfalt von Klaviaturen: „Heb den Deckel zu einer beliebigen und horch, was sie berichtet.“

Norbert Hoppermann

Justus Geilhufe
Gott und die Schönheit
Entdeckungen in der atheistischen Gesellschaft

München: Claudius Verlag. 2025
144 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-532-62904-8

Es sticht ins Auge, das Büchlein in leuchtendem Pink, mit dem Neugierde weckenden Titel „Gott und die Schönheit“. Und auch der Untertitel macht Lust, hineinzulesen: „Entdeckungen in der atheistischen Gesellschaft“. Justus Geilhufe, promovierter evangelisch-lutherischer Theologe und Pfarrer in Sachsen, macht sich in seinem Essay auf die Suche: nach Gott, dem Glauben, der Schönheit. Sie führt ihn durch denkbar unterschiedliche Gegenden und Milieus, irgendwo zwischen Technoclub und Kloster. Was auf den ersten Blick diametral entgegengesetzt steht, ist die Basis für einen Roadtrip, der in der Taufe seines Freundes Matej mündet.

Kennengelernt haben sich der Journalist und der Theologe bei einer Recherche für einen Artikel über die Zeit der Wende, Ostdeutschland und wie Christen diese Zeit erlebt und geprägt haben. Es entsteht eine Freundschaft zwischen diesen beiden zunächst unterschiedlichen Menschen. Justus Geilhufe gewährt den Leserinnen und Lesern einen Einblick in diese Gemeinschaft, lässt teilhaben an dem, was sie verbindet. Wie es mit Freundschaften so ist: Nicht alles lässt sich in einfachen Worten erklären. Manches Gelesene, manche Gedanken und Ausführungen stehen zunächst etwas unverbunden nebeneinander. Manches fügt sich erst mit der Zeit in das Essay ein, lohnt aber in jedem Fall beschrieben und bedacht zu werden. Geilhufe nimmt die Lesenden mit in seine Gedankenwelt, ohne zu gefühlig oder pathetisch zu werden. Mit viel Ruhe, stets in einer poetischen Sprache, mal mit Humor, mal mit protestantischer Ernsthaftigkeit, die Lust machen auf das Weiterlesen, berichtet Geilhufe vom gemeinsamen Roadtrip von Berlin über Sachsen nach Böhmen. Zwischen diesen Orten, zwischen diesen Welten, zwischen Berghain und Kloster, Großstadt



und Provinz spüren sie der Frage nach, was Schönheit ist. Aneinander, miteinander und gemeinsam lernen die beiden Freunde, geben sich Impulse, stoßen Reflexionen an: Nicht nur über Religiöses und Glaubensfragen, sondern auch über das Selbstverständnis, die eigene Identität, wie Haltungen geprägt werden, wie das Selbst wird, was es ist. Bald wird klar: Die Sehnsucht nach dem „Mehr“ im Leben führt bisweilen an interessante Orte; doch trägt das, was man dort findet?

Als Leserinnen und Leser nimmt uns Justus Geilhufe mit auf seine und Matejs Suche nach dem „Besser, Weiter, Schöner“ und dem Finden dessen, was ihnen als solches begegnet. Unaufgeregt, aber stets unterhaltsam und mit Tiefgang geschrieben, ist man eingeladen, ebenfalls in den Fiat Panda zum Roadtrip durch Gedanken und Landschaften einzusteigen und auf die Reise mitzukommen. Es lohnt sich – denn es gibt viel zu entdecken; inklusive des Schönen.

Claudia Pappert

Wolfgang Kemp
Irgendwie so total spannend
Unser schöner neuer Sprachgebrauch

Springe: zu Klampen Verlag. 2025
137 Seiten
16,00 €
ISBN 978-3-98737-034-2

Der Kunsthistoriker Wolfgang Kemp, der, inspiriert durch zahlreiche Beobachtungen zum Sprachgebrauch, an seine schon 2022 in der FAZ vorgetragene Sprachkritik (12) anschließt, legt mit diesem kleinen Buch einen Essay vor: In drei Teilen konstatiert, kommentiert und kritisiert er folgende Phänomene heutiger v.a. gesprochener Sprache an Beispielen: die neue Nutzung von Partikeln, Sprachrason und Adjektiven.

Unter den Partikeln, deren Nutzung der Autor v.a. in Podcasts (des DLFs) untersucht, würden Worte wie „irgendwie“, „ein Stück“, „sozusagen“, gepaart mit „Wohlfühl- und Wertschätzungssignalen“ („Ich bin ganz bei Dir“) als „Streicheleinheit“ für den Gesprächspartner neben ihren Gegenteilen „absolut“, „total“ (8) genannt – „Umgehungsdeutsch“ (31) neben „Ultra-Deutsch“ (29) als „Jargon der Uneigentlichkeit“ (9). Des Weiteren sei die Sprache durchzogen von Wiederholungen und Redundanzen, Dehnungsphrasen wie „oder so“ oder vagen Schlussformeln wie „je nachdem, ich sag mal“ (31) zur „Hörerorientierung und Pausenmarkierung“ (35) gegen deren Überforderung und schwächten die Aussagen wieder ab.

Die neuen Sprachregelungen der Gendergerechtigkeit, die übrigens nicht von unten, sondern von oben in Behörden, Universitäten und Kultusinstitutionen in „hoheitlichem Sprachhandeln“ (52) hervorgegangen seien, sollten eine „neue Schreib- und Denkweise“ (16) schaffen. Die Vermeidung von Nennungen des Geschlechts erzeuge eine neue – z.T. fehlerhafte – Sprache mit „Substantivierung, Neutralisierung, Entpersönlichung, Versachlichung und Passivform“ (55); Personenbezeichnungen erhielten die Anhängsel „-kraft, -hilfe, -person oder -ung“ (56), Neutrum und Gerundium eliminierten Persönlichkeit. Diese



Entwicklung gipfele in einer noch weitergehenden Entpersonalisierung durch die Abkürzungsmanie (2SLGBT*Q+) (59) mit aus dem ASCII-Code hervorgegangenen Zeichen (;, _, *, I, /), die das Geschlecht tilgen solle, und es würden neue Pronomina erfunden (they/them). Mit Gaps (Glottisschlägen) versuche man, Unaussprechbares auszusprechen. Diese Praxis habe jedoch keinen großen Rückhalt im Großteil der Bevölkerung, Schriftstellerinnen und Schriftsteller machten nicht mit, es gebe kein einheitliches Regelwerk, Menschen mit Einschränkungen verstanden sie nicht. Im Schriftlichen verdränge das Visuelle das Textuelle, Emotionen drücke man mit Emojis aus.

Es gebe eine Inflation von Adjektiven wie „vulnerabel“ (86), „toxisch“ (89), „schwierig“ und „spannend“ (90), welche die „Dominanz der Gefühle“ (88) dokumentierten, die dann noch durch Partikel wie „absolut“, „total“ oder „brutal“ (92) gesteigert würden. Emojis in sozialen Netzwerken würden mittlerweile Pflicht und das „Like“ (110) habe einen Siegeszug angetreten, das Bedürfnis nach Gefühlsausdruck werde durch die Erweiterung der Tabulatur etwa mit Tieremojis ausgedrückt.

Als Fazit benennt Kemp die „Invasion der Marker“ (117) in die gesprochene Sprache: Pausen als Moment der Sprache, die normalerweise ohne Folgen für Grammatik und Aussageinhalt weggelassen werden können, würden hier gefüllt mit Markern in Form von Diskursmarkern (sozusagen), soziolinguistischen Markern (*) und Emotionsmarkern (Emojis). „Die Tonspur der Marker, die permanent mitläuft, dient nicht der Explikation des Gesagten (Partizip II), sondern der Fortsetzung des zu Sagenden (Partizip I, vulgo Gerundium).“ (123)

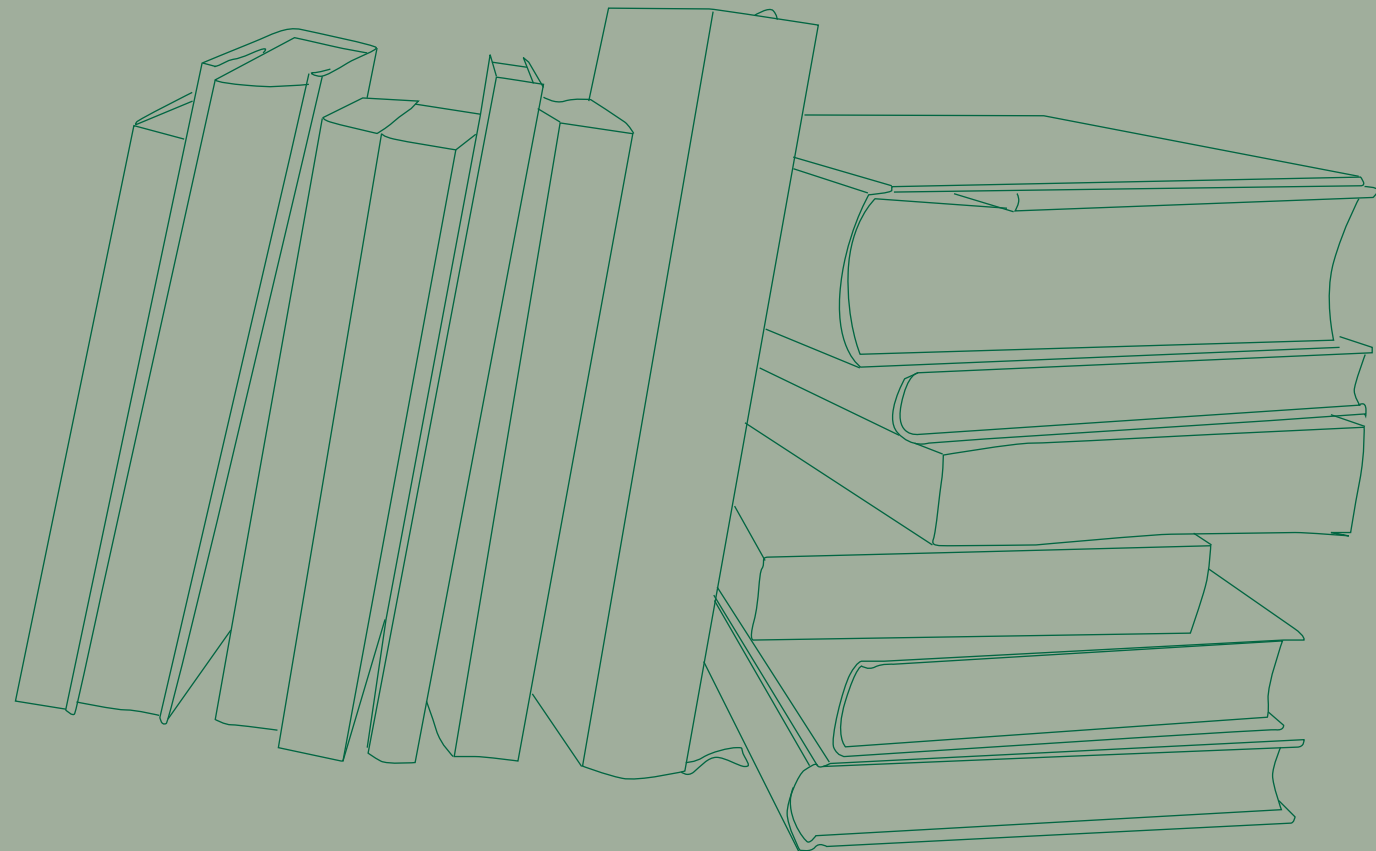
Eloquent, zuweilen (allzu) ausschweifend und Schleifen ziehend, ironisch, launisch und amüsant führt Kemp den Leser durch die Welt der Sprache. Sein Essay ist nicht bloße Sprach-, sondern Zeitgeistkritik und Kritik der Exzesse, die zu Recht in ihrer Absurdität benannt werden.

Eine geschliffene Sprache ohne unnötige Partikel und übertriebene Adjektive ist eine hehre, aber höchst anspruchsvolle Zielsetzung, die heute in einer veränderten Welt mit veränderten Hörgewohnheiten und Ansprüchen nicht mehr massentauglich ist.

Im allgemeinen Bemühen des Autors um eine korrekte Sprache korrekter Sachverhalte irritieren zum einen Verallgemeinerungen und Kategorisierungen, mit denen dieser die für die unerwünschte Entwicklung Verantwortlichen benennt: „die Reforme-rinnen“ (56), „die Aktivistinnen der Genderisierung“ (59), aber auch „die Grünen“ (86), zum anderen die Fokussierung auf Frauen und die Emotionalität: „die Humboldt-Feministinnen“ (55). Gerade im zweiten Kapitel hat man angesichts der Auswahl der Beispiele den Eindruck, als wären fast ausschließlich Frauen für die negativ zu bewertende Zerstörung einer im Grunde positiven Sprachkultur verantwortlich, die Männer seit Jahrhunderten geschaffen und gepflegt haben – das ist unglaublich. Zu kurz kommen berechnete Anliegen, die Rolle von Männern und die Tatsache, dass auch feministisch orientierte Frauen sprachliche Radikallösungen ablehnen, wenn der Beitrag mehr als eine Polemik sein möchte. Zudem ist die Bandbreite des Genders zwischen der Doppelnennung (m/f), wie der Autor sie ebenfalls in der Anrede an die Leser benutzt (53, 54), und den beschriebenen Eingriffen in die Sprache wirklich groß.

Das Buch ist in Teilen für Nicht-Linguisten nicht einfach zu lesen; eine Erklärung der wichtigsten Fachwörter wäre hilfreich gewesen. Nichtsdesto-trotz regt es zum Nachdenken an und ist geeignet, den eigenen Sprachgebrauch zu überprüfen.

Alexandra Reißmann



Julian Baggini

Wie die Welt denkt

Eine globale Geschichte der Philosophie

Aus dem Englischen von Frank Lachmann, Karin Schuler
und Thomas Stauder

München: Verlag C.H. Beck. 2025

442 Seiten

34,00 €

ISBN 978-3-406-83094-5

Unser alltägliches Handeln, Sprechen und Denken ist von ideengeschichtlichen Voraussetzungen bestimmt, die uns oftmals nicht bewusst sind. Das betrifft unser Denken hier im traditionell so bezeichneten Westen wie in anderen Gegenden der Welt. Der britische Philosoph Julian Baggini nennt die Voraussetzungen des Denkens Sedimentschichten – und er möchte sie mit seiner Globalgeschichte der Philosophie sichtbar machen und damit ein Fenster zur dazugehörigen Kultur aufmachen. Dabei bedient er sich sowohl der Lektüre der Klassiker der jeweiligen Kontinentalphilosophien. Er führt aber auch persönliche Interviews. Herausgekommen ist eine breit angelegte Skizze, die in groben Zügen erahnen lässt, wie die Welt denkt. Skizze deshalb, weil der Anspruch einer Globalphilosophie völlig vermessen ist. Das weiß auch Baggini. Trotzdem lohnt sich die Lektüre, die einige Spotlights bietet, die den eigenen Horizont erweitern. Insbesondere kontrastieren sie die eigenen Denktraditionen, in denen man großgeworden ist und aus denen heraus man wie selbstverständlich die Welt und sich selbst bedenkt.

Während im Westen die Autonomie im Fokus steht, rückt im chinesischen Denkraum seit den Zeiten von Konfuzius der Begriff der Harmonie ins Zentrum. Generell ist der asiatische Kulturraum jenseitsärmer und legt einen größeren Wert auf ein gutes Leben im Diesseits. Im indischen Kulturraum – das macht Baggini auch an praktischen Beispiele



len sichtbar – ist eine klare Unterscheidung von Philosophie und Religion nicht möglich; die Unterscheidung ist ein typisch westliches Phänomen. „Wir müssen anerkennen, dass die strikte Säkularisierung der Philosophie selbst eine philosophische Position ist ...“ (85) Gerade in Indien spielen religiöse und weisheitliche Schriften eine herausragende Rolle für das Denken, zum Beispiel die Veden. Wir im Westen haben uns angewöhnt, kategorial und systematisch zu denken – mit allen Vorteilen begrifflicher Klarheit, aber auch mit den Nachteilen intellektueller Überheblichkeit (Entweder-oder-Logik) gegenüber anderen Zugängen zur Wirklichkeit, z.B. über Intuition, Weisheit oder höhere Bewusstseinszustände. „Die Philosophie im Westen strebte immer danach, eher eine Wissenschaft zu sein: streng, präzise, die Realität beschreibend, wie sie ist. Im Osten ist die Philosophie eher eine Lebenskunst.“ (136)

Auch die Konzeptionen von Subjekt, Selbst oder Ich unterscheiden sich im kulturphilosophischen Vergleich stark. In den allermeisten nichtwestlichen Philosophien ist das Selbst eine Illusion, eingebettet in eine alles umfassende Weltseele (Brahman). Nur der sogenannte Westen hat eine starke und unabhängige Konzeption des Selbst etabliert, die unser Selbstgefühl ganz selbstverständlich prägt. So konnte etwa die japanische Kyoto-Schule ein ausgefeiltes Konzept von Leere und Nichts in ihr Denken integrieren, was in unseren Breiten in den systematischen Schulen kaum vorkam und vorkommt, es sei denn in Konzepten negativer Theologie und in mystischen Traditionen. Dass es jenseits des begrifflich Fassbaren einen Horizont gibt, der uns auf andere, nicht begrifflich systematische Weise zugänglich ist, wird dort auch mithilfe der Kunst selbstverständlich thematisiert.

Der Autor ist von solchen Ideen fasziniert, auch wenn er die klare Meinung vertritt, dass niemand die Wirklichkeit ohne begriffliche Konzepte erkennen kann. Hier outet er sich als Kantianer und bleibt dennoch offen gegenüber allen Konzepten, die der Kantischen Sichtweise auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen. Bagginis äußerst ambitioniertes Programm kann viele neue Fenster öffnen, ohne in einen Kulturrelativismus abzugleiten. Sein Anspruch lautet: Wir können uns selbst nur verstehen, wenn wir andere verstehen! Das stimmt unbedingt, denn „wenn Kulturen einander begegnen statt bekämpfen sollen, dann müssen wir nicht nur begreifen, wie andere sich von uns unterscheiden, sondern auch, wie wir uns von ihnen unterscheiden.“ (17)

Johannes Lorenz

Lambert Wiesing
Assoziationen
Das Erlebnis der Individualität
suhrkamp taschenbuch wissenschaft

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2025
190 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-518-30057-2

„Ein Zeichen schon erinnert uns, ein ganz leise ge-flüstertes Wort weckt eine versunkene Welt wieder auf, und ein Duft, den man einst atmete, ist hartnäckiger als der Tod ...“, heißt es in Georges Bernanos’ Erstlingswerk. Und in Marcel Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ lässt der Geschmack eines kleinen Sandkuchens beglückende Bilder aus der Kindheit vor dem inneren Auge des Protagonisten auftauchen.

Was damit literarisch beschrieben wird, ist im Buch von Lambert Wiesing Gegenstand einer präzisen phänomenologischen Untersuchung, nämlich die Assoziation, also die Weckung einer Erinnerung oder eines Gefühls bzw. einer Imagination durch einen anderen Bewusstseinsinhalt, der eine Wahrnehmung oder auch selbst eine Erinnerung sein kann. Diese Weckung erfolgt spontan ohne aktives Zutun des Assoziierenden und stellt zwischen dem weckenden und dem geweckten Bewusstseinsinhalt eine Verbindung her. Die beruht auf einem „Weil-Erlebnis“, nach dem die weckende Vorstellung die geweckte hervorgerufen hat.

Jeder kann die von Wiesing unterschiedenen Charakteristika einer Assoziation anhand eigener Erlebnisse gut nachvollziehen. Ich wurde einmal beim Vorbeigehen an einer Baustelle durch den Geruch des Mörtels an die Bauklötze erinnert, die mein Vater, ein Maurer, mir mit Mörtel hergestellt hat, indem er dafür leere Streichholzschachteln als Gussform verwendete. Der Mörtelgeruch ist die weckende Vorstellung, der Bauklötze herstellende Vater die geweckte. Beides verband sich für mich, ohne dass ich mich aktiv erinnert hätte, zu einem inneren Erlebnis von Bildern der Kindheit. Und auch das Entscheidende wird an diesem Beispiel sichtbar, das den Kern der



Argumentation des Autors darstellt und seine wichtigste Ableitung ist: Die geweckte Vorstellung des Bauklötze herstellenden Vaters, und zwar meines Vaters, verweist auf ein einmaliges Geschehnis in meinem Leben. Das unterscheidet diese Assoziation von einem Einfall, etwa dem, mit Mörtel etwas Bestimmtes reparieren zu können, einem Einfall also, den jeder haben könnte. Ein Einfall stößt mich nicht auf die Erkenntnis, dass ich es grade bin, ich als Individuum, das diesen Gedanken hatte. Dagegen gilt: „Assoziationen führen zu einer Bekanntschaft mit sich selbst: mit sich selbst als ein spezifisches Subjekt.“

Diesen Fund wertet der Autor im zweiten Teil des Buches weiter aus. Er grenzt das Subjektselbstbewusstsein, das alle Akte des Menschen begleitet, vom besonderen Individuumselbstbewusstsein ab, das, ohne mich gezielt selbst zum Thema zu machen, mir unmittelbar gegeben ist, und zwar nur mit der Assoziation. Die Assoziation erst weckt aus dem selbstverständlichen Dahinleben, was Heidegger „das Man“ nannte. „Die Assoziation ist eine Individualitätszumutung: Sie zwingt mich, dass ich für mich ein spezifisches Subjekt bin.“

Der Autor schwankt zwischen der „Zumutung“ und „wunderbaren Momenten eines Assoziationserlebnisses“. Beides ereignet sich, schwerwiegender aber ist gewiss die Zumutung, die besonders deutlich wird, wenn man eine besondere Form der Assoziation betrachtet, die der Autor mit dem begrifflichen Besteck der Husserl’schen Phänomenologie von anderen unterscheidet. Sie tritt dann auf, wenn das weckende Bewusstsein weiter zusammen mit dem geweckten gegenwärtig bleibt und vom geweckten seine besondere emotionale Färbung erhält. In Bernanos Erstlingsroman wird der Protagonist in einem engen Zimmer plötzlich von der Angst erfasst, in der Falle zu sitzen. Zweifellos beschreibt das die von Bernanos’ angstvoll durchlittene Situation des Grabenkämpfers in seinem Unterstand, die plötzlich von diesem Zimmer geweckt wird und es mit dem Gefühl der Angst verbindet, verschmilzt. Hier kann man Wiesing weiterdenken und weitere negative Gefühle nennen, die durch Assoziationen geweckt werden, etwa Trauer, Scham, Hass, und vor allem Schuldgefühle, die mir in bestimmten Situationen ohne mein Zutun aufgegeben werden und mich quälen. Das sind keineswegs nur flüchtige Erlebnisse der eigenen Individualität, sondern schmerzhaft und dauernde seelische Lasten. Wiesing bekennt selbst, dass solche Erfahrungen grundlegend sind für das Erleben der Wirklichkeit.

Denkt man an positive Emotionen, die mit solchen Assoziationen geweckt werden, so ist es gewiss auch das Gefühl der Liebe. Hier wäre interessant, diese Studie zu ergänzen durch eine Untersuchung des sehr häufigen Phänomens, dass Menschen, die sich nach langer Freundschaft oder Partnerschaft sehr nahe sind, plötzlich im selben Moment an dasselbe denken müssen. Sie assoziieren mit einer Situation, in der sie sich befinden, zeitgleich etwas Bestimmtes aus ihrem gemeinsamen Leben. Das ist dann nicht nur das wunderbare Erleben der jeweiligen Individualität, sondern auch der Zweierheit, der Ich-Du-Einheit, wie sie Martin Buber beschrieben hat.

Verdienst dieser phänomenologischen Studie ist auch, die biographische Identität der Person gegen postmoderne Ansätze der Dekonstruktion zu sichern. Hier wäre ein Anknüpfungspunkt, wesensphilosophische Betrachtungen der Individuation, etwa bei Francisco Suárez, einzubeziehen, sowie die schwerwiegende Frage, ob ein Mensch, der nicht assoziiert, weil er im Koma ist, oder einer, der im Zustand der Demenz zwar assoziiert, aber nicht das Erlebnis der Individualität hat, als Person zu betrachten ist.

Eine hochspannende Lektüre, die wichtige Fragen aufwirft. Absolute Leseempfehlung.

Hartmut Sommer

Dietmar Hübner
Was uns frei macht
Ein Versuch über die Autonomie des Willens
suhrkamp taschenbuch wissenschaft

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2025
408 Seiten
26,00 €
ISBN 978-3-518-30043-5

Entgegen allen Unkenrufen, die den Niedergang der Geisteswissenschaften beklagen, gibt es auch aktuell in der einschlägigen Publikationslandschaft traditioneller Fächer Leuchttürme, die wie bei dem hier zu besprechenden Buch ungeahnte Erhellung für ein Thema der klassischen Philosophie verschaffen und damit neuen Optimismus rechtfertigen. Nachdem um die Frage nach der Willensfreiheit in den Nuller Jahren des neuen Jahrtausends zum Beispiel durch die Wiederholung der sogenannten Libet-Experimente und Veröffentlichungen der Hirnforscher Wolf Singer und Gerhard Roth eine lebhaftete Diskussion entbrannte, die zumindest im deutschen Feuilleton ihren vorläufigen Abschluss in der von dem FAZ-Redakteur Christian Geyer 2004 herausgegebenen Aufsatzsammlung „Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente“ fand, könnte nun das Werk „Was uns frei macht. Ein Versuch über die Autonomie des Willens“ neuen Schwung in die Debatte bringen.

Der Autor, Dr. Dietmar Hübner, bekannt durch seine Youtube-Videos, die auch philosophische Laien adressieren, ist Professor für Praktische Philosophie. Dass er mit seinem aktuellen Werk über das unmittelbare Fachpublikum hinaus größeren Erfolg erzielen könnte, liegt neben seinem didaktischen Geschick an einer höchst präzisen Sprache, die im Gegensatz zu derjenigen vieler seiner Kollegen auf jegliche Eitelkeit und unnötige Kompliziertheit verzichtet, dafür aber erkennen lässt, dass er die naturwissenschaftliche Exaktheit, die ihm als Diplom-Physiker eigen ist, mit seiner künstlerischen Begabung (vor allem als Lyriker und Komponist) zu einer spannungsvollen Synthese verknüpft. Sehr hilfreich für das Verständnis des Gedankengangs sind zahlreiche Wiederholungen, die es nach län-



geren Lektüreunterbrechungen erlauben, wieder in die Argumentation hineinzufinden und sie gut nachvollziehen zu können. Ebenfalls mit großem Gewinn lesen sich die in der Sache sehr sinnvollen, in die Tiefe gehenden Ausflüge in die Geschichte der Philosophie, bei denen klassische Positionen (z.B. von Kant und Wittgenstein) pointiert dargestellt und kritisiert werden.

In der Frage der Willensfreiheit vertritt Hübner einen strikten Kompatibilismus, also die Annahme einer Verträglichkeit von lückenloser Naturkausalität und menschlicher Willensfreiheit, und damit eine klare Gegenposition sowohl zu deterministischen als auch zu libertaristischen Auffassungen. Breiten Raum nimmt in dem Buch die Diskussion mit den ebenfalls kompatibilistischen Ansätzen von Harry Frankfurt und Wilfried Sellars sowie die Zurückweisung eines für defizitär erachteten Perspektiven-Dualismus, „sei er semantischer oder auch phänomenaler Art“, ein. Selbstbewusst bekennt sich Hübner zu einem „Platonismus des Rationalen“; ihm gemäß dürfen Gründe, ontologisch grundlegend

von Ursachen unterschieden, „nicht als psychische oder soziale Erscheinungen missdeutet werden, womit ihr dezidiert nichtkausaler Charakter verloren ginge. Gründe müssen vielmehr als ursprünglich rationale Gebilde begriffen werden, die als solche allen kausalen Mechanismen entzogen sind.“ Damit einher geht die Notwendigkeit, metaphysische Probleme mit metaphysischer Argumentation anzugehen. Auf diese zu verzichten, endet nach Hübner „nicht mit einer metaphysikfreien Lösung, sondern in schlechter Metaphysik.“ Deren gelungene Variante dagegen führt zu einer Formulierung, die in ihrer entwaffnenden Einfachheit besticht: „Zusammen genommen besteht die Freiheit des Willens darin, dass unser Entscheiden und unser Handeln von rationalen Gründen bestimmt wird, die im reflexiven Bewusstsein gegenwärtig sind.“

Der an der Universität Hannover lehrende Philosoph hat mit diesem Buch einen überzeugenden Gedankengang vorgelegt, seine Einwände gegen die in die Debatte zum Beispiel von Habermas und Nida-Rümelin eingebrachten Überlegungen sind gut nachvollziehbar; die dargestellte Position dürfte auch außerhalb des deutschsprachigen Raums große Resonanz auslösen.

.

Jochen Ring

Michael Tomasello

Die Evolution des Handelns

Von den Eidechsen zum Menschen

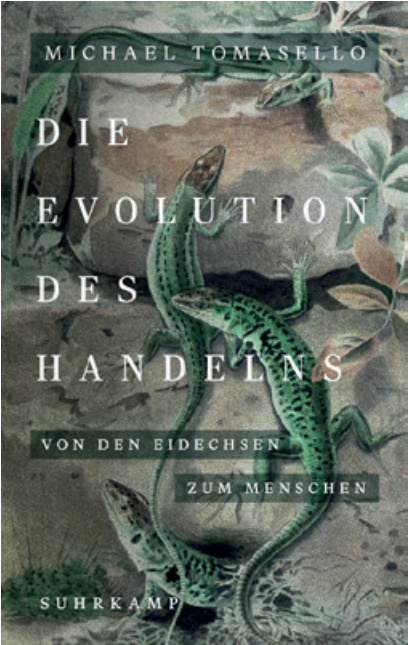
Aus dem Amerikanischen von Jürgen Schröder

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2024

239 Seiten m. s-w Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-518-58812-3



Theorien können sich ausweisen, indem sie sich dem gültigen Paradigma verpflichten und dieses in einem Feld (des Wissens) durchbuchstabieren. Sie können auch in der Praxis nützlich sein. Theorien können darüber hinaus bisherige Lösungsstrategien hinterfragen, indem sie Zusammenhänge herstellen und dadurch Probleme neu bearbeiten. Selten gelingt es, allen drei Gütekriterien zu genügen: Praxisrelevanz geht oft zulasten innertheoretischer Qualitäten – und umgekehrt. In der Theologie hat die Rezeption der Philosophie zweifelsohne ihre diskursive Kohärenz gesteigert; die theologische Rezeption der Soziologie war hingegen praxisrelevanter. Gleichwohl steht der empirischen Soziologie die Replikationskrise noch bevor, während Nachbardisziplinen wie die Psychologie dieselbe bereits hinter sich haben, ihr Wissen ist von daher gefestigter.

Mit seiner Neuerscheinung gelingt dem renommierten Anthropologen und Verhaltensforscher Michael Tomasello eine „systematisch-theoretische Darstellung der Evolution individueller Entscheidungsprozesse und Verhaltenssteuerungen“, die allen oben genannten theoretischen Gütekriterien genügt. Sie fußt im Sinne des empirischen Paradigmas auf belastbarem Wissen; sie ist praxisrelevant durch ihren Fokus auf Verstehenshilfen für gelingendes Handeln bei Mensch und Tier und sie räumt mit dem Behaviorismus die Verengung auf lineares Verhalten als simples Reiz-Reaktionsmuster zur Seite, um Handlungen theoretisch angemessener zu beschreiben.

Es handelt sich um einen Beitrag zur evolutionären Psychologie, der dem Ziel verpflichtet ist, „den evolutionären Pfad zum psychologischen Handeln des Menschen zu rekonstruieren“. Entscheidend dafür sind die Nachweise unterschiedlicher, „aufeinander aufbauender“ Handlungstypen: von zielgerichteten Wirbeltieren über intentional operierende Säugetiere und rationale Menschenaffen bis hin zum Typus des sozial-normativ agierenden Menschen. Interessanterweise ersetzt Tomasello dabei die übliche These von steigender Komplexität in Richtung des menschlichen Verhaltens durch die These von differenzierter Kontrolle (im Sinne von zielbezogenen Rückkopplungen) des Verhaltens unter den Bedingungen einer je unvorhersehbaren Umwelt. Sein Credo: Nicht nur Menschen, sondern alle Lebewesen haben Ziele (z.B. Nahrungssuche oder Partnerwahl) und müssen dazu mit ihren spezifischen Anpassungsproblemen in der Welt fertig

werden. Man könnte sagen: Bei Menschen qualifiziert sich eine gelingende Handlungseinheit nicht durch ihre Absicht, nicht einmal durch ein gewisses rationales Kalkül, sondern durch die gemeinsame Verfolgung eines Ziels im Sinne eines Werts. Der Zustand der Welt von heute wundert von daher nicht – überall dominieren Eigeninteressen bzw. Partikularabsichten, engstirniges Kalkül; es fehlt an übergreifender Kooperation im Sinne der von Tomasello als typisch menschlich beschriebenen sozial-normativen Handlungsorientierung. Wo sich Menschen unterhalb ihrer spezifischen Möglichkeiten verhalten, überrascht es nicht, dass sie sich keine kulturellen Fähigkeiten mehr aneignen (oder von ihnen Gebrauch machen), die für das Funktionieren des Menschen als Spezies in einer unvorhersehbaren Umwelt entscheidend sind. Bei Menschen entscheidet hauptsächlich das Wie über das Was ihrer Handlungen und deren Erfolgsaussichten.

Alle Lebewesen sind in ihrer Verhaltensorganisation auf unterschiedliche Stile evolutionär angelegt. Im Blick auf den Menschen ist das eine empirisch ernst zu nehmende Erinnerung an seine soziale Natur – sei sie philosophisch konstruiert (Aristoteles), soziologisch positioniert (als methodologischer Anti-Individualismus) oder theologisch situiert (qua Geschöpflichkeit); hier ruht für die Wissenschaft eine Art interdisziplinäre Aussöhnung ums Menschliche und für die Religion eine Befriedung der ideologischen Opposition zwischen Evolution und Schöpfung.

Will man an Theorien evolutionärer Psychologie interdisziplinär vermehrt anschließen und sie über ihren Bezugsrahmen hinaus gebrauchen, ist ihr Sieg über den Behaviorismus kaum relevant. Entscheidender ist, dass solche Theorien für ihre Handlungsorientierung kybernetische Modelle benutzen, die seit den 1980er Jahren bekannt sind und eigentlich stets auf das variable Selbst (seiner Operationen) abzielen, statt es wie hier als Konstante (unabhängig seiner Operationen) einfach vorauszusetzen. Wo Unklarheiten beim Ist-Zustand des „Handlungsagenten“ bestehen, liegt theoretischer Überarbeitungsbedarf vor, wie der Soll-Zustand menschlichen Handelns als sinnvoll angegeben, ja erreicht und gesichert werden könnte – und wann das nicht der Fall ist und was das als negative Rückkopplung für den Menschen, seine Welt und die Evolution bedeutet – womöglich eine überfällige Umprogrammierung von Zielen und entsprechender Wertewandel? Welche evolutionären Plausibilitätsschwellen sind zu berücksichtigen, damit die Erfolgsaussichten menschlichen Handelns steigen? Eine wichtige Rückfrage an Tomasello und seine Theorie sowie zur Orientierung menschlichen Handlungsbedarfs.

Michael Hochschild

Philipp Hübl
Moralspektakel
**Wie die richtige Haltung zum Statussymbol wurde
und warum das die Welt nicht besser macht**

München: Siedler Verlag. 2024
336 Seiten
26,00 Euro
ISBN 978-3-8275-0156-1

Seit der Wahl Donald Trumps zum amerikanischen Präsidenten im November 2024 hat sich die Welt an eine neue Tonart gewöhnen müssen: Öffentliche Äußerungen des Präsidenten und seiner Putztruppe sind an Grobianismus und Schamlosigkeit kaum zu überbieten. Der höfliche Kammerton im diplomatischen Verkehr ist vulgärer Umgangssprache gewichen. Man fragt sich immer wieder, warum dieses aggressive Dominanzverhalten beim Großteil der amerikanischen Wählerschaft immer noch ankommen scheint.

Philipp Hübl gibt mit seinem Begriff des „Moralspektakels“ eine mögliche Begründung für diese Faszination an die Hand. Obwohl er zunächst die eher linke woke Cancel-Culture eines wirkmächtigen intellektuellen Milieus im Blick hatte, erfasst seine Begriffsprägung auch die neue Politik des republikanischen Lagers: „Ein Moralspektakel liegt dann vor, wenn es in der moralischen Auseinandersetzung nicht um die Sache, sondern vorrangig um Selbstdarstellung geht, (...) wenn moralische Begriffe nicht eingesetzt werden, um Probleme des Zusammenlebens zu lösen, echte Missstände zu beseitigen und für Gerechtigkeit zu sorgen, sondern in erster Linie für zwei andere soziale Funktionen: als Symbole für Status und Gruppenzugehörigkeit oder als Waffen, um Macht und Einfluss auszuüben oder sich gegen Angriffe und Druck von anderen zu verteidigen.“ (11)

In diesem Moralspektakel sieht Hübl den problematischen Kern einer woken Cancel-Culture. Es hat mit Moral im Sinne einer normativen Ethik nichts zu tun, sondern spiegelt sie nur vor. Die Kantische Frage „Was soll ich tun?“ sei demnach durch die Frage „Wie soll ich darüber reden?“ ersetzt.



Im ersten Teil seines Buches zeigt er an Fallbeispielen, wie eine direkte oder digitale Jagd auf Personen, die einem hypersensibilisierten Betroffenenkult der tonangebenden Gruppe nicht entsprechen oder die Forschungen betreiben, die sich diesem Diktat nicht unterwerfen, nachweislich schon viele Biografien beschädigt hat. Er führt aus, wie die „Jagenden“ mit jedem neuen Fall ihren eigenen reinen „hochmoralischen“ Status befestigen und als unsichtbares Kapital etwa bei Bewerbungen und Stellenbesetzungen zum eigenen Vorteil handfest einsetzen. Unter anderem führt Hübl aus, wie bestimmte Begriffserweiterungen, z.B. die des Begriffs „Trauma“ als Alleskleber für ganz alltägliche Frustrationserfahrungen, fungieren und moralisch kapitalisiert werden. Auch die Beschreibungsangst vieler Politiker, der Öffentlichkeit unangenehme Wahrheiten zuzumuten oder profilierte Meinungen zu vertreten, führt dazu, mit euphemistischen Worthülsen zu operieren, um nicht in den Malstrom einer polarisierten emotional aufgeladenen Debattenkultur zu geraten. „Im digitalen Zeitalter ist Moral die Währung der Stunde.“ (139) Dabei führt eine woke Dauerbeschallung, wie man sprechen, heizen, sich kleiden, lieben, essen oder womit man sich fortbe-

wegen soll, gerade nicht zu gesellschaftlichen Verbesserungen. Im Gegenteil: Der sprachliche Code des tonangebenden Milieus wirkt kontraproduktiv und löst auch bei Gutwilligen, die nicht zur „Blase“ gehören, aber deswegen weder rassistisch noch rechtsradikal sind, Widerstand und Rückzugsverhalten aus. Bei Hübls heißt das zutreffend „Empörungerschöpfung.“

Der Wahlerfolg Trumps und anderer Politiker dieser Couleur hinge – folgt man Hübls Analyse – womöglich auch damit zusammen, dass er diesen untergründigen Überdruß eines Großteiles der amerikanischen Bevölkerung kanalisiert. Deswegen veranstaltet er seinerseits ein Moralspektakel – nur andersherum. Das Motto „Make America Great Again“ erzeugt Sündenböcke und begründet die Einstampfung bewährter demokratischer Institutionen, welche farbige, behinderte oder sozial benachteiligte Menschen vor Diskriminierung schützen sollten. Denn sie schaden angeblich Amerika und das sei diesem Sinne zutiefst unmoralisch. Trumps absurde Behauptung, eingewanderte Haitianer äßen die Haustiere ihrer Nachbarn, die rachsüchtige Einschüchterung und Verunglimpfung kritischer Stimmen sowie die Schikane renommierter Universitäten müssen als Instrumente dieses Spektakels eingeordnet werden. Das Moralspektakel ist seine Waffe. Es dient vor allem dem Statusgewinn und der Selbsterhöhung eines Präsidenten, der glaubt oder vorspiegelt, von der Vorsehung zu Großem auserwählt zu sein. Nebenbei kann er auch zum persönlichen Vorteil wirtschaftliches Kapital daraus schlagen. Innen- und außenpolitische Probleme werden so allerdings nicht gelöst, sondern disruptiv verschärft.

Auf den letzten Seiten appelliert Hübl ganz klassisch an die Autonomie des handelnden Subjekts und formuliert acht Vorschläge, wie man die „dunklen Seiten des Statuskampfes, den digitalen Gruppenzwang und den schnellen Kick moralischer Effekthascherei“ (265), die den Kern des Moralspektakels ausmachen, abwehren könnte, z.B. durch faktenbasierte Diskurse anstelle von Fake-News, durch vernunftgeleitete Selbstreflexion statt durch emotionales Freund-Feind-Denken. Vieles ist davon nicht neu, aber nach wie vor sehr bedenkenswert.

Vor Trumps Wiederwahl entstanden, gewinnt Philipp Hübls Buch unerwartete Aktualität.

Susanne Nordhofen

Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)

Freiheit und Menschenwürde

Koordinaten Europas Band 2

Göttingen: Wallstein Verlag. 2024

273 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-8353-5696-2

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ So heißt es in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte 1948. Wir verdanken diese Erklärung der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges. Es ist heute selbstverständlich geworden, über Würde und Freiheit zu reden, und der Wert der Freiheit ist wohl schon immer bekannt gewesen. So spricht Don Quijote zu seinem Knappen: „Die Freiheit, Sancho, ist eine der köstlichsten Gaben, die der Himmel dem Menschen verliehen. (...) Für die Freiheit wie für die Ehre darf und muß man das Leben wagen.“

Der Kultursommer 2024 in Rheinland-Pfalz stand unter dem Motto „Freiheit und Menschenwürde“. Am gleichnamigen Begleitband der Herausgeber Martin W. Ramb und Holger Zaborowski beteiligten sich siebzehn Beitragende aus den Bereichen Philosophie, Theologie, Kunst, Literatur und Handwerk. In seinem Beitrag betont Eduard Zwierlein, dass „Würde“ und „Freiheit“ in die Klasse der fundamentalen Urworte fallen. Für ihn ist „unser Selbstverständnis als Wesen von Freiheit und Würde das Selbstverständliche, zu dem wir allmählich erwachen, wenn wir zu uns selbst kommen“. Wir bräuchten eine „Erziehung, die befreit, und eine Bildung, die sich selbst in Grenzen weise bestimmt.“

Obwohl Aristoteles den Begriff der Würde nicht gebraucht, kommt er bei seiner Beschreibung des vornehmen Menschen zum Tragen, so Kathi Beier. Nur die Tugendhaften würden ihrer Würde auch gerecht. Bei Aristoteles gelte das aber nur für den Mann. Dann nennt sie Pico della Mirandola, der 1485 während einer Rede Würde wesentlich als Selbstbestimmung sah. Und dies sei auch Kants Gedanke, so Beier. Das erweitert Alasdair MacIntyre: Auch dem Hilfsbedürftigen ginge die Würde nicht verloren.



Für Holger Zaborowski ist Menschenwürde etwas „Unverlierbares“. Durch würdeloses Verhalten gerate man zu sich selbst in einen Widerspruch. Das sei gemeint, wenn man sage, ein Mensch handle unmenschlich. So könne man keinem Menschen seine Würde rauben. Allen Differenzen zum Trotz gelte es, die Würde des anderen Menschen anzuerkennen. Würde sei immer und überall unantastbar. Diese Unantastbarkeit sei im Wesen der Menschenwürde selbst begründet. Neben der unbedingten Würde stehe die bedingte. Diese werde Menschen aufgrund bestimmter Eigenschaften oder bei Ämtern zugesprochen. Und da die Lebensweise des Menschen nicht naturhaft vorgegeben sei, öffne sich für den Menschen ein Freiheitsraum, zu dem er sich immer frei verhalten könne. Menschenwürde sei kein Ding und als Freiheitsphänomen zutiefst „unsachlich“. In der Kunst könne sich die Würde des Menschen in besonders eindrücklicher Weise zeigen, da der Mensch hier ganz frei sei.

Christoph Böhr schreibt, dass eine schlüssige und strenge Begründung dessen, was „Würde des Menschen“ heißen soll, unter Philosophen umstritten sei. Er fragt, wie hilfreich Begriffe seien, die „nur wenig mehr als Worthülsen sind“. Die Differenz, die sich zwischen Recht und Gesetz auftue, könne ableiten in das „Recht“ des Stärkeren. Nach Kant ginge aber die Deutung des Begriffs ausnahmslos jeden Menschen an. Und weil der Mensch die Bestimmung zur vernünftigen Selbstbestimmung in sich trage, habe er Würde.

Marko Martin kritisiert die Wirklichkeitswahrnehmung und das Freiheitsverständnis des Westens. Der Westen sei naiv, er erwache immer nur dann, wenn es zu spät sei. Er nennt Beispiele russischer Gewalttätigkeit, wenn er Namen wie Grosny, Georgien, Aleppo, den Nawalny-Prozess und die Ermordung Anna Politowskajas nennt, und zitiert Karl Schlögel, der meinte, der großrussische imperiale Charakter werde weiterhin „geflissentlich ignoriert“. Martin nennt den kolonialistisch-verächtlichen Blick auf Osteuropa und warnt, die Freiheit nicht gegen den Frieden auszuspielen. Für ihn ginge es um eine Herausforderung, „die wir uns groß genug nicht vorstellen und der wir uns nur um den Preis der Freiheit entziehen können“.

„Freiheit als Herausforderung“ bezeichnet Andrea Stoll in ihrer Grenzauer Predigt den Fall der Mauer. Frei zu denken, frei zu handeln sei ein uralter Menschheitstraum. Die außergewöhnliche Resilienz des Menschen etwa bei Bonhoeffer wurzele in einem lebendigen Glauben an eine höhere Macht. Inhaftierten sei gemeinsam, dass sie sich eine innere Freiheit bewahrt hätten, an die keine äußere Gewalt heranreiche. Es gebe die Bereitschaft, das Leben über den Tod zu denken. Sowohl die kapitalistisch aktuelle Botschaft als auch die vergangene sozialistische zeigten „gehörig Schlagseite“. Die Fremdheit zwischen Ost- und Westdeutschen bedrohe den demokratischen Grundkonsens des Landes.

Dazu passt der Aufsatz von Thomas Brose. 1989 habe man in der DDR in einer unhaltbaren Realität gelebt. In einer christlichen Gemeinde in Ostberlin leitete er 1986 den Philosophiekreis und arbeitete bis 2004 dort hauptamtlich. Christliche Studentengemeinden boten Wertorientierung und stellten Ressourcen zur Verfügung, „die in Ostdeutschland schließlich den Transformationsprozess zu einer offenen, partizipativen Gesellschaft ermöglichten“. Am Beispiel seiner Stasi-Akte macht er deutlich, was in ihm vorging. Er zitiert die parteioffizielle Sichtweise (SED) von „Pazifismus“: Dieser gehe, wie es abwertend heißt, „von extrem unwissenschaftlichen Vorstellungen eines Friedens um jeden Preis aus.“

Robert Müller titelt seinen Beitrag „Gemeinsam geteilte Wirklichkeit“. Zwei seiner Bilder stellt er voran: einmal Putin mit dem gekreuzten Z auf der Stirn und zum anderen einen sichtlich gealterten Selenskyi. Das Z stehe nicht für Russland, es stehe für Kriegsverbrechen gegen die Zivilbevölkerung nach außen und für Totalitarismus nach innen. Selenskyi sei in Fetzen – aber er hielte stand. Der Krieg ist für Müller im Wesentlichen ein mediales Phänomen, er finde Kommentare von jeder und jedem, ob qualifiziert oder nicht. Die Gesinnungsräume seien hermetisch, immer größere Teile der Gesellschaft drifteten auf unterschiedlichen „Wirklichkeitsschollen“ immer weiter auseinander. Die zunehmende Blasenbildung nennt er als den Hauptgrund für die Fragmentierung der Wirklichkeit. Es gebe eine „Informationsvermassung“. Man könne das kritische Denken nicht mehr aufrecht erhalten angesichts der Komplexität der Zusammenhänge. Skeptizismus kippe in Nihilismus oder in Fundamentalismus. Müller erinnert an Nietzsche, der über den Tod Gottes sagte, dass es lange Zeit brauchen werde, bis dieses „ungeheure Ereignis“ in all seinen Implikationen zu den Menschen durchgedrungen sei. So sieht Müller die Gefahr für die Freiheit, die europäischen Gesellschaften für selbstverständlich halten.

Der Abt des Benediktinerklosters Ottobeuren Johannes Schaber stellt uns „Freiheit und Bindung“ und „Freiheit in Bindung“ vor. Das benediktinische Lebensmodell, nämlich die Suche nach Gott unter Regel und Abt, diene der Einübung in die menschliche Freiheit. Zuvor bettet er das Mönchtum allgemein in den historischen Kontext. Dem Begründer Benedikt von Nursia ging es um ein Leben in der Nachfolge Jesu. Deutlich macht Abt Johannes Schaber den biblisch-theologischen und den neuzeitlichen Freiheitsbegriff. Er stellt sich die Frage, warum Menschen heute ihre Not hätten mit auf Dauer angelegten Bindungen. Als Grund sieht er das Wegbrechen des metaphysischen Ordnungsrahmens und die neuzeitliche Wende zum Subjekt. Das Leben in Gemeinschaft betrachte Benedikt „als Schule der menschlichen Reifung, um frei zu werden für Gott, sich selbst und den Nächsten“.

Im Gespräch mit Holger Zaborowski erläutert Gesine Schwan ihre Vorstellung von Freiheit, Bildung und Menschenwürde. Für sie ist Freiheit eine Praxis von Menschen, die entsprechend ihrer individuellen Gewissensentscheidung zusammenarbeiten können in der Gestaltung des eigenen Lebens. Da Freiheit einen selbstreflektierten Umgang mit den eigenen Schwächen verlange, könne Bildung Freiheit stärken. Denn wir bräuchten starke Persönlichkeiten. Man bilde ja für ein Leben in der Gesellschaft. Bildung könne nicht ge- oder verkauft werden wie eine Ware. Schwan kritisiert die neoliberale Politik, die Bildung nicht wirklich unterstützt. Bildung habe wie andere Gemeinwohlinteressen keine Lobby. Dies führe zu weniger reflektierten Persönlichkeiten, was wiederum den Staat schwäche. Für die Praxis der Freiheit sei dies schädlich; die Bildungskrise sei auch eine Krise der Freiheit. – Würde versteht Schwan als eine „Ausstattung“ durch Gott, den Schöpfer. Freiheit und Selbstbestimmung werden respektiert. Auch ohne Bezug auf Gott verstanden, gründe die Würde in der Freiheit und der Selbstbestimmung. Würde beziehe sich nicht nur auf Materielles, vor allem müsse man über die eigenen Lebensbedingungen mitbestimmen können. – Eine menschliche Flüchtlingspolitik sei möglich, scheitere aber an Gleichgültigkeit und

mangelnder Fantasie. Man klagt über Menschenrechtsverletzungen in der Ukraine und lasse die Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken. Die EU habe in Afrika an Reputation verloren.

Thomas Schuhmacher untersucht in seinem Aufsatz „Obrigkeitshörigkeit oder Widerstand“ Röm 13,1-7: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Er geht auf den historischen Kontext ein, beschreibt die Situation der Christen unter Kaiser Claudius und Nero und nennt zum Schluss die Position des Paulus zum Thema Fluch und Schadenszauber. Schuhmacher meint im Fazit, „Paulus ziele darauf ab, eine neue christliche Kultur einzuüben“.

In ihrem Beitrag „Es gibt nun keine Nächte mehr ohne Licht“ stellt uns Ursula Schumacher gnadentheologische Zugänge zu Zeugnissen aus dem Widerstand der NS-Zeit vor. So betrachtet sie die Schnittmenge von religiöser Erfahrung bei den unterschiedlichen Wegen zum Martyrium. Das Martyrium sei die äußerste Form von Gnadenleben, Berufungsannahme und Christusunachfolge. Bewegend zu lesen ist es, wie Alfred Delp im Warten auf den Tod sich noch der „Eitelkeit und Selbstsicherheit, Anmaßung und (...) Lüge“ bezichtigt. Und Sophie Scholl hadert damit, zu sehr vom Ehrgeiz geleitet zu sein. Schumacher zitiert Delp, als es um die Bestimmung des Begriffs „Freiheit“ geht: Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott.“

Christina Idika untersucht die Verbindung von Freiheit und moderner Sklaverei in Europa. Sie sieht eher eine Krise der europäischen Werte als eine Flüchtlingskrise. Die Freiheitsbegriffe bei Hobbes und Kant seien nicht umfassend genug. Und die Migrationspolitik verschärfe noch die Bedingungen für die Ausbeutung von Migranten. Das Erstarken des Extremismus hinge mit dem starken Zustrom von Migranten zusammen und verschärfe die Identitätskrise. Die nach dem Ende des Kalten Krieges versprochene Freiheit sei gescheitert.

Der Maler Ferdinand Friess will „sichtbar machen, was ihn beunruhigt“. Im Gespräch mit Thomas Menges und Martin Ramb werden drei Bilder von ihm vorgestellt. Diese sollte man sich möglichst in Farbe anschauen, es gibt TV-Beiträge zu ihm, da erhält man einen Eindruck. Die kleinen schwarz-weißen Fotos seiner Bilder lassen eine Wirkung höchstens erahnen. Friess hofft auf mehr Nachdenken und weniger Gleichgültigkeit. Mit dem Bild „Teddy 1942 – Das Gleis in Auschwitz“ gelingt ihm das sicher. Kraft für seine Malerei erhalte er aus seiner christlichen Prägung.

Die holzgeschnitzten Königsfiguren des Diakons und Tischlers Ralf Knoblauch wurden bereits an verschiedenen Orten ausgestellt. So waren sie auch in der Ukraine, im Oman, in Dubai und in Rom. Im Gespräch mit Ute Lonny-Platzbecker und Martin W. Ramb erklärt er, wie es zu diesen Figuren kam. Im Urlaub habe er ein Stück Treibholz gefunden und darin schon einen König gesehen. In drei Wochen sei der erste König fertig gewesen. Er habe bei seiner Arbeit bemerkt, dass die Leute neugierig wurden, und festgestellt, dass man über eine solche Figur in gute und tiefe Gespräche über das Thema Würde kommen könne. Seine Könige wachsen aus einem großen Sockel heraus und fordern keine Macht. Im Gegenteil: Die größten Potenziale liegen für Knoblauch in der Ohnmacht verborgen, er nennt Gandhi und Thunberg. Die täglich einstündige Arbeit an den Figuren ist für ihn Meditation und Gebet. Knoblauch benutzt sie auch seelsorgerlich. Auf die Frage, ob wir in einer besonders würdelosen Zeit lebten, meint er, wir seien sehr schnell dabei, andere zu entwürdigen.

In ihrem Text „Diskriminierung im Namen der Religion“ widmet sich Julia Knop, Professorin für Dogmatik, dem Verhalten der römisch-katholischen Kirche zu den Frauen. Schon lange werde die Diskriminierung der Frauen in der Kirche beklagt. Kirchenvertreter wiesen diesen Vorwurf zurück. Im gleichen Atemzug verteidigen sie die offenkundige Ungleichbehandlung von Frauen und queeren Menschen. Knop nennt den Anspruch auf Gleichbehandlung basierend auf der gleichen Würde aller Menschen. Aus gleicher Würde werden gleiche Rechte abgeleitet. Ich frage mich nach der Lektüre ihres Aufsatzes: Ja, was denn nun? „Es gibt keine Moral ohne Gerechtigkeit“, so hat es Albert Schweitzer einmal formuliert. Und ich frage mich weiter: Warum bemüht man sich in der katholischen Kirche so wenig um Gerechtigkeit?

Die Lyrikerin und Linguistin, Beauftragte der katholischen Kirche Ulrike Lynn für die europäische Kulturhauptstadt Chemnitz 2025 meint, unsere eigenen Selbstbilder seien durch das hohe Maß an medialen Einflüssen und Reizen oft stark geprägt von konsumgerichteten und gesellschaftlich vorgegebenen Mustern. Dadurch sei unsere innere Freiheit bedroht. Europa ist aber in ihren Augen der Versuch, auf eine freie und offene Gesellschaft hinzuarbeiten. Die Idee einer europäischen Einheit habe Vorbildcharakter, an deren Umsetzung wir politisch als auch künstlerisch aktiv beteiligt sein sollten.

„Was ist herrlicher als das Gold? Das Licht! Und was ist erquicklicher als Licht? Das Gespräch!“ Diese Worte von Goethe kamen mir in den Sinn nach der Beendigung der Lektüre dieses „erquicklichen“ Sammelbands. Einen jeden Beitrag kann ich als Gespräch verstehen, als Forderung, „zu mir zu kommen“ und achtsamer, auch in Gedanken, mit den besprochenen Werten umzugehen.

Frank Wegerhoff

Benedikt Paul Göcke

Gott existiert

**Analytische Theologie und die Frage
nach dem Ursprung der Wirklichkeit**

Hamburg: Felix Meiner Verlag. 2025

101 Seiten

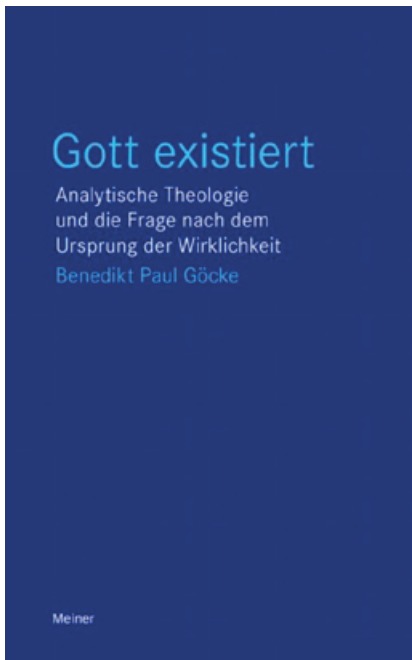
19,90 €

ISBN 978-3-7873-4907-4

Die von dem menschlichen Denken unabhängige Existenz Gottes ist für Benedikt Paul Göcke von so entscheidender Bedeutung für den christlichen Glauben, dass er es unternimmt, einen eigenen Gottesbeweis zu entwickeln.

Vorbereitend wird darauf hingewiesen, dass das Denken des Menschen immer schon auf einen weltanschaulichen Hintergrund verweist, in dem metaphysische Aussagen eine entscheidende Rolle spielen, deren Gültigkeit in Frage gestellt werden kann und die deshalb auch veränderbar sind. Der Zugang zur Bewährung von Auffassungen von der Wirklichkeit ist die wissenschaftliche Tätigkeit. Das Ziel dieser Tätigkeit, die Wahrheit, verstanden als Übereinstimmung von Aussage und Wirklichkeit, ist aber selbst mittels der Wissenschaft nicht hinreichend erreichbar, da der Mensch keinen „neutralen“ Standpunkt außerhalb des Denkens einnehmen kann.

Der Wahrheitsanspruch des Christentums kann für Göcke nur dann als gerechtfertigt angesehen werden, wenn auf dem Weg der Wissenschaft die Wahrheit von Grundaussagen, allen voran die Behauptung der Existenz Gottes, als vernünftig aufgewiesen werden kann. Zum wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand kann das Christentum werden, da es durch ein System von wahrheitswertfähigen Aussagen, die durch Gründe gerechtfertigt werden können, darstellbar ist.



Die Methode der Analytischen Theologie lehnt Göcke an die Analytische Philosophie an. Sie bemüht sich durch die Analyse der Begriffe, Thesen, Schlussfolgerungen und Argumente um möglichst große Klarheit, um damit den Anspruch auf Wahrheit bzw. auf rationale Akzeptanz zu rechtfertigen.

Als Grundlage für seinen Gottesbeweis wird nun der Begriff „Gott“ bestimmt als „Ursprung der Wirklichkeit“, der unabhängig von ihr existiert, ausgestattet mit Singularität, Heiligkeit und Anbetungswürdigkeit. Das erfordert, dass es Dinge gibt, die unabhängig vom menschlichen Bewusstsein existieren, Wirklichkeit also nicht nur als ein gedankliches Konstrukt verstanden wird. Voraussetzung ist also ein metaphysischer Realismus, den Göcke gegen einen Antirealismus, der die Existenz von allem bestreite, verteidigt.

Argumente für die Möglichkeit eines Gottesbeweises sieht der Autor dadurch gegeben, dass er die Einwände des Skeptizismus, die Prämissen seien nicht argumentativ gültig zu rechtfertigen, zu widerlegen sucht. Maßgeblich für den angestrebten Beweis sind Gründe, die sich aus der Vernunft ergeben, nicht empirisch erhobene Daten.

Die Intelligibilität der Wirklichkeit ist die Grundlage der nun folgenden Beweisführung. Göcke geht zunächst rein hypothetisch von der Existenz von irgendetwas aus. Dass etwas Existierendes verstehbar sei, verweise auf eine Essenz des Dinges. Aus der Möglichkeit, darüber mit anderen Menschen zu kommunizieren, folgert er die vom Bewusstsein unabhängige Existenz der Essenzen. Die Verwirklichung einer Essenz, die kontingent ist, bewirkt die Existenz des Dinges in der Wirklichkeit.

Die Existenz des Dinges verweist auf eine Ursache dieser Verwirklichung, die selbst existiert, also bereits verwirklichte Essenz ist. Da ein unendlicher Regress zurückgewiesen wird, muss die Ursache eine Essenz sein, die, so Göcke, mit deren Existenz identisch ist. Unter der Voraussetzung, dass etwas existiert, ergibt sich nun die Existenz dieser Ursache. Die Identität von Existenz und Essenz impliziert die Singularität, Heiligkeit und Anbetungswürdigkeit dieser Ursache und erfüllt damit die Definition des Gottesbegriffs. Damit sieht der Autor den Existenzbeweis Gottes als erbracht an.

Folgen einer Ablehnung der grundlegenden Prämissen seines Beweises sieht er darin, dass das Wirklichkeitsverständnis in einer nicht mehr vertretbaren Weise verändert werden müsste. – Abschließend sieht Göcke die Rede von der „Schöpfung aus dem Nichts“ als äquivalent zur Existenz Gottes als Ursache der Wirklichkeit. Er folgert daraus, dass die Ablehnung seines Gottesbeweises inkompatibel zum Glauben an die „creatio ex nihilo“ sei.

Betrachtet man die letzte Bemerkung, so fällt auf, dass der Autor so überzeugt von seinem Beweis ist, dass er die Ablehnung seines Beweises mit der Ablehnung der Existenz Gottes gleichsetzt. Dem ist entschieden zu widersprechen: Bei näherer Betrachtung seiner Beweisführung fällt auf, dass er anfangs den Wahrheitsbegriff als Korrelation von Denken und Sein einführt mit dem Hinweis, dass der Zugriff auf das Sein nicht unmittelbar möglich sei. Die Rolle des Denkens wird an entscheidenden Stellen völlig ausgeblendet. So sind z. B. Aussagen, die wegen der methodischen Bindung an die Analytische Philosophie eine zentrale Rolle spielen, Gedanken, sie sind

Ergebnisse von Erkenntnisprozessen, die als solche nicht mehr bedacht werden. Das hat Folgen:

Fast alle Argumentationen Göckes bedienen sich des indirekten Beweises, in dem die Negation der Behauptung zum Widerspruch geführt wird. Diese Methode ist aber nur anwendbar, wenn die angenommene Negation kontradiktorisch zur Behauptung ist, somit einen Bezugsrahmen voraussetzt, unter dem dieses gilt. So wäre z. B. bei den vorgelegten Überlegungen zum Antirealismus die Negation von „Es gibt etwas außerhalb des Denkens“ unter Einbezug der Aussage als Gedachtes „Es kann sein, dass es nichts außerhalb des Denkens gibt“. Damit wäre die Wirklichkeitsbehauptung als Behauptung negiert. Wenn es, wie Göcke darstellt, bei der Gottesfrage um das Ganze der Wirklichkeit geht, dann sind die von ihm beschriebenen Positionen lediglich konträr und damit für einen indirekten Beweis untauglich – abgesehen davon, dass z.B. der Agnostizismus überhaupt nicht mehr vorkommen könnte und der Skeptizismus falsch verstanden wäre. Deutlich wird dies auch, wenn als Negat des unendlichen Regresses von Ursachen die „Identität von Existenz und Essenz“ bestimmt wird, was völlig unerklärt bleibt und, angesichts des ausdrücklichen Beharens auf der Differenz von Existenz und Essenz, widersprüchlich ist. Betrachtet man die Folgerungen, die Göcke daraus zieht, dann kann das nur durch einen Identitätsbegriff begründet werden, der konträr, aber nicht kontradiktorisch zu einem unendlichen Regress ist.

Hier ist darüber hinaus festzustellen, dass Begriffe im Nachhinein inhaltlich erweitert werden. Um die Singularität nachzuweisen, wird aus der Existenz die „pure Existenz“, die sie zu einer absoluten Größe erweitert. Diese erste Ursache wird mit einem Willen ausgestattet, der auf Bedeutsamkeit für den Menschen abzielt (Heiligkeit und Anbetungswürdigkeit). – Von den verwendeten Prämissen entbehrt insbesondere die, der gemäß der Essenzen eine Existenz außerhalb des Denkens deshalb zugebilligt werden, weil man sie kommunizieren kann, jeder Plausibilität. Über deren ontologischen Status erfährt man darüber hinaus nichts.

Ein letzter Kritikpunkt betrifft einen Schlüsselbegriff: Während sich Göcke bemüht, einen für seinen Beweis brauchbaren Gottesbegriff zu entwickeln, fehlt eine Bestimmung dessen, was er mit „existiert“ meint. Das hat ebenfalls Folgen: So wird innerhalb von zwei Sätzen ausgesagt, dass Essenzen existieren und nicht existieren (65f.). Dieser Widerspruch gründet darin, dass hier mit verschiedenen Existenzbegriffen operiert wird, ohne dies ausdrücklich zu machen. Die ontologische Unterschiedlichkeit von Essenzen, Dingen und letztlich auch Gott macht wenigstens drei verschiedene Begriffe von Existenz erforderlich, die, wenn man auf Wissenschaftlichkeit besteht, auch benannt werden müssen.

Der Eindruck, dass es dem Autor nicht nur darum geht, den Theismus als vernünftig herauszustellen, verstärkt sich im Laufe der Lektüre. Er will, so mein Eindruck, zeigen, dass Gegenpositionen vor der Vernunft nicht standhalten. Konsequenterweise wird ausgeklammert, dass jede Zuweisung eines Wahrheitswertes, jede Erkenntnis immer auch eine Entscheidung des erkennenden Subjekts ist, die auf eine Wirklichkeit vorgreift, die denkend nicht hinreichend erfasst werden kann. Auch Positionen, die konträr zur eigenen sind, können vernünftig sein.

Um zu zeigen, dass der Glaube an Gott vernünftig ist, empfehle ich eher das Studium der klassischen Beweise von Thomas von Aquin oder Anselm von Canterbury – wenn man von ihnen nicht erwartet oder gar verlangt, was kein Beweis leisten kann, nämlich hinreichend Wirklichkeit zu erfassen.

Johannes Drescher

Rolf Schieder

Hegels Gott Eine Provokation

Basel: Schwabe Verlag. 2025

338 Seiten

29,00 €

ISBN 978-3-7965-5245-8

Der evangelische Theologe Rolf Schieder war von 2002 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2018 Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Als Leiter des „Program on Religion and Politics“ und als Herausgeber der „Berliner Reden zur Religionspolitik“ beschäftigt er sich seit über 25 Jahren auf prominente Weise mit der Frage nach der gesellschaftlichen Rolle von Religion in den säkularen und demokratischen Gesellschaften der Gegenwart. Vor diesem Hintergrund erscheint es nur auf den ersten Blick überraschend, wenn Schieder mit einem Buch über die spekulative Philosophie Hegels in Erscheinung tritt. Denn er verortet seine Auseinandersetzung mit Hegel im Kontext gegenwärtiger gesellschaftlicher und religionspolitischer Debatten. Schieder wirft dem gegenwärtigen theologischen wie philosophischen Diskurs Gottesvergessenheit vor. Die Provokation Hegels besteht in seinen Augen darin, genau diesen Vorwurf einprägsam artikuliert und zum Zentrum seines philosophischen Denkens erhoben zu haben.

Eine Theologie, die Gott nicht mehr erkennen, sondern nur noch bekennen will, die nur noch im reinen Glauben und nicht auch im Wissen einen Zugang zu Gott sieht, ist Hegel zufolge genauso leer und bedeutungslos wie eine methodisch agnostische Philosophie, die ohne einen Begriff von Gott auskommen möchte, der einstmals der höchste Gedanke aller metaphysischen und spekulativen Vernunft gewesen ist. In dieser Intuition Hegels liegt die ungeheure Provokation, die sein Denken für die Philosophie und Theologie der Gegenwart darstellt. Die von Schieder mit Hegel beklagte theologische wie philosophische Gottesvergessenheit hat nicht nur für die akademische Praxis tiefgreifende Auswirkungen, sondern auch für die kulturelle und gesellschaftliche Wirklichkeit unserer Gegenwart. „Die von Hegel beklagte Gottesent-



sagung ist gesellschaftliche Selbstverständlichkeit geworden. Von Gott öffentlich zu sprechen, wird als peinlich empfunden.“ (335)

Schieder ist zutiefst davon überzeugt, dass Hegels Philosophie einen Beitrag „zur Überwindung der gegenwärtigen Ratlosigkeit der intellektuellen Eliten der westlichen Welt“ (25) leisten kann. Dabei sieht er durchaus die häufig monierten Schwächen in der philosophischen Argumentation Hegels – etwa sein Lob der Monarchie (319), der fragwürdige Eurozentrismus seiner Geschichtsphilosophie (320) und nicht zuletzt sein „von einer protestantischen Überheblichkeit“ (319) geprägtes „Urteil über den Katholizismus“ (ebd.). Dennoch deutet er Hegels Philosophie als eine Provokation, die auch für die theologischen, philosophischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen unserer Gegenwart eine starke, wichtige und produktive Herausforderung darstellt.

Die begrifflichen Konturen dieser philosophischen Provokation Hegels und ihre aktuelle Bedeutung herausgearbeitet zu haben, ist das große Verdienst der Studie von Rolf Schieder. Diese Schrift stellt zugleich ein überaus nützliches und griffiges Lehrbuch zur Philosophie Hegels dar. Sie will ausdrücklich „keinen Beitrag zur historischen Hegel-Forschung leisten“ (25). Die vorliegende Darstellung der Philosophie Hegels ist daher frei von einem überbordenden Apparat an Fußnoten und verheddert sich nicht im Gestrüpp einer spezialistischen Auseinandersetzung mit Sekundärliteratur. Sie bleibt jedoch stets auf der Höhe des Fachdiskurses und ist dabei klar aufgebaut, gut lesbar und leicht zugänglich. In zehn Kapiteln wird, ausgehend von den frühen Schriften des jungen Theologen Hegel über seine Hauptschriften wie die „Phänomenologie des Geistes“, die „Wissenschaft der Logik“ und die „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ bis zu den einflussreichen Vorlesungen seiner späten Berliner Zeit über Recht, Geschichte, Kunst und Religion der Gang seines Denkens eindrücklich rekonstruiert. Gerahmt wird diese Rekonstruktion durch eine Einleitung, die die leitenden Interessen und den methodischen Aufbau des Buches darlegt, sowie ein Schlusskapitel, in dem die bleibende produktive Provokation der Philosophie Hegels noch einmal prägnant zusammengefasst wird.

Allen, die an einer kompakten Einführung in Hegels Philosophie interessiert sind, die um den Gottesgedanken kreist, und allen, die genauer erfahren wollen, worin der immer noch aktuelle Beitrag der spekulativen Philosophie des 18. Jahrhunderts zu theologischen, gesellschaftlichen und religionspolitischen Debatten der Gegenwart besteht, sei dieses Buch nachdrücklich empfohlen.

Thomas M. Schmidt

Johannes Thome
Immanuel Kant
Philosoph der Vernunft
Philosophie für unterwegs

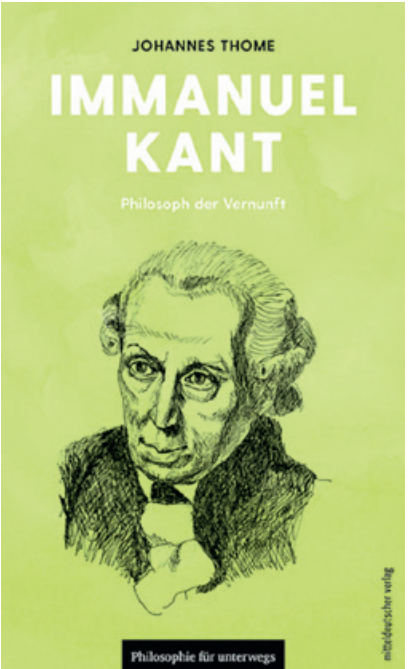
Halle: Mitteldeutscher Verlag. 2025
48 Seiten
8,00 €
ISBN 978-3-96311-942-2

Johannes Thome, Direktor der psychiatrischen Klinik der Universität Rostock, unternimmt es, auf 40 Seiten in das Werk Immanuel Kants einzuführen. Das Büchlein endet mit dem Appell, Immanuel Kant zu lesen, den der Autor zugleich durch die Warnung konterkariert, der Philosoph wirke „abgehoben und schwer verständlich“.

Warum man sich diese schwere Kost antun soll, begründet Thome mit den Schlagworten, Kant habe eine Philosophie der Vernunft, der Freiheit und des Friedens entworfen und damit die Fragen der Erkenntnistheorie, der Ethik, der Religionsphilosophie und der Anthropologie bearbeitet. Er hebt hervor, dass Kant mit seinem Leser in einen Dialog tritt, um uns den Weg zum Selbstdenken zu zeigen. So verteidigt er ihn zuletzt gegen die Kritik der russisch-amerikanischen Philosophin Autorin Ayn Rand, die Kants Philosophie als „Falle für Einfältige“ bezeichnet hat.

Wer das Bändchen liest, hat mal was von Kant gehört, wobei die lebenslange Beschäftigung des Königsbergers mit dem Problem, die in der Natur wirkenden Kräfte zu verstehen, ebenso außen vor bleibt wie seine Gottsuche etwa im Rahmen der „Kritik der Urteilskraft“. Aber mehr ist wohl auf 40 Seiten, von denen 12 auf Einleitung und Biografie verwandt werden, nicht drin.

Karl Vörckel



Barbara Bleisch
Mitte des Lebens
Eine Philosophie der besten Jahre

München: Hanser Verlag. 3. Auflage 2024
272 Seiten
25,00 Euro
ISBN 978-3-446-27968-1

Die Schweizer Philosophin Barbara Bleisch stellt sich die Frage, welche Gedanken sich zur Lebensmitte formulieren lassen – so beschreibt sie die Motivation für Ihr Buch im Interview mit der TAZ am 18. Dezember des letzten Jahres. Ihr Motiv ist einerseits persönlicher Natur, da sie sich selbst in dieser Phase befindet (zum Zeitpunkt des Interviews war sie 52 Jahre alt). Andererseits ist ihr Interesse fachlich bedingt: Die Philosophie beschäftigte sich seit der Antike vielfach mit Alter, Gebrechlichkeit und nahendem Tod sowie in jüngerer Zeit mit Kindheit und Jugend, thematisierte aber bis auf sehr wenige Ausnahmen die mittleren Jahre kaum. Zudem sind diese durch die Rede von der Midlife-Crisis etwas in Verruf geraten, welche häufig die Anfälligkeit dieser Phase für Bedauern, Reue, plötzliches Umsteuern, Übersättigung und Leere fokussiert im Gegensatz zur klassischen Sichtweise einer Blüte des Lebens, in der das Beste im Menschen zur Reifung gelangt. Missverstanden als „chauvinistische Entschuldigung gut verdienender Männer“ (22) geht die Popularität des Begriffs pikanterweise, so Bleisch, auf den feministischen Bestseller der New Yorker Journalistin Gail Shelley „Predictable Crisis of Adult Life“ zurück, der das vielfach beklagte Unsichtbarwerden von Frauen in den mittleren Jahren herausarbeitete.

Die Philosophin nähert sich dem Thema dankenswerterweise weder geschlechtsspezifisch noch als allwissende Beraterin, sondern sie versucht ein großes Spektrum Suchender aus Wissenschaft, Literatur und Film (leider ohne Bildende Kunst) miteinander ins Gespräch zu bringen und dabei Stimmen aus der Philosophie hinzuzuziehen, um „die mittleren Jahre als die potentiell beste Zeit unseres Lebens [auszuloten]“ (37). Dabei gelingt ihr aus der Vogelperspektive die Skizze einer ausufernden Landschaft, die eine große Fülle von spannenden Positionen und



sehr allgemein gehaltenen lebensphilosophischen Deutungen umfasst. Die Quantität der Ansätze und Aspekte, die mit grobem Strich gezeichnet werden, bietet eine kommentierte Bibliographie für jeden, der sich weiterhin mit Elementen des Themas beschäftigen möchte – etwa mit den Fragen nach Endlichkeit und „Sterben lernen“, mit der Uneinholbarkeit der verflochtenen Zeit in Verbindung mit Gefühlen der Schuld oder Reue, mit der Möglichkeit transformativer Erfahrungen oder der Milde mit sich selbst und eigenen Entscheidungen aufgrund größerer Lebenserfahrung und Akzeptanz, mit den Möglichkeiten und Grenzen korrigierenden Umsteuerns (vgl. 109) oder der Integration von Leid und Unglück.

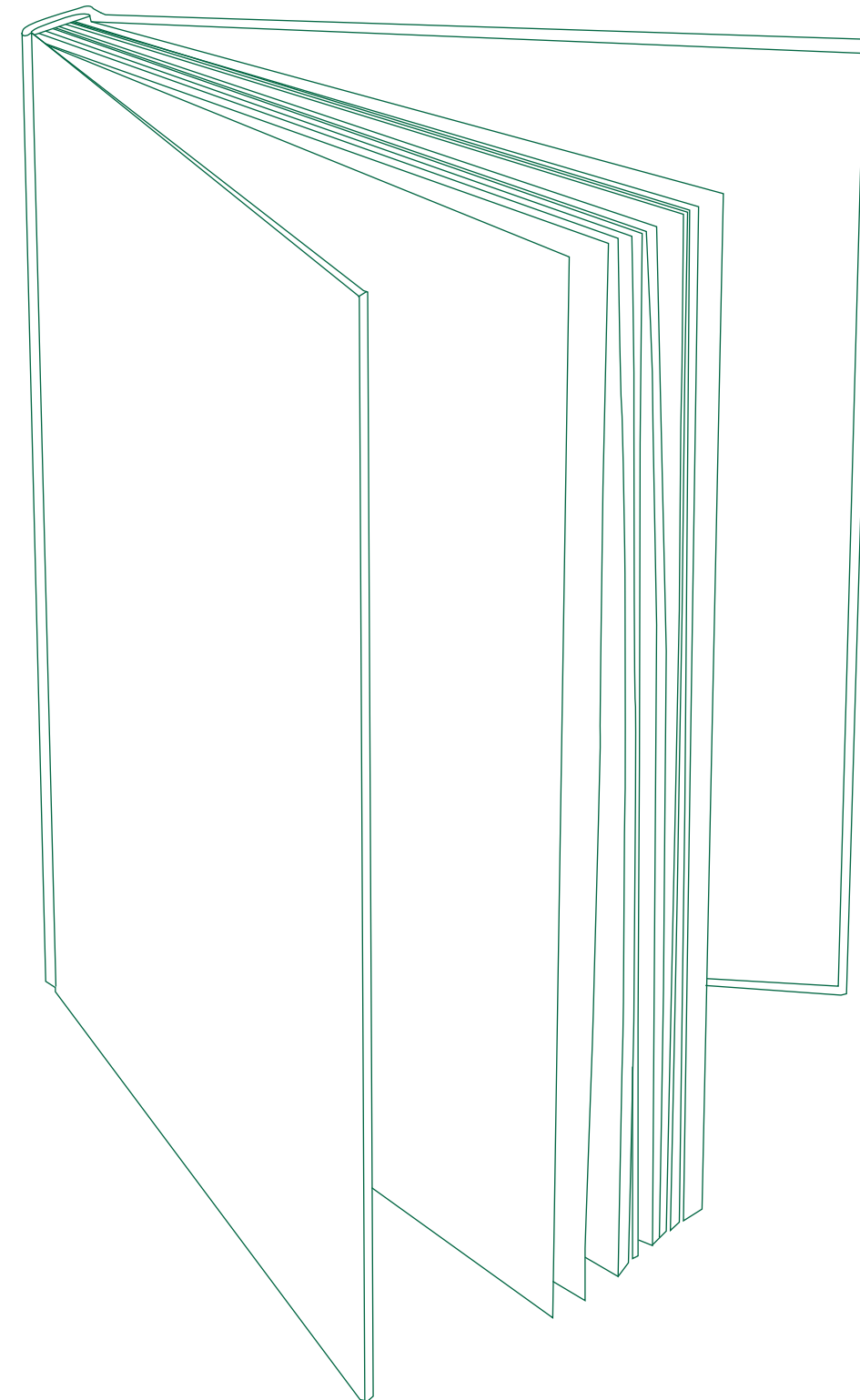
Die ersten beiden Kapitel widmen sich den Gründen für den schlechten Ruf der Lebensmitte, während ab Kapitel 4 des sieben Hauptkapitel umfassenden Buches die Darstellungen – nach den leider nur kurzen Bezügen auf Aristoteles und Platon – etwas konzentrierter scheinen: In den mittleren Jahren haben wir den jugendlichen Übermut abgelegt, sie werden zu „Jahren des Mittleren“, in denen wir in der besten Version unserer selbst angekommen nun klug und besonnen den Extremen abschwören können (129). Gleichwohl sind bei genauerer Betrachtung je verschiedene Tugenden jeweils altersadäquat im Hinblick auf die persönliche Entwicklung, wie sie Autoren der letzten Jahre (wie Pasqualina Perrig-Chiello) und Einzeluntersuchungen (etwa Philippe Ariés 1960) schon früher reflektiert haben. Einige Seiten später (146) enttäuscht der oberflächliche Umgang mit dem Begriff des „Selbst“, der bei der Betrachtung von Lebensphasen einer der Schlüsselbegriffe sein sollte; das „Selbst“ eines Menschen ohne Begründung als „als narrativ oder sozial bedingt“ zu apostrophieren mit dem Hinweis, dies scheine „plausibler“, stellt den schon zuvor nicht ganz passenden philosophischen Anspruch in Frage.

Es finden sich lebensweise Passagen: So fordert der Philosoph François Jullien dazu auf, die Lebensmitte als „freigelegtes Leben“ zu verstehen, dem Lebenserfahrung zu Verfügung stehe: Sie ermögliche sich selbst ernst zu nehmen, entschlossen weiterzugehen und sich nach außen kenntlich zu machen (149). Mit Kieran Setiya warnt Bleisch vor einer zu ausgeprägten Konzentration auf alles Telische, welches das Leben als eine Aneinanderreihung zu bewältigender Projekte betrachtet und damit wertvernichtend wirkt (168). Berührend ist auch das Summary zu Dacher Keltner, der die Momente des Staunens und der Ehrfurcht besonders hervorhebt, da sie ein Bewusstsein für das Wunder des Lebens und das Empfinden, dass wir Teil eines Größeren sind, entstehen lassen (214ff).

Wirklich bedenklich ist aber, dass die Autorin die Wucht und Gefahr emotionaler und mentaler Prozesse bis hin zu realen Depressionen (oder anderen Psychosen) oder die Tiefe echter Verzweiflung kaum einmal streift. Dazu passt ihre unsensible Interpretation von Friedrich Hölderlins bestürzendem Gedicht „Hälfte des Lebens“, das wohl Eingang nur deshalb fand, weil das bekannte Poem sich oberflächlich betrachtet für eine nette Reminiszenz eines Buchtitels für ihren Bestseller („Mitte des Lebens“) besonders gut eignete. Verfasst 1804, in den letzten Jahren vor Hölderlins Zwangseinweisung in die Psychiatrie, spricht es von einem Bruch durch die einem lieblichen Sommer folgenden finalen Metaphern sprachloser Mauern und im Winde klirrender Fahnen; es bebildert abgründige Not und nicht Lebensphasen.

Das Grundproblem des Buches besteht darin, dass es keiner authentischen oder existentiellen Frage nachgeht, sondern zu durchsichtig dem publizistischen Anliegen folgt, leicht vermittelbare und nicht zu unbequeme Gedanken zur Lebensmitte zu formulieren. Ungeachtet dessen schenkt die Verfasserin ihren Lesern einige Blüten wie diese: „Unsere Tage werden uns nicht nur entrissen, indem sie vergehen; wir hatten sie auch in großer Fülle. Zur Trauer gesellt sich deshalb bestenfalls die Dankbarkeit, und tut sie es nicht, lohnt es sich, sie einzuüben.“ (116)

Rita Anna Tüpper



Josef M. Könning
**Theologische Menschenrechtsethik angesichts
der globalen Flüchtlingssituation
Eine Neuorientierung in der Diskussion
um das Recht, Rechte zu haben**

Paderborn: Brill / Schöningh Verlag. 2024
326 Seiten
89,00 €
ISBN 978-3-506-79458-1

Am 31. August 2015 sagte die damalige Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel in der sogenannten Sommerpressekonferenz der Bundesregierung den berühmten Satz „Wir schaffen das“. Er gilt bis heute als Kernaussage des deutschen Konzepts einer Willkommenskultur für Flüchtlinge und sorgte dafür, dass geflüchtete Menschen von 2015 bis 2016 mit großer Wärme und Herzlichkeit aufgenommen wurden. Heute, zehn Jahre später, ist von dieser Atmosphäre und Willkommenskultur fast nichts mehr zu spüren. Stattdessen wird politisch überlegt, wie der Zugang von Flüchtlingen in europäische Staaten hinein effektiv gestoppt werden kann.

Josef M. Könning nimmt diese Situation als Ausgangspunkt für sein Buch und stellt sich die Frage, warum auf der einen Seite im europäisch-politischen Kontext die Fahne der Menschenrechte immer wieder hochgehalten wird, vor allem im Hinblick auf den kriegesischen Überfall Russlands auf die Ukraine, und auf der anderen Seite in konkreten Fällen Menschen diese Rechte entzogen oder nur partiell eingeräumt werden, wenn sie als Flüchtlinge und/oder Staatenlose in Europa ankommen.



Dieses Paradox ist nicht neu, sondern ist schon von Hannah Arendt (1906-1975) in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhundert ausführlich auf dem Hintergrund der großen Zahl von Flüchtlingen nach dem Ersten Weltkrieg und von vielen Staatenlosen nach dem Zweiten Weltkrieg analysiert worden und mündete in der These, dass „das Recht, Rechte zu haben“ als bedingungslose Voraussetzung für ein menschenwürdiges Leben und für die Geltung der Menschenrechte angesehen werden muss. In der gegenwärtigen Diskussion um eine angemessene Ethik der Menschenrechte ist diese Aussage von Hannah Arendt hochaktuell.

Auch für Josef M. Könning ist sie der Ausgangspunkt für seine Frage, wie eine angemessene theologische Menschenrechtsethik angesichts der desolaten globalen Flüchtlingssituation aussehen kann. Dafür entwickelt er methodisch einen analytischen Ansatz, in dem sehr detailliert untersucht wird, was mit den Begriffen in den Menschenrechtsdiskursen (Würde, Recht, Ethik, Ethos usw.) gemeint ist und wie

sie verwendet werden. Dabei zeigen sich immer wieder Aporien: So werden z.B. die Menschenrechte als universal und für jeden Menschen geltend begründet, zugleich heben aber die Nationalstaaten durch ihre Justiz diese Rechte wieder auf. Trotz der behaupteten allgemeinen Geltung fehlt aber auf politischer Seite eine Instanz und oft der Wille, Menschenrechte in ihrer ganzen Breite in einer Gesellschaft zu verankern und durchzusetzen. Die Folgen dieses Handelns sind oft menschenunwürdige Bedingungen in sogenannten Camps und Flüchtlingseinrichtungen. Zugleich berauben sie zum zweiten Mal geflüchteten Menschen den Anspruch, als vollwertiges Mitglied einer politischen Gemeinschaft mit unveräußerlichen Rechten anerkannt zu werden, weil es ihnen in ihren Heimatländern oft verwehrt wurde. Ebenso zeigen philosophische Begründungsverfahren hinsichtlich der Geltung, des Inhalts und der Adressaten von Menschenrechten die Aporie, dass ihr Universalismus zu einer starken Abstraktion führt, der für die konkreten Problemlagen von Flüchtlingen nur sehr eingeschränkt hilfreich ist. Zugleich eröffnen sie auf Grund ihres fehlenden Bezugs zur Praxis Interpretationsspielräume, die von staatlichen Akteuren wieder in Form von Ein- und Beschränkungen genutzt werden.

Für Josef M. Könning ist dieser aporetische Charakter der Menschenrechte und ihrer Ethik, den er sehr detailliert aufzeigt und analysiert, in politischer und begründungstheoretischer Hinsicht nicht auflösbar, sondern kann bestenfalls nur abgemildert werden. Dafür recurriert er zum einen auf die Ansätze von Omri Boehm und Janne Mende, die beiden auf unterschiedliche Weise versuchen, einen begründungstheoretischen Universalismus von Menschenrechten mit der konkreten Praxis zu verbinden, so dass deren politische Einhegung im Sinne

eines identitären Interesses nicht mehr funktionieren kann. Zum anderen greift Josef M. Könning auf Johann Baptist Metz’ Programm der Neuen Politischen Theologie zurück. Seine These lautet, dass eine theologisch begründete Menschenrechtsethik, die auf den Grundlagen der Neuen Politischen Theologie, wie sie Metz entwickelt hat, vor allem mit Bezug auf die Option für die Armen, aber auch im Sinne der Theodizeeempfindlichkeit, die das konkrete Leid von Menschen immer wieder zum Thema macht, eine Vermittlungsfunktion bekommen kann im Hinblick auf die Politik. Von daher hat sie auch einen aktivierenden Charakter, weil sie Menschen dahin führt, sich für Andere, in diesem Fall für geflüchtete Menschen, aktiv einzusetzen, damit sie vollumfänglich als Menschen anerkannt werden.

Josef M. Könning’s Buch ist ein großer Wurf, der für die weitere Genese theologischer Menschenrechtsdiskurse vielfältige Anknüpfungspunkte bietet und zum Weiterdenken anregt. Gerade die Ausarbeitung der Unhintergebarkeit und der nur bedingten Auflösbarkeit der benannten Aporien in diesem Diskurs ist eine hervorragende Erkenntnisleistung und ist im besten Sinne aufklärerisch. Zugleich verlangt das Buch vom Leser auf Grund seiner dichten Sprache und seinem Detailreichtum eine sehr hohe Aufmerksamkeit und Konzentration. Von daher konnten in dieser Rezension aufgrund der Fülle von Fakten, Ideen, Argumentationen und Gedanken nur grobe Linien aufgezeigt werden. Wer sich an die Lektüre wagt, wird auf alle Fälle belohnt.

Detlef Schneider-Stengel

Daniel Martin Feige
Kritik der Digitalisierung
Technik, Rationalität und Kunst

Hamburg: Felix Meiner Verlag. 2025
186 Seiten
19,90 €
ISBN 978-3-7873-4920-9

Daniel Martin Feige widmet sich in seinem Buch der Aufgabe, die Digitalisierung, die unser Leben mehr und mehr bestimmt, einem kritischen Blick zu unterziehen. Er will aufzeigen, dass die Digitalisierung, in Form von Kommunikations- und Informationstechnologien (KIT) sowie Künstlicher Intelligenz (KI), keine gesellschaftlich und politisch neutrale Technik ist, sondern das Selbstverständnis des Menschen und dessen Zusammenleben stark verändert.

Die Digitalisierung sieht Feige zunächst geschichtlich als einen Schritt, der starke gesellschaftliche Veränderungen zur Folge hat, weist aber Deutungen der Geschichte zurück, in der die Digitalisierung schon früh als Ziel eingeschrieben ist.

Bezogen auf die Praxis ist der Unterschied zwischen analoger und digitaler Technik daran festzumachen, dass im Gegensatz zu analogen Werkzeugen der Zusammenhang mit deren Zweck bei digitalen Werkzeugen nicht mehr erkennbar ist. Die Daten, als Basis des Digitalen, bestehen aus endlichen Zeichenketten mit zwei Elementen, und zeigen als solche keinen unmittelbaren Bezug zu dem, was sie abbilden bzw. bewirken sollen. Die digitalen Techniken bewirken Veränderungen dessen, was Menschen als Ziele erreichen wollen.



Dem geht Feige anhand seiner These nach, dass die Praxis durch die Digitalisierung zunehmend von der instrumentellen Vernunft dominiert wird. Dies zeigt er an drei Stichworten: Dem „Blackboxing“, der aus der Digitalisierung folgenden Verdeckung der relevanten Mechanismen, das digitale Bild ist nur maschinell verarbeitbar und die Technik verknüpft sich mit anderer Technik. Die „Datifizierung“, d. h. die Übersetzung von Analogem in Datensätze, führt zu einer Reduzierung der Wirklichkeit auf das durch Daten erfasste Abbild, womit das Verständnis von Wirklichkeit verändert wird („Alterisierung“).

Mit Horkheimer und Adorno erschließt Feige die Digitalisierung als eine soziologisch und politisch wirksame Größe. Auch wenn sich z.B. über KITs alle Menschen an Debatten über relevante Themen beteiligen können, so werden aber strenge Regeln festgelegt, wer sich in welcher Form an welcher Thematik beteiligen darf, ohne dass diese Regeln gerechtfertigt werden müssten. Die Digitalisierung radikalisiert instrumentelle Vernunft, sie entwickelt ihre eigenen Regeln (Logik), die vor allem an ökonomischen Zwecken ausgerichtet sind. Durch das Ziel, das Denken und Handeln berechenbar zu machen, lässt sich der Mensch zu einem durch diese Regeln beherrschbaren Wesen machen.

Kann eine Maschine (KI) denken? Ist sie infolgedessen wie ein Mensch, eine Person zu behandeln? Dieser Frage, der nach der Rationalität, geht Feige im 2. Kapitel nach. Als Beispiel dient ihm vor allem der Turing-Test, den er als ein reales Testverfahren zur Unterscheidung von Mensch und (den Menschen durch Texte simulierenden) Computer versteht. Er kritisiert vor allem, dass Turing eine ontologische Frage zu einer epistemologischen Frage transformiert und damit verändert. Außerdem diagnostiziert er bei Turing eine scharfe Trennung von Physis und Intellekt, wobei Turing für die Entscheidung, ob „Denken“ vorliegt, nur die intellektuelle Seite heranzieht.

Für den Begriff des Denkens genügt es Feige nicht, zu einer regelgesteuerten Verknüpfungsleistung in der Lage zu sein, sondern zu dem „Gedachten“ in einem (bewussten) Verhältnis zu stehen. Der Weltbezug ist für das Denken konstitutiv, und weil bei einer Maschine nicht angenommen werden kann, dass sie in einem solchen Weltverhältnis stehen kann, denkt sie auch nicht.

Es folgt eine ausführliche Bestimmung eines Handlungsbegriffs, bei dem von dem äußeren Geschehen ausgehend auf eine teleologische Ursache, eine Zwecksetzung verwiesen wird. Durch die Praxis wird der Weltbezug des Menschen vollzogen, indem im Handeln Zwecke realisiert werden. So gilt für Feige der Mensch als das Wesen, das handelt, das heißt, dass er Zwecke setzen und realisieren kann. Dies macht die Lebendigkeit des Menschen aus, die der Autor ausschließlich in dessen biologischer Verfasstheit für möglich hält.

Im 3. Kapitel geht es um die Bedeutung der Kunst für eine Kritik der Digitalisierung. Kunst ist insofern autonom, als sie zwar nicht unbeeinflusst von gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Bedingungen existiert, aber hiervon nicht gänzlich vereinnahmt wird. Sie ist nicht als bloßes Werkzeug auf eine gesellschaftliche Funktion reduzierbar. Um Kunst zu bestimmen, legt Feige Wert darauf, Kunst nicht nur als das (gegenständliche) Werk zu verstehen, sondern die Autorenschaft einzubeziehen. Dadurch, dass das Kunstwerk in Relation zum Urheber als Kunst verstanden werden muss, ist es möglich, Kunst als Praxis zu begreifen, als Reflexionspraxis. Die Schwierigkeit beim Umgang mit Kunst ist allerdings, dass es keine verbindlichen Kriterien gibt und geben darf, die gute von schlechter Kunst hinreichend zu unterscheiden vermögen. Die Gründe liegen sowohl in der offenen Sinngebung durch die Künstler, die keinen Zweck im Sinne instrumenteller Vernunft verfolgen, als auch in der Offenheit der Wirkung, die das Werk auf die Rezipienten hat. Ästhetische Rationalität ist insofern zu unterscheiden von der Zweckrationalität, als das Gelingen oder Misslingen von Kunst nicht eindeutig erfasst werden kann, was aber nicht bedeutet, dass dadurch Kunstkritik überflüssig würde. Bezogen auf die Digitalisierung kann Kunst, auch wenn sie die neuen technischen Möglichkeiten nutzt, deren kritikwürdige Folgen und so ihr digitalisierungskritisches Potential offenlegen.

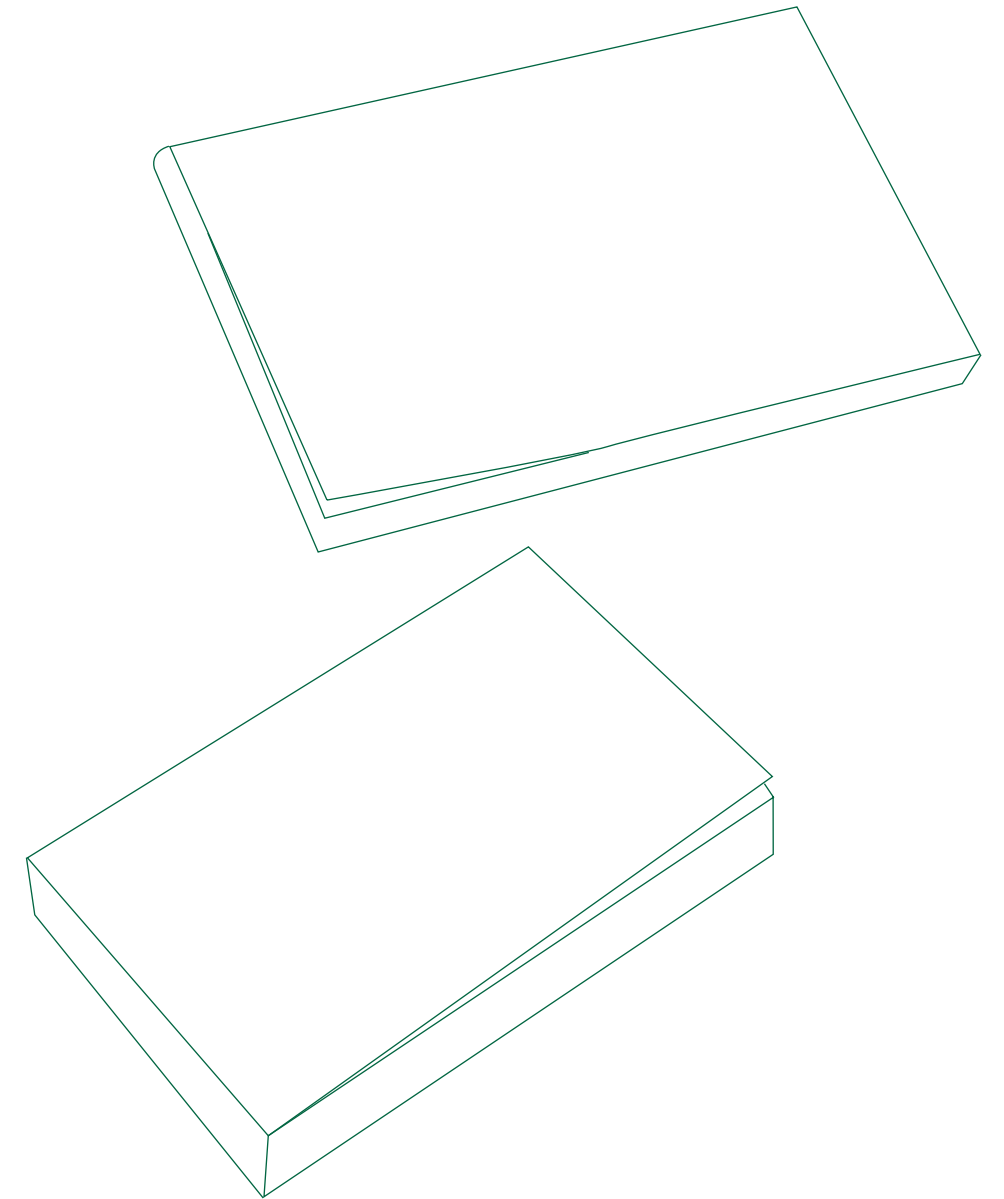
Die Lektüre von Daniel Feiges Buch erweckte bei mir den Eindruck, in eine fortgeschrittene Debatte geraten zu sein, in der Fragestellungen, Positionen, Begriffe und Redewendungen der Teilnehmer schon auf dem Tisch liegen. Als vermutlicher Seiteneinsteiger ist es schwer, die gedanklichen Abweichungen zu verstehen und in die gesamte Fragestellung einzuordnen. Gelegentliche Zusammenfassungen sind zwar hilfreich, es bleibt aber eine sehr kraftraubende Lektüre. So ist beispielsweise der Gedanke der Interdependenz von digitaler Technik und Zielsetzungen meiner Ansicht nach viel zu ausführlich besprochen, ist es doch offensichtlich, dass durch eine Technik gegebene neue Möglichkeiten auch als Intentionen in Betracht kommen und ergriffen werden, was aber für analoge Technik ebenso gilt.

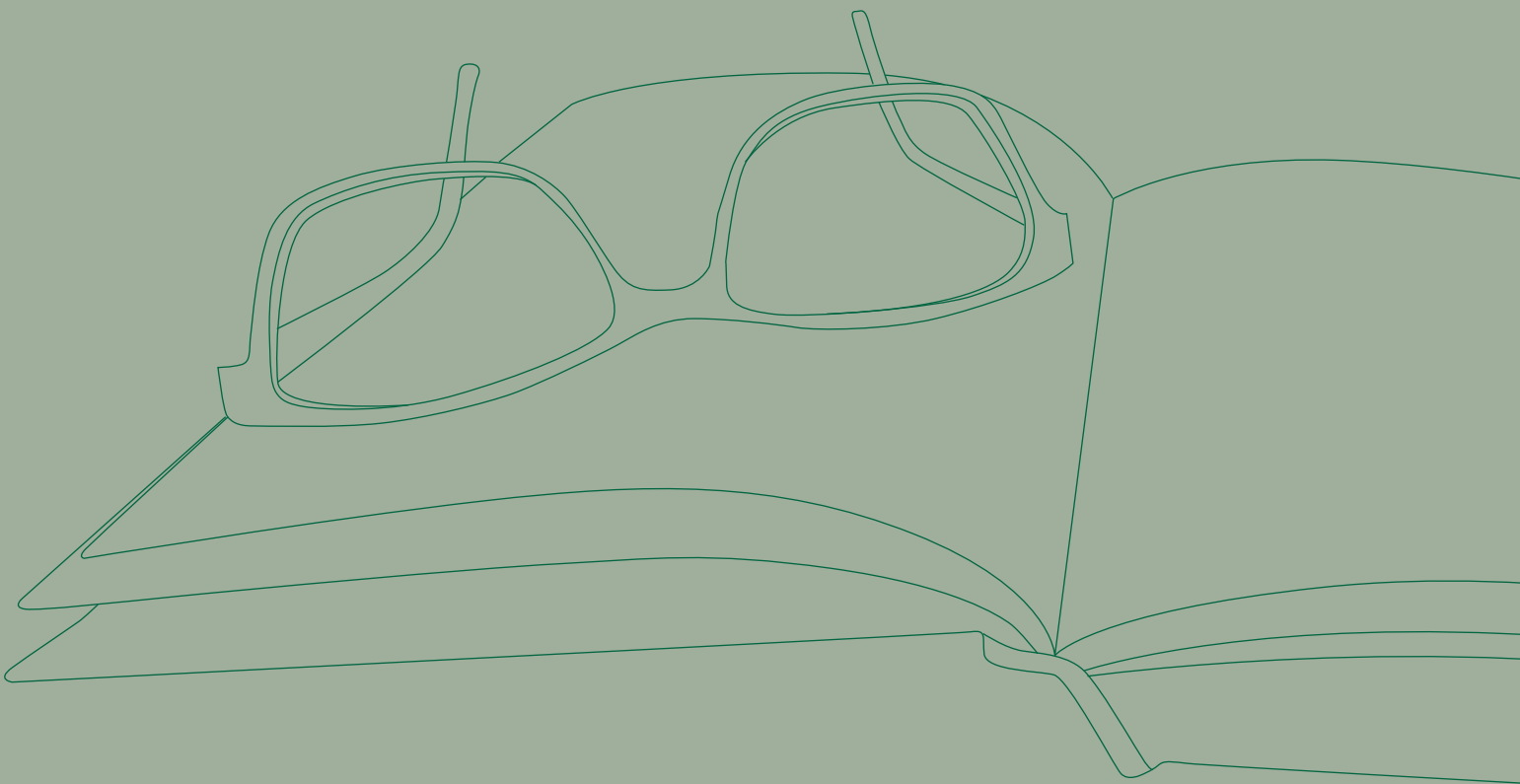
Der Turing-Test scheint mir als eine reale Versuchsanordnung missverstanden; ich meine, es handelt sich bei Turing um ein Gedankenexperiment, das danach fragt, ob im Falle, dass es gelingt, durch eine Maschine menschliche Gedanken so zu simulieren, dass sie von Gedanken des Menschen nicht mehr unterscheidbar sind, darauf zu schließen, dass die Maschine (selbstbewusst) denkt. Dazu muss die Physis ausgeblendet werden, da sie als Kriterium für die Unterscheidung hinreichend wäre. Wenn man sich epistemologisch für einen empirischen Zugang entschieden hat, dann ist dieses Vorgehen gerechtfertigt, auch wenn die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Frage nach der Rechtfertigung einer ontologischen Schlussfolgerung offenbleibt.

Diese Kritik an Turing verwundert ein wenig, wenn man betrachtet, wie Feige seine Begriffsbestimmungen ansetzt. Er beginnt immer mit dem empirisch Manifesten (Physische Handlung, Kunstwerk) und bestimmt diese erst dann in ihrer Relationalität (Zwecksetzung, Künstler/in). Dieses Vorgehen führt auch zu seinen scharfen begrifflichen Trennungen von Denken und Handeln sowie Theorie und Praxis, die eigentlich nur aus methodischen Gründen gerechtfertigt sind. In Bezug auf die Kunst bleibt unklar, ob und wann ein Werk ein Kunstwerk ist, welche Rolle die Absicht des Künstlers, der Künstlerin spielt, oder ob es nur dann Kunst ist, wenn sie gelingt (wie immer das auch festgestellt werden mag).

Ein Begriff scheint mir in dem Zusammenhang vernachlässigt: Kommunikation. Wenn es um Kommunikationstechnologien geht, dann man fragt sich, wer mit wem kommuniziert. Der Terminus wird für jede Kombination von Mensch und Maschine verwendet, wobei die Mensch-Mensch-Beziehung die Metapher für die anderen liefert, d. h. jene als Simulation von Kommunikation zu verstehen sind. Der Frage nachzugehen, inwieweit man vermeiden kann, dass dieser Unterschied aus dem Bewusstsein verschwindet, scheint mir lohnend. Nicht die Technik entscheidet über das Selbst- und Weltverständnis des Menschen, sondern der Mensch, der angesichts der neuen Möglichkeiten von vielem zwar entlastet wird, nicht aber von einer immer stärker ihn fordernden Verantwortlichkeit. Die Kritik der Digitalisierung wäre hier im Hinblick auf eine Kritik des Umgangs mit der Digitalisierung zu schärfen.

Johannes Drescher





Franziska Greiner-Döchert /
Friederike Carlotta Grabowski

Schulangst
Verstehen und pädagogisch begleiten
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag, 2025
110 Seiten
8,00 €
ISBN 978-3-15-014670-5

Angststörungen gehören neben Depressionen zu den häufigsten psychischen Beeinträchtigungen bei Kindern und Jugendlichen. Die Betroffenen fallen nicht immer sofort auf. Oft verhalten sie sich eher ruhig und angepasst. Dadurch werden sie leicht übersehen. Erst im Zusammenhang mit vermehrten Fehlzeiten werden Lehrkräfte aufmerksam. Mitunter kommen sie dann vorschnell zur Diagnose „kein Bock“ und übersehen die zugrundeliegende Angstthematik – zumal Betroffene selbst in der Regel nicht gerne offen über ihre Ängste sprechen.

Mit dem vorliegenden Band aus der Reclam-Reihe „Bildung und Unterricht“ greifen Franziska Greiner-Döchert und Friederike Carlotta Grabowski dieses wichtige Thema auf. Sie geben einen komprimierten und gut verständlichen Überblick zu schulbezogenen Ängsten. Zugleich stellen sie klar, dass Lehrkräfte nicht die Aufgabe haben, Angststörungen therapeutisch zu bearbeiten. Lehrkräfte sind wichtig als Ansprechpersonen, die entsprechende Symptome erkennen und Lernende sowie ihre Eltern an unterstützende Einrichtungen wie den schulpsychologischen Dienst oder Beratungsstellen vermitteln können.



Nach einer allgemeinen Einführung zu psychischen Belastungen im Schulalter stellen die Autorinnen unterschiedliche Formen von schulbezogenen Ängsten dar. Sie machen deutlich, dass nicht die Schule selbst die Ängste auslöst. Es ist entweder die Trennung von engen Bezugspersonen, die Konfrontation mit sozialen Beziehungen, die als belastend erlebt werden, oder aber die Angst vor dem Versagen im Kontext von Leistungsanforderungen. Diese drei Formen schulbezogener Ängste – Trennungsangst, soziale Angst, Leistungsangst – werden jeweils mit ihren Symptomen, ihrem Verlauf und ihren Entstehungsbedingungen beschrieben. Hinzu kommen Fallbeispiele zur Veranschaulichung.

Im anschließenden Kapitel geht es um den pädagogischen Umgang mit schulbezogenen Ängsten. Hier geben die Autorinnen zahlreiche praktische Empfehlungen etwa für Gespräche mit ängstlichen Schülerinnen und Schülern bzw. deren Eltern, aber auch zur Gestaltung einer möglichst angstfreien Lern- und Prüfungsumgebung und zur pädagogischen Prävention durch Förderung von Resilienz.

Gertraud Kremsner / Michelle Proyer
Inklusive Pädagogik in der Schule
Eine praxisorientierte Einführung
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag. 2024
136 Seiten
8,00 €
ISBN 978-3-15-014297-4



sig. Erfreulicherweise werden in den Ausführungen u.a. auch die Konstruktionen von Geschlecht/Gender sowie Migration/Flucht bezogen auf die schulische Relevanz mit angeführt.

Im folgenden vierten Kapitel steht eine Bestandsaufnahme separierender Schulsysteme vor allem im Sekundarstufenbereich I und II im Vordergrund. Die Leistungsheterogenität von Lernenden und die damit verbundene Auslesefunktion von Schule soll überwunden und zunehmend stärker als ein durchlässiges Bildungssystem begriffen und genutzt werden. Dabei wird auf den „Index für Inklusion“ nach Tony Booth und Mel Ainscow verwiesen. Auf die besondere Tragweite der Situation im Sekundarstufenbereich wird eingegangen und mündet in der Aussage: „Ansätze aus dem Bereich der inklusiven Didaktik scheinen mit einem bestimmten Niveau nicht mehr umsetzbar“ (90) zu sein, und endet mit dem Postulat, dass sich daran nur bei einem entsprechenden Willen der Politik und der Bereitschaft der Handelnden etwas ändern ließe (vgl. 91). An dieser Stelle wären konkretere Hinweise auf mögliche Realisierungsideen wünschenswert gewesen.

Im fünften Kapitel werden die unterschiedlichen Rahmenbedingungen in den bestehenden Schulsystemen für die inklusive Beschulung näher

beleuchtet. Die veränderte Ausrichtung von einer reinen Förderdiagnostik hin zu einer inklusionsorientierten Diagnostik wird dabei postuliert, was auch zu einem veränderten Diagnoseverständnis führen sollte. „Diagnosen dürfen dann keineswegs für sich alleine stehen, sondern sind ausschließlich in Zusammenhang mit daraus abgeleiteten Förderplänen oder individualisierten Entwicklungs- oder Lernplänen zu denken“ (101) und müssen sich entsprechend auf die Gestaltung von Schul-, Lern- und Kommunikationsräumen auswirken.

Im abschließenden, sechsten Kapitel wird der Fokus auf den Unterricht gelegt und es werden anhand von Beispielen Möglichkeiten des inklusiven Unterrichtens skizziert. Dazu leiten die Autorinnen in einer nachvollziehbaren Weise Entwicklungslinien einer inklusiven Didaktik ab, die sich u.a. an Aussagen von Georg Feuser und Kerstin Reich orientieren. Die weiteren Ausführungen legen Grundprinzipien für eine inklusive Didaktik dar, welche einen Orientierungsrahmen für eine inklusive Schulentwicklung bieten können. Die Ausführungen bleiben jedoch auf der Ebene von „Umsetzungsprinzipien“ stehen und hätten noch konkreter – und wie im Untertitel aufgeführt – an umfänglicheren exemplarischen Beispielen für den Unterricht ausgeführt werden können. So verbleiben die Ausführungen auf einer eher fachwissenschaftlichen Ebene.

Auch wenn die Autorinnen mit Recht auf häufig fehlende Ressourcen, eine steigende Diversität der Lernenden und auf Mängel in der Lehrkräfteausbildung hinweisen, hätte neben den benannten Dilemmata die Bedeutung, die Wirksamkeit der Haltung und die Initiative von Lehrkräften in der inklusiven Schulentwicklung in ihren Wirkungsdimensionen noch etwas stärker betont werden können. Etwas mehr Mut und Anregung sowie weitere Impulse für eine zielführende Umsetzung wären wünschenswert gewesen. Dennoch bietet das Werk eine solide Bestandsaufnahme des Prozesses und zeigt Beispiele für Gelingensbedingungen einer inklusiven Pädagogik auf. Das umfängliche Literaturverzeichnis spiegelt den aktuellen fachwissenschaftlichen Stand wider.

Thomas Holzbeck

In diesem Werk geben Gertraud Kremser, Professorin für Pädagogische Professionalität an der Universität Koblenz, und Michelle Proyer, Professorin für inklusive Pädagogik vom Department of Education and Social Work an der University of Luxembourg, einen Überblick zur inklusiven Beschulung der letzten 15 Jahre und setzen sich mit Anspruch und Wirklichkeit in unserem mehrgliedrigen Bildungssystem im deutschsprachigen Raum auseinander. Dabei wird zunächst der Inklusionsbegriff aus soziologischer Sicht abgeleitet. Die Autorinnen sprechen sich in ihren Ausführungen für die Verwendung eines Inklusionsbegriffs in einem erweiterten Sinne (siehe 9) aus.

Im ersten Kapitel wird in einem historischen Rückblick eine hilfreiche Einordnung zu dem begrifflichen Entstehungsprozess einer inklusiven Pädagogik gegeben. Dabei wird ausgehend von der Exklusion der schulische Entwicklungsprozess bis zur Inklusion knapp und prägnant dargelegt. Die Ausführungen münden in der nachvollziehbaren Aussage: „Inklusive Pädagogik geht einher mit einer Haltung(-sveränderung) sowohl von Gesellschaften und ihren Systemen als auch den darin handelnden Akteur*innen.“ (22). Im zweiten Kapitel werden zentrale Grundbegriffe im Kontext des inklusiven, pädagogischen Handelns erläutert, fachwissenschaftlich definitorisch dargelegt und ausgeführt, was dies für das unterrichtliche und schulische Handeln bedeuten kann.

In einem dritten Kapitel wird die inklusive Beschulung in einem erweiterten Verständnis aus sozialer Sicht anhand verschiedener Heterogenitätsdimensionen beleuchtet (vgl. 38). Der Rückgriff auf das Basiswerk von Annedore Prengel zur „Pädagogik der Vielfalt“ aus dem Jahr 1993 erscheint hier schlüs-

Friedrich Schweitzer
Lernen im Religionsunterricht
Was der RU leisten kann und
wie er seine Ziele erreicht
utb

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag. 2024
314 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-8252-6088-0

Friedrich Schweitzers „Lernen im Religionsunterricht“ ist ein grundlegendes Werk für alle, die sich mit der Didaktik und Theorie des Religionsunterrichts beschäftigen. Der Autor, einer der führenden (evangelischen) Religionspädagogen im deutschsprachigen Raum, entwickelt darin ein innovatives Konzept des religiösen Lernens, das über traditionelle Wissensvermittlung hinausgeht.

Sein Ansatz zeichnet sich durch eine entwicklungsorientierte, subjektzentrierte und dialogische Perspektive aus. Er betont insbesondere die Bedeutung eines lebenslangen, dynamischen Lernprozesses, der sich an den individuellen Erfahrungen und Fragen der Schülerinnen und Schüler orientiert. Statt vorgefertigte Antworten zu liefern, plädiert er für einen Religionsunterricht, der Raum für persönliche Fragen, Zweifel und Perspektiven lässt. Seine methodische Vielfalt ermöglicht eine lebendige und schülerzentrierte Auseinandersetzung mit Religion.

Allerdings bleibt die Frage, wie realistisch seine Vorschläge im schulischen Alltag umsetzbar sind. Die Forderung nach einem individualisierten, dialogischen Religionsunterricht stellt Lehrkräfte vor große Herausforderungen, besonders angesichts heterogener Klassen, abnehmender religiöser Grundkenntnisse und begrenzter bzw. verkürzter Unterrichtszeit. Zudem bleiben digitale Lernformen weitestgehend außen vor, obwohl diese im modernen Bildungsbereich zunehmend an Bedeutung gewinnen.



Vergleicht man den Ansatz Schweitzers mit aktuellen Lehrplänen für katholische Religion, fällt auf, dass aktuelle Lehrpläne für den katholischen Religionsunterricht, wie sie beispielsweise in den Kirchlichen Richtlinien zu Bildungsstandards für den katholischen Religionsunterricht in der Grundschule/Primarstufe der Deutschen Bischofskonferenz von 2024 formuliert sind (Microsoft Word – DB_114 Kirchliche Richtlinien RU Grundschule), sehr oft einen kompetenzorientierten Ansatz verfolgen. Es werden klare Bildungsstandards und Kompetenzerwartungen für die Schülerinnen und Schüler bis zur Jahrgangsstufe 4 formuliert. Religionsunterricht wird dabei als Beitrag zur schulischen Bildung verstanden, der religiöse und weltanschauliche Traditionen vermittelt, deren Verständnis fördert und die Urteilsfähigkeit der Lernenden stärkt.

Ein paar Aspekte seien hervorgehoben, um die Unterschiede deutlich werden zu lassen: Während Schweitzer den Fokus auf die individuelle Entwicklungsdynamik und die Anpassung des Unterrichts an die jeweiligen Lebensphasen legt, setzen die aktuellen Lehrpläne auf die Vermittlung festgelegter Kompetenzen bis zu bestimmten Jahrgangsstufen. – Beide Ansätze setzen auf die Bedeutung der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler, jedoch legt Schweitzer besonderen Wert darauf, den Unterricht an den persönlichen Erfahrungen und Fragen der Lernenden auszurichten, während die Lehrpläne dies im Rahmen der definierten Kompetenzen berücksichtigen. – Schweitzers Ansatz zeichnet sich durch eine breite Palette didaktischer Methoden aus, die auf die individuellen Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler eingehen. Die aktuellen Lehrpläne geben hingegen einen strukturierten Rahmen vor, innerhalb dessen Lehrkräfte methodische Entscheidungen treffen können, diese können jedoch genau die gleiche breite Palette umfassen, wie sie Schweitzer andenkt. – Ebenso bietet sein Ansatz eine flexible und individualisierte Perspektive auf den Religionsunterricht, die sich stark an den persönlichen Entwicklungsprozessen der Schülerinnen und Schüler orientiert. Die aktuellen Lehrpläne für den katholischen Religionsunterricht hingegen setzen auf standardisierte Kompetenzziele, die eine einheitliche Bildungsqualität und eine „Behauptung“ im Fächerkanon sicherstellen. – Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass beide Perspektiven nur schwer vollständig zusammenkommen, zumal sich Religionsunterricht, der sich an Kompetenzen ausrichtet, in den letzten Jahren bewährt und dazu beigetragen hat, dass der Religionsunterricht im Fächerkanon weniger in Frage gestellt wird.

Nichtsdestotrotz bleibt die nicht nur von Schweitzer aufgeworfene Frage nach der "Religious Literacy" in der heutigen Zeit eine drängende und immer wieder zu stellende Frage, trägt sie nicht zuletzt auch dazu bei, den Religionsunterricht kontinuierlich weiterzuentwickeln. So kann dieses Buch mit seiner sehr ausführlichen Darstellung dazu beitragen, den eigenen Horizont zu erweitern und den eigenen Unterricht zu reflektieren. Diesen Gewinn wünsche ich allen, die dieses Buch in die Hand nehmen und lesen.

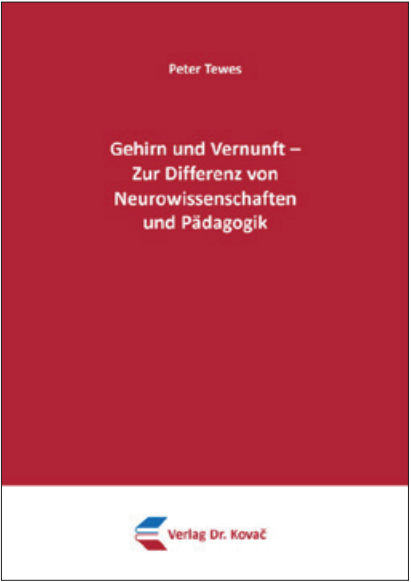
Regina Nothelle

Peter Tewes
Gehirn und Vernunft
Zur Differenz von Neurowissenschaften
und Pädagogik

Hamburg: Verlag Dr. Kovac. 2025
94 Seiten
59,80
ISBN 978-3-339-13822-4

Bei dem vorliegenden Werk stellen sich drei Fragen: Welche Motivation gab es für den Autor, seine Gedankengänge, die auf vier bis fünf Seiten Platz gefunden hätten, in Buchform zu veröffentlichen? Was hat den renommierten Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Volker Ladenthin dazu veranlasst, ein Geleitwort beizusteuern? Können ein Verlag oder ein Autor ernst genommen werden, wenn sie eine 90-seitige Schrift, deren Niveau sich auf dem einer Bachelor-Arbeit bewegt, für knapp 60 Euro anbieten?

Mit dem Titel „Gehirn und Vernunft – Zur Differenz von Neurowissenschaften und Pädagogik“ hätte der Autor Peter Tewes einen wichtigen Beitrag zu einer Debatte liefern können, die von zahlreichen Missverständnissen geprägt ist. Diese lassen sich, darin ist Tewes zuzustimmen, am Begriff des „Gehirngemäßen“ festmachen. Ebenfalls richtig ist, dass dieser einen rein formalen Charakter aufweist, so dass aus der von den einschlägigen Gehirnforschern und Neurobiologen (Singer, Roth, Spitzer u.v.a.m.) erhobenen Forderung nach gehirngerechtem Unterricht nur schwerlich eine konkrete „Neurodidaktik“ abgeleitet werden kann. In der Tat lassen sich aus den durch die entsprechenden bildgebenden Verfahren erzeugten Aktivitätsmustern in Gehirnen in der Regel nur solche Handlungsempfehlungen rechtfertigen, die sich schon in den letzten Jahrhunderten als gute Praxis, insbesondere mit Bezug auf den „gesunden Menschenverstand“, bewährt haben: Dass nach angestrengtem Lernen ein Waldspaziergang dem mehrstündigen Fernsehkonsum vorgezogen werden sollte, ist eine Intuition, deren zuverlässige Bestätigung auch ohne Hirnforschung erfolgt.



Anders verhält es sich mit den Einlassungen des Freiburger Psychiaters und Psychotherapeuten Prof. Joachim Bauer. Durchaus zutreffend ist die Einstufung von dessen Befunden und Interpretationen als „psychologische Theorien“ und Tewes’ Kritik, dass die Absicht, „per Unterricht gezielt direkten Einfluss auf die Neurotransmitterausschüttungen im Gehirn vorzunehmen“, den Bereich der Pädagogik überschreitet. Dem kann jedoch entgegengehalten werden, dass unabhängig von der Frage, „ob die Pädagogik ein eigenes Proprium besitzt“, es der Pädagogik sowohl als Geisteswissenschaft als auch als praktisch orientierte Hilfe zur Unterrichtsgestaltung zweifelsfrei zugutekommt, wenn sie sich der Erkenntnisse der Psychologie bedient. Der Rezensent hat in seiner mehr als zwanzigjährigen Unterrichtspraxis den Austausch mit Schulpsychologen als durchweg bereichernd erlebt.

Berechtigt ist der Vorwurf des Autors an Spitzer und andere, dass ein Satz wie „Das Gehirn will lernen“ einen Anthropomorphismus darstelle. Unterricht zielt nicht auf Gehirne bzw. auf zu konditionierende Objekte, vielmehr auf subjektiv zu verstehende Menschen. Daher handelt es sich bei den sogenannten PISA-Studien der OECD, auch hier ist dem Autor zuzustimmen, um Untersuchungen, die einem sehr verkürzten und nicht humanistisch geprägten Bildungsverständnis entspringen.

Trotz der skizzierten positiven Ansätze gelingt es Tewes nicht, einen kohärenten Theorie- oder Praxisbeitrag zu leisten. Der Rezensent hegt den Verdacht, dass zwei universitäre Seminararbeiten früherer Jahre (eine über die Natur- und Kulturgemäßheit bei Friedrich Adolph Diesterweg, eine weitere über die Kantische Freiheitsantinomie) mit oberflächlichen Betrachtungen zum Bildungsverständnis von Neurodidaktikern und dem „Proprium der Pädagogik“ verbunden wurden, ohne dass allerdings ein ausgeschärftes Fazit formuliert werden konnte. Angesichts des extrem hohen Preises des Buches ist es ärgerlich, dass auf ein Lektorat verzichtet worden zu sein scheint. Die zahlreichen Tippfehler, an einer Stelle drei in einem Satz, und gravierende sprachliche Unzulänglichkeiten sind ein kaum zu entschuldigendes Ärgernis.

Jochen Ring

Ute Lonny-Platzbecker / Paul Platzbecker /
Martin W. Ramb / Cornelia Steinfeld (Hg.)
Pilger der Hoffnung
Impulse zu den Königsfiguren von Ralf Knoblauch

Sankt Ottilien: EOS Verlag, 2025
96 Seiten m. farb. Abb.
19,95 €
ISBN 978-3-8306-8261-5

In einer Welt, die oft laut, grell und verletzend ist, lädt dieses Buch zum Innehalten ein. „Pilger der Hoffnung“ ist mehr als eine Sammlung von Texten und Bildern – es ist ein stiller Ruf nach Würde, Menschlichkeit und Hoffnung. Im Kontext des Heiligen Jahres 2025, das unter dem Motto Pilger der Hoffnung steht, wird dieses Werk zu einem spirituellen Wegbegleiter. Die vielfältigen Beiträge geben Impulse für ein inneres Pilgern unterwegs mit Gott zu sich selbst und zu den Mitmenschen.

Die Königsfiguren des Diakons und Holzbildhauers Ralf Knoblauch, schlicht aus Holz gefertigt, haben eine große Ausstrahlung auf Kinder und Erwachsene über Nationen hinweg. Besonders eindrucksvoll ist, wie die Figuren selbst zu Pilgern werden: Sie wandern durch verletzte Lebensräume, durch Orte, an denen die Würde des Menschen bedroht ist – und können nur beherbergt, nicht aber zum Besitz werden. Ihre Haltung ist aufrecht, ihr Blick offen – und doch zeigen sie Spuren der Zerbrechlichkeit. Sie tragen keine Pracht, sondern eine Krone der inneren Größe. Sie reisen durch Hospize, Gefängnisse, Ämter, Flüchtlingslager und Schulen – und bringen dort eine stille Botschaft mit. Über alle Kontinente spannt sich ein königliches Netzwerk, sichtbar auf einer Weltkarte am Ende des Buches mit den verschiedenen Einsatzorten der Königsfiguren.

Die Impulse, verfasst von Menschen aus unterschiedlichsten Lebensbereichen – Theologie, Politik, Kunst, Pädagogik –, spiegeln die Tiefe und Vielfalt menschlicher Erfahrungen wider. Jeder Beitrag bricht eine Farbe des Lichtes göttlicher Würde hinein in die vielfältigen Lebenssituationen.



Der Autor Burkhard Hose schreibt über das zaghaft vorgetragene, aber entschlossene Manifest „OutInChurch – Für eine Kirche ohne Angst“ im Januar 2022 der 125 queeren kirchlichen Mitarbeitenden aus der königlichen Würde Gottes vielfältiger Schöpfung heraus. Ganz konkret an die Hand nimmt uns der Autor und Mitherausgeber Paul Platzbecker, der sechs Schritte der Hoffnung skizziert. Gegen die aktuelle Bedrohung durch Populisten und Autokraten zeigt er, wie Mutmachgeschichten gegen die Hoffnungslosigkeit entstehen können. Die Autorin und Ärztin Sabine Gies erlebte, wie der hölzerne König auf ihren Projektbesuchen in Afrika von Flüchtlingen beschenkt wurde.

Das Buch ist visuell wie inhaltlich ein Schatz. Die Fotografien der Königsfiguren sind liebevoll inszeniert und lassen Raum für eigene Gedanken. Die Texte sind nicht belehrend, sondern einladend: Sie regen zum Nachdenken an, zum Gespräch und vielleicht sogar zur Veränderung. Die Texte sind poetisch, tiefgründig und allgemein verständlich geschrieben.

Für die religionspädagogische Praxis bieten die Figuren einen reichen Schatz. Sie lassen sich als Impulsgeber im Unterricht einsetzen, als Gesprächsanlass in der Seelsorge oder als meditativer Begleiter in der liturgischen Gestaltung. Ihre Symbolkraft öffnet Räume – für Dialog, für Stille, für Wandlung.

Die Könige laden ein zur Kontemplation. Sie sind wie Ikonen, die nicht angebetet, sondern betrachtet werden wollen – mit dem Herzen. Ihre Präsenz ruft Fragen hervor: Was macht mich königlich? Wo bin ich verletzlich? Wie kann ich Hoffnung weitertragen?

Ein leises, aber kraftvolles Buch, das Hoffnung nicht predigt, sondern verkörpert. Wer sich darauf einlässt, wird nicht nur die Königsfiguren betrachten, sondern sich selbst darin erkennen.

Inge Rocco

Arne Moritz / Bianca Schreiber

Philosophieren mit Kindern mit Dingen

Medien für den Ethikunterricht an Grundschulen

Band 1

München: Claudius Verlag. 2024

34 Seiten mit s-w Abb.

12,00 €

ISBN 978-532-3-71400-3

Wir leben in einer Welt der Dinge. Dinge begleiten unseren Lebensweg und wir setzen uns zu ihnen in Beziehung. Wir kaufen, benutzen, verschenken, sammeln sie. Wir entsorgen sie und werfen sie weg. Dinge fordern uns heraus, man denke nur an Bedienungsanleitungen, die wir nicht verstehen. Wir begegnen der Tücke des Objekts, wir richten uns mit Dingen ein, umgeben uns mit ihnen, seien sie nun lebensnotwendig oder unnütze „Stehrumchen“. Vor diesem Hintergrund ist es eine didaktisch sinnvolle Entscheidung, im Ethik- oder Philosophieunterricht bereits in der Grundschule Dinge, also das vermeintlich Selbstverständliche, zu befragen, sie im wahrsten Sinne des Wortes „frag-würdig“ werden zu lassen. Dinge der die Kinder umgebenden Alltagswelt können in ihrer Konkretheit einen Fragehorizont eröffnen und einen ihrem Verständnis gemäßen Zugriff auf Grundsätzliches ermöglichen. Sie können im wahrsten Sinne des Wortes begriffen werden und zum Begreifen, zur Reflexion dessen führen, was sie für den Einzelnen bedeuten.

Auf diese Perspektive weisen die beiden Verfasser des Materialienbandes zu Recht hin. Dinge als Gegenstände des Philosophierens stellen Anschaulichkeit und Konkretheit her, fungieren als Impulsgeber, finden ihren Platz im handlungs- und produktionsorientierten Unterricht. „Selbst denken, sich in die Stelle jedes anderen denken, jederzeit mit sich selbst einstimmig denken“, zitieren die Verfasser. Dass sich Didaktiker für die Strukturierung philosophischer Gespräche auf diese von Immanuel Kant in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ formulierten Forderungen berufen, ist seit den ersten Versuchen in Schleswig-Holstein Mitte der 1980er Jahre ein anerkanntes Unterrichtsprinzip.



Die Verfasser strukturieren ihren Materialienband mit „fünf gängigen Lernbereichen“, die den Klassenstufen 1 und 2 bzw. 3 und 4 zugeordnet werden: Ich, Wir, Religionen, Natur/Kultur/Technik sowie Zeit und Zeitlichkeit. Dabei fällt die mangelnde Trennschärfe der einzelnen Bereiche auf. Verweise auf vorliegende Fachlehrpläne einzelner Bundesländer wären wünschenswert.

Die Materialien, so die Intention der Verfasser, sollen die Kompetenzen des Wahrnehmens, Verstehens, Analysierens, Argumentierens und Übertragens fördern. Dazu werden Gesprächsimpulse in Frageform ergänzt. Jedes für die Schülerinnen und Schüler gedachte Arbeitsblatt wird mit einer Zeichnung des betreffenden Gegenstandes eröffnet, ein didaktischer Kommentar für die Hand der Lehrkraft schließt sich an. Die abschließende Literaturliste wirft Fragen auf: Inwieweit sollen denn Vilém Flus-

sers phänomenologische Skizzen „Dinge und Undinge“ in die Konzeption des Bandes eingegangen sein? Walter Benjamins „Aufklärung für Kinder“ hat mit dem Thema „Dinge“ nichts zu tun. Und Hanno Depners verdienstvolle Bastelanleitung zu Kants „Kritik der reinen Vernunft“ („Kant für die Hand“) scheint hier völlig deplatziert.

Die Auswahl der Einzelbeispiele wie deren Einbettung in unterrichtliche Zusammenhänge wirft auf Grund gravierender Schwächen etliche Fragen auf. Die Zeichnung eines Dinges auf dem Arbeitsblatt kann dabei selbstverständlich nur ein inhaltschwacher Ersatz für den realen Gegenstand sein. Die Dinge, um die es in diesem Materialienband geht, gewähren Anschaulichkeit, nicht jedoch, wie die Verfasser betonen, Erfahrungen mit allen Sinnen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Verfasser sich weder in den Verstehenshorizont eines Erst- oder Viertklässlers hineinversetzen können noch für sich einen Erwartungshorizont haben, was die Schülerinnen oder Schüler auf eine Frage antworten könnten.

Schauen wir beispielsweise auf den Sprechstein, von dem viele Schülerinnen und Schüler wissen, dass und wie er einen Gesprächsverlauf regeln kann. Woran aber können Erstklässler denken, wenn sie aufgefordert werden, einen anderen Gegenstand mit einer Regelungsfunktion zu zeichnen? An den Joker eines Kartenspiels? Die rote Karte beim Fußball liegt da wohl näher. Besonders in der Karnevals- bzw. Faschingszeit bietet es sich an, mit Kindern über Masken zu sprechen. Die Abbildung einer kunstvollen venezianischen Maske dürfte dabei wenig hilfreich sein. Ist es nicht auch so, dass Kindern sich für Faschingsfeste schminken, aber nur selten eine Maske aufsetzen? Befremdlich ist der Arbeitsauftrag, Dinge aufzuschreiben, die man durch das Tragen einer Maske verbergen könnte. Im Arbeitsblatt zum Fest

des Fastenbrechens finden sich Arbeitsaufträge wie: „Betrachtet die Süßigkeiten. Tauscht euch aus, was ihr über sie wisst oder vermutet.“ Erstklässler sollen hier sicherlich nicht Backrezepte austauschen und für die kulturelle Einordnung von Ostereiern oder Schokoladenhasen wäre sicher ein zusätzliches Material als Input erforderlich. Wie sollten Erstklässler beim Themenschwerpunkt „Lebendige Dinge“ mit einem Arbeitsauftrag umgehen, der sie mit Konjunktivformulierungen konfrontiert: „Sucht ein anderes Ding, das ihr euch nur schwer lebendig vorstellen könnt. Besprecht, wie dieses Ding sein könnte, damit es lebendig wäre?“ Zwei Zeichnungen zeigen Tefillin, den Gebetsriemen im Judentum, und die Gebetskapsel. Es darf bezweifelt werden, inwieweit Schülerinnen und Schüler der 3. oder 4. Klasse hierzu ein Vorverständnis artikulieren können.

Philosophieren mit Kindern sollte eine Ermutigung sein, Lernprozesse zu ermöglichen, die offen sind für kindliche Fragestellungen und Denkweisen und gleichzeitig Zielgerichtetheit nicht aus dem Auge verlieren. Lehrkräften des Faches Ethik an Grundschulen ist zu raten, sich nicht kritiklos den Vorschlägen des Materialienbandes anzuschließen, sondern nach eigenen Ding-Beispielen aus der Alltagswelt der Kinder zu suchen, denn hier finden sie nur ein unsystematisches Sammelsurium didaktisch nicht durchdachter „Stehrumchen“.

Jutta Kähler

Arne Moritz / Bianca Schreiber

Philosophieren mit Kindern mit Biografien

Medien für den Ethikunterricht an Grundschulen
Band 2

München: Claudius Verlag. 2025

34 Seiten m. s-w Abb.

12,00 €

ISBN 978-532-3-71401-0

Florence Nightingale, Mahatma Gandhi, Martin Luther King: Außergewöhnliche Persönlichkeiten, die sich durch Mut und Eigenständigkeit auszeichnen, finden sich seit Jahrzehnten im Lehrmaterial für den Religionsunterricht. Arne Moritz und Bianca Schreiber setzen diese Tradition mit neuer Akzentsetzung fort. Im Ethikunterricht an Grundschulen kann es für sie nicht um eine Einführung in eine abstrakte Prinzipienethik gehen, vielmehr komme es auf eine „Auswahl von Personen an, die konkrete Vorbilder oder auch Gegenbilder für moralisches Handeln sind“. Zehn Personen haben die Verfasser ausgewählt, überwiegend bekannte: die Heilige Lucia, Philosophen wie Ludwig Wittgenstein oder Hannah Arendt oder die 2025 im Alter von 103 Jahren bemerkenswerte und bewunderungswürdige Margot Friedländer, auf deren Autobiografie „Versuche dein Leben zu machen“ bedauerlicherweise nicht hingewiesen wird. Es kommt ihnen dabei nicht auf die Darstellung einer vollständigen Biografie an, sie beschränken sich auf einzelne Ereignisse, müssen daher zwangsläufig auf Ambivalenzen in der Biografie einer Person verzichten, das mag im ungünstigsten Fall auch zu einer einseitigen Betrachtung führen.

Ausführlich fallen – und damit folgen die Verfasser der Struktur ihres ersten Bandes („Philosophieren mit Kindern mit Dingen“) – die Ausführungen zum Philosophieren mit Kindern, zur Strukturierung philosophischer Gespräche aus, erweitert durch eine Zusammenstellung möglicher Gesprächsimpulse und der Erläuterung fachspezifischer Kompetenzen und eine Liste weiterführender Literatur.



Jedes für die Hand der Schülerinnen und Schüler entworfene Arbeitsblatt wird durch einen didaktischen Kommentar ergänzt. Dabei fällt die Uneinheitlichkeit der „untergeordneten Fragen“ auf. Manchmal scheinen sie sich eindeutig an die Schülerinnen und Schüler zu richten, mal stellen sie eher einen Impulsvorschlag für die Lehrerin oder den Lehrer dar. Ein Einsatz der Arbeitsblätter kann nur äußerst bedingt empfohlen werden. Selbstverständlich ist die Anregung einer nicht-diskursiven Darstellung von Vorstellungen und Gefühlen der Kinder didaktisch sinnvoll. Dass dabei mal aufgefordert wird, etwas zu malen, z. B. dass Lucia den versteckten Christen Essen und Trinken bringt, mal etwas zu zeichnen (1. und 2. Schuljahr: Zeichne technische Erfindungen), ohne dabei den Einsatz verschiedener Techniken zu begründen, ist jedoch methodisch bedenklich. Stärker noch muss der Einwand gewichtet werden, dass die Kinder in ihrer Gestaltung in

zum Teil äußerst kleine Kästchen gezwängt werden. Dies zeigt sich besonders an dem Arbeitsauftrag zu einem Tagebucheintrag Ludwig Wittgensteins („Man ist nur glücklich, wenn man in der Gegenwart lebt und nicht in der Zeit.“): „Malt oder schreibt ein Beispiel auf die leere Tagebuchseite.“ Abgesehen davon, dass die Verfasser sich hier an Kinder des 1. und 2. Schuljahres richten, in denen Lese- und Schreibtechniken erst erlernt werden, so darf bezweifelt werden, ob das Anforderungsniveau hier altersgerecht passend gewählt ist.

Bei einer Beschäftigung mit Edvard Munchs Gemälde – hier liegt es in sehr kleiner Schwarz-Weiß-Reproduktion vor – rückt die Kenntnis des biografischen Hintergrundes in den Hintergrund. Die Verfasser nehmen bereits in ihrem Begleittext unnötigerweise eine mögliche Deutung des Bildmotivs vorweg („Es sieht aus, als würde man durch einen Tränenschleier schauen.“). Was letztlich erwartet wird, wenn die Kinder ein eigenes Gefühl malen sollen, ob figürlich, abstrakt, unter Einsatz von Farben, bleibt unklar. Da hilft auch der Hinweis auf die Frage, „was habe ich öffentlich (sic!) gezeichnet“, nicht weiter.

Die Medienvorschläge der Verfasser lassen die Berücksichtigung des Kleinen ABC der Didaktik außer Acht: Unterricht muss auf einer fundierten Lerngruppenanalyse unter Berücksichtigung von Fähigkeiten und Fertigkeiten im kognitiven wie im mechanischen Bereich fußen! Lehrkräfte des Faches Ethik an Grundschulen können sich in diesem Band Anregungen zur Unterrichtsgestaltung holen. Für die konkrete Unterrichtsplanung empfiehlt es sich jedoch, sich von den vorgegebenen Beispielen und Arbeitsblättern zu lösen und der eigenen Unterrichtskompetenz zu vertrauen.

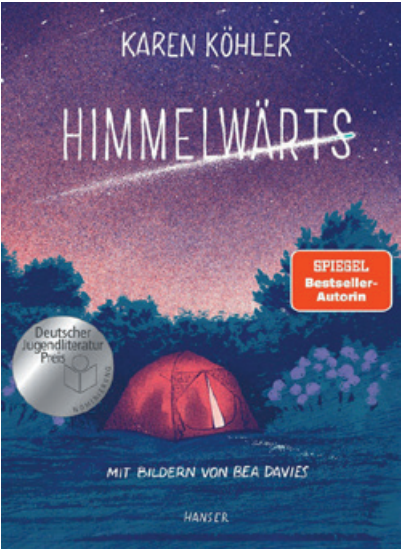
Jutta Kähler

Karen Köhler
Himmelwärts
Roman
Mit Illustrationen von Bea Davies

München: Hanser Verlag. 2024
191 Seiten m. farb. Abb.
19,00 €
ISBN 978-3-446-27922-3

Wenn Trauer und Hoffnung das Herz füllen, braucht es kreative Lösungen für den Blick nach vorn. Wie gut, wenn man eine Freundin wie Yum-Yum hat, die ein Funkgerät bauen kann und die reich an Mitgefühl ist. So kann sich die zehnjährige Toni auf empathische Begleitung in ihrer Trauer um ihre Mutter verlassen und beide Mädchen erleben eine ganz besondere Nacht. Das mit dem Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis 2025 ausgezeichnete Kinderbuch lädt zum Miterleben dieser Nacht in Text und Bild ein.

Tonis Mutter ist an Krebs gestorben. Wegen der großen Vermissung (30) wollen Toni und ihre Freundin YumYum versuchen, mit einem selbst gebauten kosmischen Radio Kontakt zu Tonis Mutter aufzunehmen. Für dieses Vorhaben besorgen sie sich heimlich allerlei Süßigkeiten, sie haben Tonis Vater als Rückendeckung, dass sie draußen zelten dürfen, was YumYums Mutter nie erlauben würde, und sie sprechen plötzlich über das funktionierende, ins All funkende Radio mit einer Astronautin, die die Erde auf der ISS umrundet. In den kurzen Gesprächen, die die Mädchen mit der Astronautin Suzanna führen, erzählt Toni vom Tod ihrer Mutter und erhält von Suzanna tröstende, nachdenkliche und hilfreiche Rückmeldung. Als am Ende der Nacht – die in Kapitel eingeteilt ist, welche wie in einem herunterzählenden Countdown angeordnet sind – auch der Vater mit seiner Tochter über den Tod sprechen kann, bricht ein guter neuer Tag an.



Der Roman von Karen Köhler berührt durch die einfühlsame Darstellung, wie Toni damit umzugehen versucht, dass sie ihre verstorbene Mutter so sehr vermisst. Dabei wird sehr klar und bisweilen sehr direkt in Notizbucheinträgen und im Gespräch mit YumYum offengelegt, wie Toni die Zusammenhänge rund um den Tod ihrer Mutter reflektiert und welche Gefühle sie hat. Da ihr Vater selbst in tiefer Trauer gefangen ist, kann er ihr nicht wirklich helfen. YumYum, die Begleitung, die die Autorin Toni an die Seite stellt, ist eine Person, die sich jeder nur wünschen kann: Sie trauert mit Toni, schenkt ihr den Freiraum, den sie braucht, ist nicht beleidigt, wenn Toni sie ungehalten anfährt, und trägt mit ihrer unerschütterlichen Neugierde dazu bei, dass für Toni eine besondere Möglichkeit des Umgangs mit dem Verlust ihrer Mutter entstehen kann. Sehr ehrliche Aussagen Tonis, wie beispielsweise, dass sich niemand vorstellen könne, wie man sich fühlt, wenn die eigene Mutter gestorben ist, und das ebenso ehrliche Stummbleiben von YumYum (29) machen das Buch so wertvoll.

Neben der bunten, bisweilen herausfordernden bildlichen Darstellung einzelner Szenen ist der Wechsel von vielschichtigem Erzähltext und Tonis Notizbucheinträgen farblich gestaltet. In diesen persönlichen Notizen wird nach und nach offengelegt, was von der Diagnose der Krankheit ihrer Mutter bis zu ihrem Tod geschehen ist. Etwas befremdlich wirkt an einigen Stellen die Verwendung von jugendsprachlichen Elementen, die jedoch nicht konsequent durchgeführt wird. Demgegenüber stehen die durchaus kreativen Wortneuschöpfungen, die teilweise auch bildlich umgesetzt werden; sie ermöglichen auf originelle Weise einen neuen Sprachraum, in dem Toni ihre Trauer und ihre Wut ausdrückt. Der philosophische Gedankenaustausch sowohl zwischen den Mädchen als auch in Gesprächen mit der Astronautin, der bestätigt, dass Trauerbewältigung mehr als das Aussprechen von Floskeln sein muss, schafft Raum für die Trauerarbeit.

Die verschiedenen Angebote, die der Roman macht, um einen Zugang zu einem schweren Thema zu schaffen, mit dem Kinder gut umzugehen vermögen, können ambivalent wahrgenommen werden. Für manche Leserin und für manchen Leser mag diese Vielfalt genau das Richtige sein, um angesprochen und berührt und selbst sprachfähig zu werden. Für andere ist eine das trauernde Kind und seine Bedürfnisse fokussierende Darstellung zugänglicher – ohne Exkurse oder Ablenkungen durch Nebenthemen. Wenn Toni ganz eindringlich fragt, ob sie schuld sein könnte an der Krankheit ihrer Mutter, und Suzanna ihr daraufhin die klare Antwort gibt, dass sie keine Schuld habe und niemand eine Schuld daran trage (143), dann ist das ein sehr starker Moment. Und davon gibt es einige in diesem Roman zu entdecken.

Wenn die Lehrkraft die Lerngruppe gut kennt und ein vertrauensvolles Verhältnis zu dieser hat, kann der Einsatz des Romans als Schullektüre sehr gewinnbringend sein.

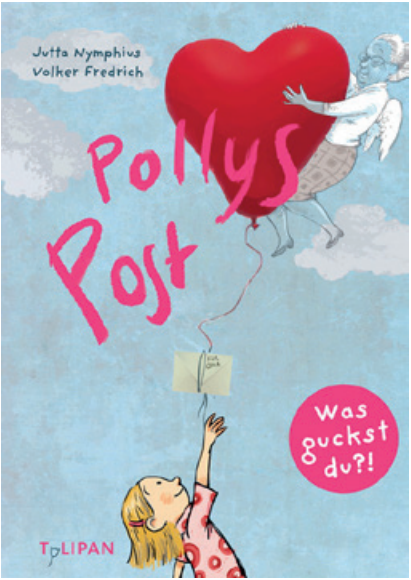
Ivonne Schweitzer

Jutta Nymphius
Pollys Post
Mit Illustrationen von Volker Friedrich

München: Tulipan Verlag, 2024
71 Seiten m. s-w Abb.
13,00 €
978-3-86429-626-0

Vor 93 Tagen ist Pollys Großmutter gestorben. Polly fragt sich, ob ihre Großmutter wohl im Himmel ist und was das eigentlich bedeutet, hatte sie ihr doch versprochen, immer bei ihr zu sein. Als Polly zu ihrem neunten Geburtstag, den sie ohne ihre geliebte Großmutter verbringen muss, einen großen Herzluftballon geschenkt bekommt, beschließt sie, einen Brief in den Himmel zu schicken in der Hoffnung, dass sich ihre Großmutter meldet. Tatsächlich geschieht etwas sehr Überraschendes – sie bekommt Antwort.

Bald merkt Polly jedoch, dass die Briefe, die sie nun regelmäßig erhält, gar nicht von ihrer Großmutter stammen können. Sie ist enttäuscht und traurig: „Jetzt ist die ganze Welt kaputt!“ (37f). Jedoch haben ihr die Briefe, obwohl sie nun weiß, dass jemand anderes sie geschrieben haben muss, gutgetan. Denn sie sind ein kleiner Ersatz für die vielen hilfreichen Gespräche, die sie immer mit ihrer Großmutter nach der Schule über die Geschehnisse im Unterricht, ihre Sorgen oder den Ärger mit ihrem Mitschüler Franz geführt hat. Sie erhält nun auch gute Ratschläge, was sie tun könnte und wie sie sich verhalten sollte, so dass es ihr leichter fällt, mit all dem umzugehen, was sie herausfordert. Weil diese Briefe wertvoll für sie geworden sind, macht sich Polly wie eine Detektivin auf die Suche nach der Person, die die Briefe verfasst hat. Bald kann Polly das Geheimnis lüften.



Das Kinderbuch nimmt sich des Themas der Trauer um einen geliebten und wichtigen Menschen im Leben eines Kindes in besonderer Weise an. Polly ist hin- und hergerissen zwischen der Hoffnung, dass ihre Großmutter doch noch irgendwie da sein könnte, und dem Wissen, dass sie tot ist; sie möchte doch zu gerne das Unvermeidliche nicht als gegeben hinnehmen müssen. Als sie scheinbar von ihrer Großmutter Briefe bekommt, die in einem Loch zwischen den Wurzeln eines Baumes abgelegt sind, ist sie allzu gern bereit, an ein Wunder zu glauben. Eine unrichtige Information über ihren Vater in einem der Briefe lässt sie jedoch alsbald erkennen, dass die Briefe jemand anderes geschrieben haben muss. Enttäuschung und erneute Trauer ob der Täuschung machen sich in ihr breit; es ist zusätzlich eine schmerzliche Erfahrung. Dass es Polly allerdings nicht dabei belässt und nicht in ihrer Trauer verharret, sondern hinter das Geheimnis der Briefe und ihrer Verfasserschaft kommen möchte, ist eine der Stärken des Kinderbuches. Es zeigt Pollys Empowerment, sich den Gegebenheiten zu stellen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und dass sie bereit ist, eine Gewissheit verschaffende Erkenntnis zu gewinnen, auch wenn ihr diese möglicherweise nicht gefällt.

Das Kinderbuch ist in besonderer Weise gestaltet: Text und Bild wechseln sich ab. Die Bilder ergänzen den Text und führen ihn weiter. Bilder und einzelne wichtige Sätze sind seitenübergreifend gesetzt, so dass deren Inhalte die Leserin und den Leser auf die nächste Seite führt. Diese Darstellungsweise nimmt die Kinder beim Lesen und Betrachten sehr geschickt mit, schafft Neugierde und unterstützt das Leseverständnis auch für Ungeübte. Die Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Volker Friedrich sind freundlich und sehr ansprechend gestaltet; vor allem die Mimik der Personen – die Milde der Großmutter (14f) oder das Enttäuschtsein (38f), aber auch die Freude Pollys (66) sind sehr klar und wirkungsvoll dargeboten.

Um über Trauer und den Tod eines nahestehenden Menschen zu sprechen, bietet das Kinderbuch einen das Kind ernst nehmenden und unkomplizierten Anlass. Dabei eröffnet es eine Perspektive, wie aus dem Trauermodus ausgebrochen werden könnte. Pollys Wille, Klarheit ob der Verfasserschaft der Briefe zu bekommen, wird spannend herausgestellt, und es wird ihre Eigeninitiative betont. Dabei ist es interessant festzustellen, dass Pollys Eltern so gut wie keine Rolle in der Trauerarbeit spielen, sondern Personen, die sie mit ihrer Großmutter regelmäßig aufgesucht hat (Herr Honig in der Bäckerei, Herr Hase am Kiosk, Frau Güler im Obst- und Gemüseladen).

Für den Einsatz im Unterricht in der Grundschule, durchaus aber auch je nach Einsatzidee in höheren Klassen, ist das Kinderbuch sehr geeignet – sowohl wegen der inhaltlichen Impulse (Trauer um die Großmutter, eine interessante Detektivgeschichte sowie hilfreiche Anregungen zum Umgang mit anstrengenden Mitschülern) als auch wegen seiner feinen und kreativen Gestaltung und der angemessenen Sprache, die die Autorin verwendet, um das Thema zu behandeln und Empathie für die Protagonisten zu schaffen, was ihr sehr gut gelingt. Die gekonnten Illustrationen helfen zudem leeschwachen Kindern, dem Inhalt zu folgen, so dass ermöglicht wird, miteinander über dieses herausfordernde Thema schon mit Jüngeren ins Gespräch zu kommen, ohne zu überfordern.

Ivonne Schweitzer

Vincent Knopp / Georgios Terizakis / Kai Denker /
Eva Groß / Joachim Häfele / Daniela Pollich

Rechtsextreme Meme

**Eine praxisorientierte Einführung für die Ausbildung
in Polizei und Sozialwissenschaften**

utb

Bielefeld: transcript Verlag. 2025

324 Seiten m. Abb.

32,00 €

ISBN: 978-3-8252-6327-0

In einer Stellungnahme vom Juni 2025 verweh-
te sich die Hamburger CARLSEN Verlag GmbH ge-
gen eine häufige Urheberrechtsverletzung bei der
bekannten Kinderbuchfigur „Conni“, das Mädchen
mit dem Ringelshirt und der roten Schleife im Haar:
„Dass Conni so beliebt ist und ihre Geschichten weit
verbreitet sind, findet aktuell vermehrt Ausdruck in
zahlreichen, größtenteils KI-generierten Memes in
sozialen Netzwerken.“ Der Journalist Titus Blome
erklärt dazu in seinem Beitrag „Conni knackt das
Urheberrecht“ in DIE ZEIT vom 11. Juli 2025: „Be-
sonders während der Coronapandemie waren Con-
ni-Memes ein kollektiver Zeitvertreib für Menschen,
die sich etwas zu eingesperrt fühlten und etwas zu
sehr online waren. Das Browserfenster zum Hof
war oft die einzige Ablenkung und Memes waren
der Kitt, der die neue Onlinegemeinschaft zusam-
menhielt. Memes sind etwas Gemeinschaftliches,
Running Gags und Insiderjokes, die mit Referenzen
und Überbietung spielen. Manchmal müssen die Re-
ferenzen daher obskur sein, wenn sich Nutzerinnen
und Nutzer in den algorithmisch überbordenden
Feeds von heute Exklusivität verschaffen möchten.
Doch für breite Anschlussfähigkeit braucht es etwas
Bekanntes, etwas, das jeder kennt und im Idealfall
liebt.“ (Conni-Memes: Conni knackt das Urheber-
recht | DIE ZEIT)



Das also sind Meme. Was aber passiert, wenn
Meme zu menschenverachtenden, rassistischen
oder gewaltverherrlichenden Verwendungen einge-
setzt werden und dadurch als Kitt rechtsextremer
Onlinegemeinschaften funktionieren? Wie sind sol-
che Meme für Außenstehende überhaupt erkennbar
und welche Möglichkeiten gibt es, in pädagogischen
Kontexten, in der Sozialen Arbeit oder auch im Be-
reich der Polizeiarbeit den Strategien extrem rechter
Internet-Kommunikation entgegenzuwirken?

Diese Fragen versucht der hier besprochene Band
zu beantworten. Er stellt dazu den Forschungsge-
genstand Rechtsextremismus in zwei Kapiteln über-
sichtlich dar (Kapitel 2 und 3 – Was ist die „Neue
Rechte“?) und gibt im Anschluss (in Kapitel 4) eine
Einführung in Ideologien und Strategien dieser Sze-
ne. Weiterhin werden die Mechanismen und Narra-
tive von Meme und ihr Bild-Sprach-Zusammenhang
im Internet an zahlreichen Beispielen erläutert (Ka-
pitel 4 und 5). Anschließend wird der Bezug zum
demokratischen Lernen in einzelnen Fachbereichen
(Sozial- und Politikwissenschaften, Psychologie, Kri-
minalistik etc.) und speziell zur polizeilichen Arbeit
geklärt (Kapitel 6 und 7). Positiv fällt in diesen Kapi-
teln 2 bis 7 auf, dass die Ankündigung einer „praxis-

orientierten Einführung“ tatsächlich eingelöst wird.
Die einzelnen Kapitel sind nicht als wissenschaft-
liche Fachartikel, sondern als wissenschaftlich ba-
sierte Lerneinheiten gestaltet und eignen sich daher
sehr gut zum Selbststudium.

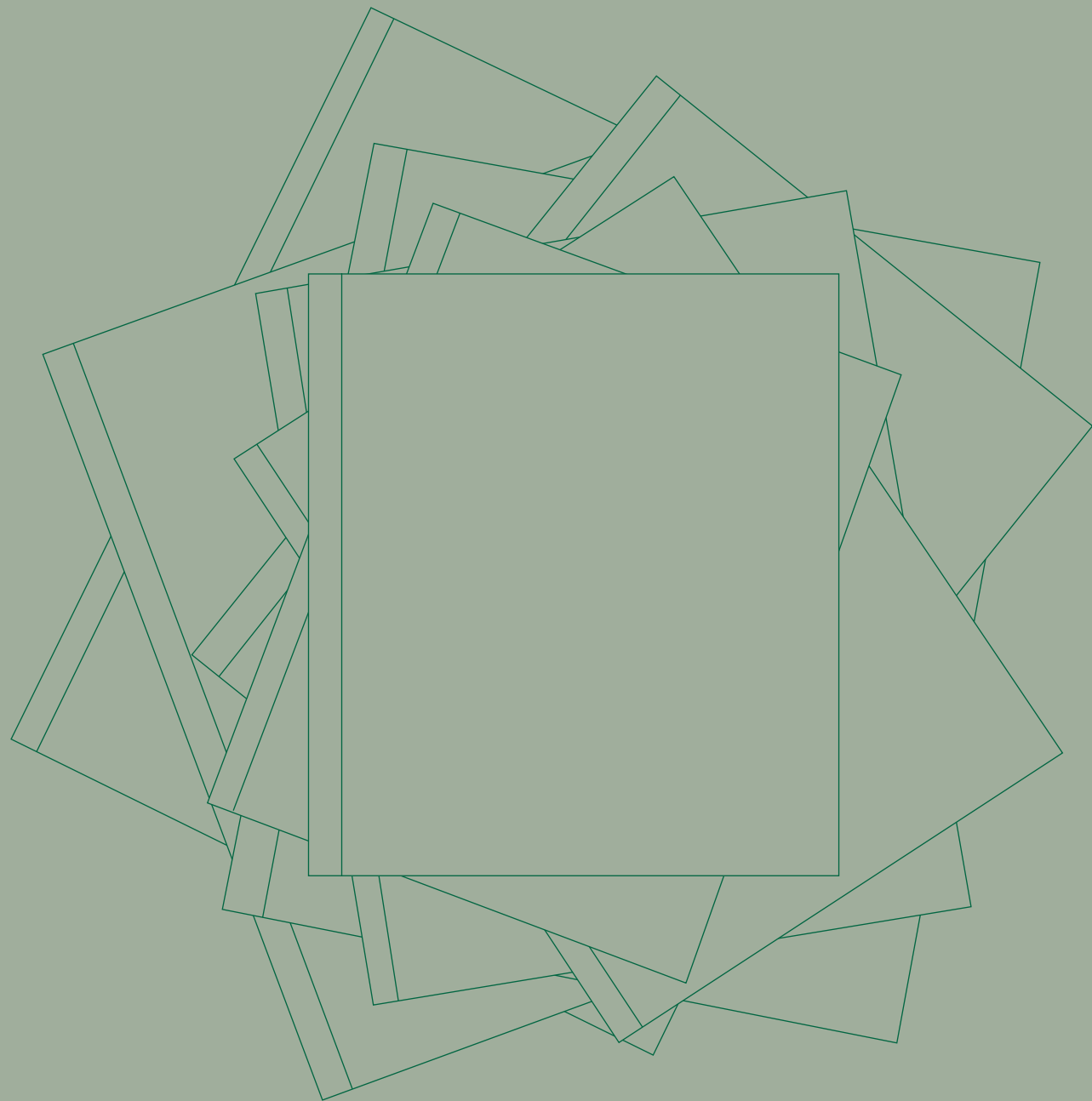
Die folgenden Kapitel 8 bis 13 bieten einen reich-
haltigen Methodenkoffer mit sechs Lerneinheiten,
die als eigenständige Module in Fortbildungen oder
Bildungsveranstaltungen eingesetzt werden kön-
nen. Hier findet sich ein guter Mix von interaktiven
Modulen über Mem-omri-Spiele bis hin zum Lern-
video, so dass sich diese Module für unterschied-
liche Kreise von Adressaten anwenden lassen. Dabei
werden auch Querbezüge extrem rechter Narrative
zu Verschwörungserzählungen (am Beispiel Q-Anon)
behandelt.

Über einen QR-Code stehen alle wichtigen Inhalte
und Materialien zum Download bereit, was die Vor-
bereitung einer Veranstaltung und den Einsatz der
Materialien sehr erleichtert. Dabei steht auch eine
reichhaltige kommentierte Sammlung extrem rech-
ter Meme online zur Verfügung. Im Download-Ber-
eich ist weiterhin die Zweitveröffentlichung eines
Artikels von Nils Wegner „Meme: kognitive Biowaf-
fen im Informationskrieg?“ hervorzuheben, der für
die inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Phä-
nomenbereich sehr hilfreich ist.

Der Rezensent hat diese Materialien bereits bei
einer Veranstaltung mit Studierenden der Sozialen
Arbeit mit gutem Erfolg eingesetzt. Es war dadurch
möglich, eine solide Einführung und einen breiten
Überblick über diese Art der Internet-Kommuni-
kation und ihre Bedeutung in der extrem rechten
Szene zu vermitteln. Die relevanten Meme konnten
nach den Übungen von den Teilnehmenden sicher
identifiziert und decodiert werden, und das ist auch
mit Blick auf Lehrerinnen und Lehrer ein wichtiger
Kompetenzgewinn. Die Studierenden wurden über
die Materialien und Übungen zudem befähigt, bei
der Abwehr extrem rechter Narrative (counter-spee-
ch) sachlich und fachlich angemessen zu reagieren.

Eine weitere Erkenntnis aus der Lektüre des
Buches: „Conni-Meme“ spielen in der extrem rechten
Szene aktuell wohl keine Rolle, sehr wohl aber Meme
der 2005 von Matt Furie kreierten und ebenfalls
recht bekannten Comic-Figur „Pepe, der Frosch“.

Frank van der Velden



Ellen D. Fischer (Hg.)

Simone Weil – Religiöse Schriften

Ausgewählte Texte in der deutschen Übersetzung
von Friedhelm Kempf und Ellen D. Fischer mit einer
Einführung von Robert Chenavier

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag. 2024

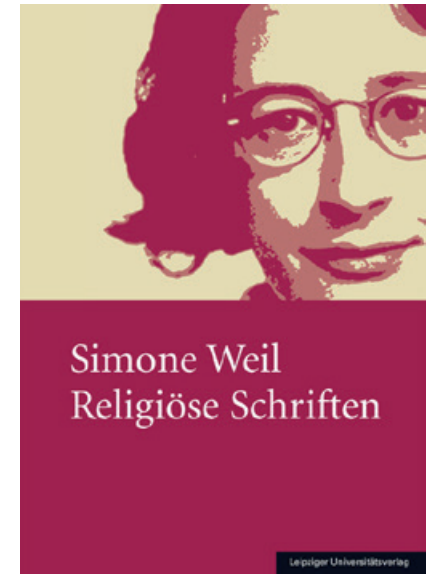
529 Seiten

49,00 €

ISBN 978-3-96023-600-9

Für alle, mindestens die, die pädagogisch tätig sind, könnten Simone Weils „Betrachtungen über den rechten Gebrauch des Schulunterrichts und des Studiums im Hinblick auf die Gottesliebe“ eine besondere Quelle der Inspiration sein. Pointiert schreibt die gestandene Philosophielehrerin über ihr Lebensthema, die absichtslose Aufmerksamkeit als Bedingung (und Ankunft) aller wahren Erkenntnis: „Ja, in dieser Hinsicht ist die Betrachtung der eigenen Dummheit vielleicht noch förderlicher als die Betrachtung der Sünde.“ (42) Unbedingte intellektuelle Redlichkeit lautet das Gebot, konkret heißt das: klare Begrifflichkeit, luzide Argumentation und selbstkritisches Bewusstsein im Blick auf Größe und Grenze der menschlichen Vernunft. „Die Präzision des Vokabulars war für Simone Weil ein moralisches Gesetz“, schrieb ihr Förderer Maurice Schumann – nicht zuletzt das macht die Faszination dieser radikalen Denkerin aus.

Im letzten ihrer großartigen Tagebücher, schon aus dem Jahr ihres Todes 1943, resümiert Simone Weil: „Die eigentliche Methode der Philosophie besteht darin, die unlösbaren Probleme in ihrer Unlösbarkeit zu erfassen, sie dann zu betrachten, weiter nichts, unverwandt, unermüdlich, Jahre hindurch, ohne jede Hoffnung, im Warten ... Der Übergang zum Transzendenten vollzieht sich, wenn die menschlichen Fähigkeiten – Verstand, Wille, menschliche Liebe – an seine Grenzen stoßen und der Mensch auf dieser Schwelle verharret, über die hinaus er keinen Schritt tun kann, und dies, ohne sich von ihr abzuwenden, ohne zu wissen, was er begehrt, und angespannt im Warten.“ Mit der zweimaligen Betonung des Wartens nagelt die unerbittliche Denkerin den fragenden Menschen förmlich fest auf den Schmerz



der Endlichkeit, dieses illusionslose Innehalten auf der Schwelle zum begehrten Mehr und Anders. Diese (große) Transzendenz jenseits der Schwelle aber ist dem Menschen von sich aus unerschwinglich. Dass es so etwas wie „übernatürliche“ Liebe gibt und ein wirklich göttliches Gegen-Über, kann sich nur von dort einstellen und einleuchten – also überraschend, unbegreifbar, als Geschenk und Gnade. Und das gewinnt für Simone Weil immer mehr christliche Züge und sucht konkrete Gestalt. Damit reflektiert sie ihren eigenen Weg – philosophisch von der „Erwartung der Wahrheit“ religiös zur „Erwartung Gottes“. Mit ihrem ersten „mystischen“ Erlebnis in Assisi, wo sie „etwas, was stärker war (als sie), gezwungen hat, zum ersten Mal in ihrem Leben sich auf die Knie zu werfen“, findet sie 1938 zur Gewissheit Gottes. Drei Jahre später entdeckt sie das Gebet im Vaterunser, das einmal täglich mit vollster Aufmerksamkeit und ohne jede Ablenkung zu sprechen sei. Christus tritt in ihr Leben, wie sie im „Prolog“ eines geplanten Buches diskret beschreibt: ein großer Text zeitgenössischer Mystik. Ebenfalls im Winter 1941/42 rückt das Geheimnis der Eucharistie in den Mittelpunkt ihrer Spiritualität und ihrer (freilich höchst distanzierten) Kirchlichkeit: „Realpräsenz“ als Haltung. Vergleichbar der zeitgenössischen „Nouvelle Theologie“ geht es also um die „Erkenntnis des

Übernatürlichen“ und das Geheimnis, das wir Gott nennen. Und der ist für die begeisterte Platonikerin „das höchste Gut(e)“, nichts als selbstlos schöpferische Liebe, die sich bis zum Äußersten zurücknimmt und so Raum schafft für das Andere ihrer selbst, die Welt und den Menschen. Deshalb freilich kann Gott „nur“ im Modus der Abwesenheit in allem gegenwärtig sein, verborgen und entzogen, indirekt aber zugänglich – besonders in den Erfahrungen von Schönheit und Unglück, von Nächstenliebe und Freundschaft sowie im Heiligen der Religionen.

Gemäß diesem Gesamtkonzept von (Religions-) Philosophie lassen sich soziologisch-politische, philosophische und eben religiöse Schriften unterscheiden (aber nicht trennen). Entsprechend werden hier wichtigste religiösen Texte Simone Weils kompakt auf Deutsch vorgelegt – eine wirkliche Pioniertat. Zwar wird oft die „klassische“ Übersetzung von Friedhelm Kemp übernommen; erfreulicherweise aber werden so entscheidende Texte wie der „Brief an einen Ordensmann“ in völlig neuer Übersetzung präsentiert (und dazu dessen Erstfassung) – Schlüsseltexte für Simone Weils Verständnis von Christentum und ihre Kritik an der real existierenden katholischen Kirche. Dokumentiert werden besonders ihre einschlägigen Texte aus den letzten drei Lebensjahren, die ausdrücklich an andere adressiert sind und im Unterschied zu den Tagebüchern Öffentlichkeit suchen. Dazu gehören natürlich klassische Texte wie „Die Gottesliebe und das Unglück“ oder „Betrachtungen über das Vater unser“, aber auch unbekanntere wie „Die Geistigkeit Okzitaniens“ oder zur „Theorie der Sakramente“ und „das Dogma der Realpräsenz“. Natürlich dürfen die Briefe an den Dominikaner Perrin nicht fehlen, besonders jener vom 15. Mai 1942, den man ihr „Geistliches Testament“ nannte und der ihren inneren Weg dokumentiert. Ganz auf die religiöse Thematik bezogen, haben diese Arbeiten immense existenzielle und politische

Konsequenzen, was die kundige Herausgeberin durch eine kluge Gliederung unterstreicht: Vom persönlichen Erleben des Übernatürlichen auf einen spirituellen Weg gebracht, arbeitet Simone Weil an deren reflexivem Nachvollzug und sondiert ihre Bedeutung für Gesellschaft und Politik und nicht zuletzt für eine offene Kirchengestalt. Hinzuzunehmen ist unbedingt ihr großes Werkfragment „Die Einwurzelung“, ihre Überlegungen zur Neugestaltung Europas, die ihr Entdecker Albert Camus aus dem Nachlass herausgab. Wie gut, dass hier wenigstens die Einleitung dazu mitabgedruckt ist: „Studie zu einer Erklärung der Pflichten gegenüber dem Menschen“. In ihrem bewegenden „Glaubensbekenntnis“, wohl ihrem letzten Text, steht die bezeichnende Bemerkung: „Da ich weiß, dass ich fehlbar bin und daß alles Böse, das ich in mir aus Feigheit in meiner Seele fortbestehen lasse, eine ihm proportionale Menge an Lüge und Irrtum hervorbringen muß, zweifle ich in einem gewissen Sinne die Dinge an, die mir offenkundig am gewissesten zu sein scheinen.“ (512) Dem fortan unerlässlichen Quellenband ist eine kluge Einführung vorangestellt, leider fehlen Register.

Warum also ist Simone Weil, diese intellektuelle Extremistin und maßlose Autodidaktin, die von früh an nur in „Erwartung der Wahrheit“ und immer auf „Einwurzelung“ bedacht war, so radikal im Denken und Tun? Natürlich wegen des eindrucklichen Selbstexperiments, nichts zu sagen, was nicht gelebt, und nichts zu tun, was nicht durchdacht ist. Ihr ganzes Leben ist geprägt von dem Bemühen, jede Art von Illusionierung zu vermeiden und sich der Realität offensiv zu stellen – bis zu schwerer körperlicher Erwerbsarbeit und im konkreten politischen Kampf. Pädagogisch-philosophisches und politisch-soziales Engagement gehören für sie zusammen. Intellektuelle und spirituelle Redlichkeit gehören untrennbar zusammen. Genau so, zweitens, „Mystik“ und „Politik“. Sie, die nach eigener Aussage „nie

Gott gesucht“ hatte, weiß sich dann doch von ihm zuinnerst berührt und ergriffen. Drei große Erleuchtungserfahrungen führen sie zu der Gewissheit von Gottes Gegenwart und dann immer mehr in die Mitte des Christlichen, und zwar in seiner urkatholischen Formatierung, also mit „allumfassendem“ universalen Verständnis und nicht in kirchlicher Enge mit doktrinärem Bevormundung. Die Wirklichkeit Gottes ist in allen Zeiten und Religionen zu finden, prinzipiell jedem Menschen zugänglich: Gott ist der sich Zurücknehmende und Überpersonale, Freigebende und Schöpferische schlechthin und deshalb auch der Ohnmächtige und Leidende, der „um unsere Liebe bittet“ und unserer Mitarbeit bedürfen will (decreation). „Das Kreuz ist das eigentliche Wesen der Inkarnation“ (441), es ist die Wahrheit und Waage aller Dinge.

Damit ist drittens auch die Theodizeefrage zentral, das bedrängende Warum (Hiobs und Jesu) angesichts von Unglück, aber auch von Schönheit; das sind die beiden Einlasstore des Übernatürlichen. „Das Unglück (ist) das gewisseste Zeichen, dass Gott von uns geliebt sein will; es ist der kostbarste Beweis seiner Zärtlichkeit“ (229). Und: „Der Schönheit der Welt keine Aufmerksamkeit zu schenken, ist vielleicht ein so großes Verbrechen der Undankbarkeit, dass es die Strafe des Unglücks verdient.“ (233) – so in einem ihrer reifsten Texte „Die Gottesliebe und das Unglück“. Noch angesichts des Todes konstatiert Simone Weil bei sich „eine Zerrissenheit in der Intelligenz und im Inneren des Herzens“, weil es ihr nicht gelingt, „in der Wahrheit das Unglück der Menschen, die Vollkommenheit Gottes und die Verbindung zwischen beiden zusammenzudenken“ (121).

Nicht nur Leidsensibilität und Kompassion sind Stichworte, um das Gespräch mit Simone Weil aktuell brisant zu finden. Es ist viertens ihre Existenz auf der Schwelle, ihre Grenzgängerinnenqualität. Obwohl sie sich „dem Katholizismus so nahe wie irgendetmöglich“ weiß, schreibt sie im Rückblick doch: „Ich fühlte mit einer ... endgültigen Gewißheit, dass meine Berufung mir auferlegt, außerhalb der Kirche zu bleiben und sogar ohne eine, sei es auch nur implizite Bindung an sie oder das christliche Dogma.“ (63) Eine Kirche, die doktrinal und autoritär ist, gar Dogma und Anathema spricht und bloß „soziale Einrichtung“ (59) oder moralische Anstalt wäre, ist ihr unmöglich. Würde man sie mit ihren Überzeugungen zur Taufe zulassen (was sie sich sehnlichst wünscht), so würde man „in diesem Falle mit einer Routine von mindestens siebzehn Jahrhunderten brechen“, schreibt sie noch im Glaubensbekenntnis (512) – durch und durch geprägt von Unglück und Schönheit: Sie ist eine große Gesprächspartnerin gerade jetzt, wo schnelle Sprüche und autoritäre Haltungen wieder dominieren und den grassierenden Nihilismus überspielen.

Gotthard Fuchs

Ottmar Fuchs
Momente einer Mystik der Schwebe
Leben in Zeiten des Ungewissen

Ostfildern: Matthias Grünewald. 2023
176 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-7867-3336-2

Der emeritierte Tübinger Pastoraltheologe Ottmar Fuchs gehört sicher zu den profiliertesten Vertretern seiner Zunft. Wer sich von diesem Altmeister pastoraltheologischer Reflexion ein abgeklärtes, nach jahrzehntelangem Lehren und Forschen gereiftes Werk erwartet, wird sich wundern. Anstelle von denkerischer Systematik gibt es „Momente“, anstelle von reflexiver Theologie gibt es „Mystik“, anstelle von Sicherheit im Glauben gibt es „Schwebe“. Dabei geht Fuchs ganz in der Manier seines Faches vor, er analysiert die „Welt von heute“, die – so der Untertitel –allerdings ein „Leben in Zeiten des Ungewissen“ darstellt.

Gezwungenermaßen hat das Buch eine Reihenfolge von sieben Kapiteln, die sich immer wieder aufeinander beziehen und so ein „schönes Durcheinander“ (13) bilden. Zu den denkerischen Perlen, die immer wieder aufgefädelt werden, bietet der Autor bereits im ersten Kapitel „Hinführungen“ den Philosophen Giordano Bruno auf, für den das Universum keinerlei fixen Bezugspunkt mehr kennt, sowie die mystische Erfahrung, die den gewöhnlichen Alltag unterbricht, doch deren tiefes Geheimnis nicht greifbar ist, sondern in der Schwebe bleibt.



Erst vier Kapitel später geht es um „Theologische Einsichten“. Dazwischen liegen die Kapitel „Entrückungen“, „Poetische Eskapaden“, „Unterbrechungen“, „Gratuitäten“. Das Spektrum an erfahrenen und erlesenen Phänomenen, das Fuchs ausbreitet, ist beeindruckend und illustriert leichtfüßig die Grundidee der Schwebe. Schwebende Altäre, musikalische Klangwelten, Segelfliegen, Weingedichte des sufischen Mystikers Hafi, der Roman „Einübung ins Schweben“, Verweise auf Dichterinnen wie Hilde Domin und Christa Wolf, auf Teresa von Avila und natürlich die biblische Praxis Jesu, Erfahrungen von Liebe und Nachdenken über den Tod und vieles mehr sind hier zu finden.

Nach diesen Kapiteln mit einem breiten Spektrum an Beispielen der Schwebe verwundert es nicht, dass Fuchs zu Beginn des theologischen Kapitels fordert: „Analog zu Giordano Brunos Entdeckung, dass es im Universum nichts Fixes gibt, ist auch das Gottesverhältnis auf das Niveau dieser Erkenntnis zu heben.“ (125) Dazu gehört, dass christliche Tradition wie kirchliche Institution selbst in die Schwebe geraten und Sicherheit nur im Wagnis gewonnen werden kann.

Zu dem protestantischen „Entweder-oder“ wie zu dem katholischen „Sowohl-als auch“, gibt es ein Drittes, das „In-der-Schwebe-Halten“ entgegengesetzter Pole der Realität. Weil es Fuchs letztlich um die existenzielle Tiefendimension der Schwebe geht, ist das abschließende Kapitel mit „Spiritualität“ überschrieben. Dazu gehört, dass Gott immer größer ist als der Mensch und alle menschliche Erfahrungswirklichkeit Sinntranszendenz eröffnet, gleichwie dieses jeweils lebensmäßig ausgeht; dies betrifft selbst den Tod, die sicherste Gewissheit des menschlichen Lebens.

Fuchs ist ein berührend-nachdenkliches Buch gelungen, das Biografisches mit Intellektuellem sprachlich spielerisch verbindet und zahlreiche kurze Anknüpfungspunkte zum eigenen Weiterdenken anbietet. Aus der religiösen Sicherheit kommend, diese facettenreich aufgreifend und mit anderen kulturellen Realitäten wie Wissenschaft und Kunst verbindend, bietet er eine Mystik der Schwebe in der Fragilität vielfältigster Momente. Sicherlich keine Lektüre für dogmatische Sicherheitsfanatiker.

Thomas Franz

Ralf Frisch

Gott

Ein wenig Theologie für das Anthropozän

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2024

215 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-290-18662-3

Die „Selbstverwandlung der Theologie in eine Art archäologische Wissenschaft des einstmals Gelaubten“ (50), weil „Gott vielen Theologinnen und Theologen schlicht nicht geheuer“ ist (56), setzt „die Zukunft der Theologie und die Zukunft der evangelischen Kirche“ aufs Spiel (53). Dieses Buch eines protestantischen Theologieprofessors – das der katholische Rezensent durchaus als ökumenisch empfindet – ist ein Einspruch gegen einen „theologisch-moralischen Streichelzoo“ (97), welcher Gottes ungeheuerliche Herrlichkeit aus dem Gottesbild verbannt und ihn damit menschengerecht depotenziert. Unter diesen Vorzeichen sucht das vorliegende Buch, die (evangelische) Theologie von Karl Barth her gegen ihre Selbstrelativierungen – als Anthropologie, als Moral, als Sentimentalität – im Anthropozän in Stellung zu bringen. Die Intention ist dabei sehr apologetisch-provokativ, was auch bedeutet, dass es dem Autor weder auf Differenzierungen noch auf Zuspruch seitens des Publikums ankommt.

Die „Wiederentdeckung Gottes“ ist natürlich eine „unzeitgemäße Betrachtung“ (10), denn im Anthropozän ist Gott ein reines Wort bzw. bestenfalls eine „niedere Gewalt“ (15), jedenfalls ein „Wort zum Fremdschämen“ (19). Doch bleibt die Sehnsucht nach Gott bzw. das „Verlangen nach Transzendenz“ lebendig (18), weil der Mensch mit seiner eigenen absoluten Letztverantwortlichkeit überfordert ist. In einer Kultur, die atheistisch oder pantheistisch den Himmel entleert hat, hat es eine Theologie, die für den Theismus eintritt, nicht leicht (26). Einfacher ist es ihr, die göttliche Transzendenz durch den Anderen zu ersetzen, wie dies auch Bonhoeffer über Barth hinaus getan hat, als er die „gewissermaßen ‚vertikale‘ Andersheit Gottes“ durch die Transzenderfahrung des radikal für den Anderen daseienden



Jesus ersetzte: „Gottes rettende Transzendenz“ ist dann durch die Erkenntnis des ohnmächtigen und schwachen Gottes ersetzt (27). Diese „theistische Anthropologie“ (29), welche die ehemals göttlichen Prädikate dem Menschen zuweist, steht aber vor dem Problem, dass es „keinen nachvollziehbaren Grund für den Glauben an den Menschen gibt“ (30), selbst wenn dieser etwa mit Hilfe der Technik alle Menschheitsprobleme lösen sollte. Damit bestehen unsere Perspektiven in einem „Narrativ, das nicht nur apokalyptisch, sondern abgrundtief nihilistisch ist“ (32) und wegen seiner die menschliche Existenz komplett entwertenden, rein naturwissenschaftlich ausgerichteten Rede vom Autor als „unerträglich“ empfunden wird (33). Denn daraus ergebe sich ein düsterer und panisch ernster Lebensstil, wie er etwa von Greta Thunberg propagiert wird, der in keiner Weise „Leichtigkeit, Gelassenheit, Oberflächlichkeit und Verdrängung“ zulasse (34). So wird im Ganzen der Klimaaktivismus bzw. -radikalismus als insgeheimer Ausdruck unseres Verlorenseins gedeutet, entweder in Form der Rebellion oder der Ersatzhandlung (35f).

Wie wäre es aber, wenn – so wird mit Heidegger argumentiert – unsere Gottesvergessenheit nur ein wahrnehmender Reflex dessen wäre, dass sich Gott bereits von der Welt abgewandt hat und somit das Anthropozän das sich realisierende Gottesgericht wäre (38)? Diese zugegebenermaßen nicht christliche Idee wird aber sofort fallengelassen zugunsten der Perspektive des rettenden Gottes (41), die sich – wie im Folgenden mit Kepler, Einstein und Nagel herausgearbeitet wird – gerade auch in der naturwissenschaftlichen Verstehbarkeit der Welt ausdrückt (45) und die einzige Perspektive für die Rettung der Theologie selbst darstellt (53). Denn in ihrer „Suche nach dem einen Prinzip“ ist die moderne Naturwissenschaft „unwillkürlich monotheistisch geprägt“, wodurch sie mit der theologischen Suche konvergiert (66). Diese stände damit quer zum „grosse[n] Wir“ des „aufgeklärte[n] Glaube[ns] an das Gute im Menschen“ (47), dem auch aufgeklärte Theologie verfällt, die sich auf die „Unentrinnbarkeit und Alternativlosigkeit der Immanenz“ baut (50) und damit Feuerbach als ihren eigentlichen „Kirchenvater“ anerkennt: „Im Anthropozän ist kein Gott.“ (110) Denn damit wird das alt- und urchristliche Festhalten an der Unvermischbarkeit der Göttlichkeit Christi mit seiner Menschlichkeit eliminiert (109).

Gott – bzw. im lutherischen Tetragramm „HERR“ – kann dabei nur eine Person sein, weil er Schöpfer ist und als solcher nicht weniger als seine Geschöpfe sein kann (70f). Sich an du Bois orientierend, überlegt Frisch daher mit dem Panpsychismus, dass den Elementarteilchen des Universums Bewusstsein eingeschrieben sein muss, da ansonsten nicht erklärbar ist, wie dieses aus denselben entstehen konnte (74f). „Bewusstsein“ und „Denken“ sind mithin der Realität inhärent, und eben aus diesem Grund ist Realität aus Bewusstsein entstanden (77). Ist damit die Bedeutung des Wortes Gott geklärt, ist auch die Sinnfrage beantwortet, die daraus folgt und die

der Existenz ein Dasein-Sollen verleiht (79). Denn eine Folge dieser Überlegungen ist, dass Gott nur deswegen als lediglich im „Gehirn des Menschen“ behauptet werden kann, wenn der Mensch „im Gehirn Gottes“ ist (81). Wunder werden damit vor ihrer rationalen Reduktion bewahrt und, mit Tillich, als „Ekstase der Wirklichkeit“ verstehbar und damit als Vergegenwärtigung des ganz Anderen bzw. Heiligen (85f).

Das politische Problem der Gewalt lässt sich nur durch einen allmächtigen Gott, nicht einen schwachen und „verweichlichte[n]“ lösen: Was am Kreuz erscheint, ist nicht die Wehrlosigkeit Gottes, vielmehr wird „die Sündhaftigkeit eskalierender Brutalität“ demaskiert (91). Vor allem während der Pandemie sei die Luther stets vor Augen gestandene „Rätselhaftigkeit Gottes als Deutungskategorie für das Geschehende“ ausgeschlossen worden (93). Das Ungeheuerliche und Unverfügbare darf nicht aus Gott theologisch verbannt werden (94). Bezeichnenderweise sind die dogmatischen Häresien, welche Dogmen oder zentrale Glaubenswahrheiten leugnen, durch ethische Häresien ersetzt, die darin bestehen, gegen Gerechtigkeits- bzw. „Menschenrechtsvergöttlichung“ zu stehen (102). Eine moralistische Ethik ist so zur neuen Dogmatik geworden, „Heiligkeit“ durch „Reinheit“ (des Humanen oder der Natur) ersetzt (101). Auch das „tolerantistische Denken“ fällt in jenen Moralismus, der radikaler und erbarmungsloser als aller Dogmatismus vergangener Zeiten daherkomme (103). Damit erklärt sich die biopolitische „Kleinzüchtung des Menschen“, die der „Kleinzüchtung Gottes“ nun nachfolgt, als Reaktivierung der als mittelalterlich geltenden politischen Kontrolle der Menschen durch Schmerz und Angst (104f).

Ein Protestantismus, der die „Kraft der Mythen“ einer „ernüchternde[n] Moral- und Politpädagogik“ opfert und damit ein „dysevangelisches Narrativ“ propagiert, welches das Evangelium auf eine Moral- und Toleranzpredigt reduziert, wird dabei als falsche Herangehensweise an die gegenwärtigen Herausforderungen kritisiert (59f). Dabei hätte es „der Theologie nach Kant frei gestanden, [...] nicht rationale oder moralische, sondern mythische oder mystische Theologie zu werden“ (115). So wird das „zum Trotz“ des Glaubens von Tertullian bis Kierkegaard und eben auch Barth relevant, welcher den Glauben als radialen Bruch mit den „Überzeugungskomfortzonen der eigenen Gegenwart“ begreift (120). Die gegenwärtige Metaphysikphobie bzw. die Wissenschaftsgläubigkeit wird sodann mit der spätmittelalterlichen Debatte zwischen Universalismus und Nominalismus verglichen (126), um die heutige Theologie als Sophistik zu entlarven, die sich vor der „nur binär zu beantworten[den]“ Gretchenfrage drückt (130). Damit wird nun die theologiekritische Kante dieses klaren wie apologetischen Traktats deutlich: Wer sich heute noch eine theologische Kritik von Dogmatik und Kirche erlaubt, trägt zur Dekonstruktion des Christentums in der Gesellschaft bei, genauso wie sich die Kirche durch ihre anthropozäne Reform – welche darin besteht, dass sie „nichts mehr mit Gott zu tun haben will“ (136) – selbst erübrigt.

Wenn in der Neuzeit die Theodizeefrage die Gottesfrage überflüssig macht, so ist es nicht die Anthropodizee, die Gott wieder zurückbringt, auch wenn man – seit der Kreuzigung Jesu – doch eigentlich an der Güte der Menschheit zweifeln und verzweifeln muss (148). Die Theodizeefrage von der Bibel anzugehen heißt jedenfalls, Gott darauf antworten zu lassen, und zwar im Grab des Sohnes (155), und d. h. in einer für das Anthropozän inakzeptablen Weise. Das ist das Theozän (151), das weiterhin mit der Frage verdeutlicht wird: „Wie kann eine Zivilisation, die wild und geradezu suizidal entschlossen ist, sich einer Maschinenintelligenz auszuliefern, die Intelligenz Gottes derart selbstischer für nichtig erklären?“ (157) Vielmehr lehrt doch gerade die Wissenschaft, dass wir niemals zu einem vollständigen und universalen Wissen gelangen, weswegen sie durchaus wieder mit dem Mythos zusammenkommt, wie Lévi-Strauss lehrte (46, 169).

Der Autor setzt der anthropozänen Selbstverständlichkeit, dass Gott nicht existieren kann, einerseits eine Bestandsaufnahme der Gegenwartsgesellschaft entgegen, aus der folgt, dass sie durch den Tod Gottes keinesfalls freier und lebenswerter geworden ist. Andererseits versucht er nicht, Gott zu beweisen, sondern plausibel zu machen, warum man angesichts der Krisen, Ängste und Moralismen, die gerade aus einer wissenschaftsgläubigen und metaphysikaversen Gesellschaft resultieren, doch auf den Gedanken kommen muss, dass es Gott vielleicht geben könnte – und dies aus dem reformatorischen Grunddatum heraus, dass sich der Mensch nicht selbst erlösen kann. Der evangelischen Theologie rät er, sich weniger auf Bultmann und Bonhoeffer als auf Barth zu besinnen, während er der katholischen Kirche zwar keine Hoffnung macht, ihren Vertrauensverlust wettmachen zu können, ihr aber jene erstaunliche Resistenzkraft bescheinigt, die das Christentum heute einfach besitzen muss (198): Könnte es sein, dass so wie die säkulare Gesellschaft seltensamerweise ihre alten Kirchen restauriert und sie nicht zusammenfallen lässt, auch der Glaube eines Tages so alt geworden ist (197), dass er wieder als neu erscheinen kann? Doch so „tollkühn“ will Frisch dann doch nicht daherkommen (196). Zu deutlich erscheint ihm die „Armseligkeit des Anthropozän“ und seiner Ersatzgötter Wissenschaft, Moral, intensives Leben und andere säkulare Sinnstiftungen (215). In dieser Situation muss die Fähigkeit wiederbelebt werden, das „abenteuerlichste Wort“ Gott wieder zu verlebendigen und somit „der Welt ihren Glanz, ihre Schönheit und ihre Leichtigkeit“ zurückzugeben (206). Dass der Autor sich dies nicht von den heutigen Theologen oder Kirchenvertretern erhofft, ist die provokante Spitze dieses Buches. Dass dies aber gelingen kann, wenn dieses Buch von Predigern und Katecheten gelesen wird, davon ist der Rezensent allerdings zutiefst überzeugt.

Markus Krienke

Heiko Bräuning
Darum lässt Gott Leid zu
Ein Denkanstoß

Freiburg: Herder Verlag. 2025
 175 Seiten
 20,00 €
 ISBN 978-3-451-60143-9

Die Theodizeefrage gehört nicht nur zum Inventar theologischen Nachdenkens in der Gegenwart, sie ist ein inhaltlicher Anker schon im Religionsunterricht der Mittel- und Oberstufe. Zwischen Ijob und Psalmen, Leibniz und Büchner, Metz und dem Katechismus ist das Feld der Antworten auf die Anfrage an die dogmatischen Setzungen des biblisch-christlichen Glaubens genau vermessen. Was kann ein weiterer Beitrag zur Problematik an neuen Perspektiven bringen, außer eine sehr persönliche Betrachtung bzw. Lebensbilanz?

Der evangelische Theologe und Journalist Heiko Bräuning versteht sein Büchlein als einen Freestyle-Denkanstoß, also eine Reflexion ohne Fußnotenapparat und umfangreiches Literaturverzeichnis. Seinen Ansatzpunkt bildet die Überzeugung, dass Gott fern ist: „Der Herr ist außer Landes gegangen“, wie es in Jesu Gleichnis von den Talenten heißt, das motivgebend in zahllosen Gedankenschleifen über das gesamte Buch hinweg ausgedeutet wird.

Im ersten Teil seiner Überlegungen möchte Bräuning insbesondere die Kirchenfernen mitnehmen, was allerdings nicht recht gelingen will. Denn es wird sehr schnell sehr fromm. Es tauchen Menschen auf, die seine Rundfunk- und Fernsehbeiträge verfolgen, inkludierende Personalpronomina deuten den Predigtkontext an und auch sonst werden zahlreiche Bibeltexte und christentümliche Kontexte aufgerufen. Zudem ist sich der Leser zunächst nicht ganz sicher, ob es sich bei dem „abwesenden Gott“ Bräunings um eine Übersetzung des lutherischen „deus absconditus“ handelt, um eine an Nietzsche anschließende Metapher für das Empfinden in der Postmoderne oder nicht doch um eine Wörtlichnahme der biblischen Bilder von Himmelfahrt und Bewährung, Parusie und Endgericht. Therapeutische



Botschaft ist: Es entlastet dich, wenn du Gott nicht ständig mit deinen Anliegen in den Ohren liegst, sondern als Erwachsener mit der Freiheit, die dir geschenkt ist, deine Dinge regelst.

Der zweite Teil des Buches ist fragenden oder überzeugten, im Ganzen aber überaus bibelfrommen Christen gewidmet. Lange Zitate aus der Heiligen Schrift lösen sich in lockerer Folge ab mit erbaulichen Geschichten aus dem Leben. Der katholische Rezensent vermutet, dass eine treue Gemeinde von Hörern und Lesern aus dem freikirchlichen bzw. evangelikalen Kontext mit dieser Form religionsbezogener Rede vertraut ist. Inhaltlich laufen die Gedanken auf das Anliegen hinaus, Gott aus dem „Schussfeld“ herauszunehmen – „wir tragen Schuld und Verantwortung“ (170).

Nicht ganz zu sehen ist, was denn nun an dem Büchlein originell sein soll. Der von Bräuning in den Blick genommene Bereich des „malum morale“ ist in der Theodizee ohnehin am leichtesten zu bearbeiten, das „malum physicum“ und das „malum metaphysicum“ bleiben als Anfrage bestehen und werden auch im vorliegenden Aufriss weitgehend ausgeblendet. An einigen Stellen wird deutlich, dass der Autor einen persönlichen Denkweg zu einem Abschluss bringen möchte. Das verdient Respekt. Methode, Form und Inhalt sind allerdings milieubezogen begrenzt.

Wer sich als angehende Lehrkraft oder interessierter Zeitgenosse eine grundlegende Einführung in die Theodizee-Diskussion wünscht, sollte zu einem anderen Buch greifen.

Günter Nagel

Clemens Sedmak

Wenn das Unvorstellbare geschieht
Durchbrochenes Denken und theologische Vorstellungskraft

Freiburg: Herder Verlag. 2025

264 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-451-02438-2

Der österreichische Theologe Clemens Sedmak (geb. 1971) zählt zu den führenden Experten für soziale und ethische Fragen. Nach Jahren am King’s College in London ist er seit 2018 Professor an der US-Eliteuniversität Notre Dame. Am 2. Juli 2020, während der Corona-Pandemie und der Lockdowns, nimmt sich sein fünfzehnjähriger Sohn Jonathan das Leben. Vier Jahre später spricht der Vater einer fünfköpfigen Familie in diesem Buch darüber.

Der Autor nimmt seine Zuhörer mit in seine Bibliothek. Seite um Seite begleitet man ihn beim Erzählen, beim Blättern und Lesen in Werken, die ihm wichtig sind, in denen er seit dem Juli 2020 gelesen hat, und in Büchern, die ihn gefunden haben. Es sind Texte aus der Literatur, aktuelle wie klassische, philosophische, soziologische, religiöse und viele biografische. Das Gespräch zwischen den Regalen dreht sich um die Vorstellungskraft. Im Juli 2020 wurden Vorstellungskraft und Möglichkeitssinn von Sedmak erschüttert, gesprengt. Er beschreibt eindringlich, wie umfassend alles in ein Davor und ein Danach auseinanderbrach. Dies machte selbst vor den abstraktesten und nüchternsten Denkbewegungen nicht Halt. Kein Stein blieb auf dem anderen. Kunstvoll und flink zieht Sedmak Bände aus seinem Regal, schlägt die passende Stelle zum laufenden Gespräch auf und versammelt damit ein vielstimmiges Abtasten der vielen Buchrücken und feinen Nuancen in Nebensätzen.

Sedmak nennt sein Werk einen „Essay über die theologische Vorstellungskraft und deren Durchbrechung“. Seine Ausführungen stehen zunächst im Sprachgewand eines Fachvortrags, doch bald zeigt sich: Hier spricht nicht jemand, der aus seiner langjährigen Expertise erklärt, sondern einer, der mit



vermeintlich sicheren Begriffen ringt und der zu suchen beginnt. Was nährt Vorstellungskraft, was zeichnet sie aus, was verändert sie, was sprengt sie? Systematische Einordnungen und stringente Argumentationswege lösen sich rasch wieder in persönliche Zeugnisse und intime Einblicke auf, bewähren sich nur unter bestimmten Lichtverhältnissen. Geht man mit Sedmak ein paar Schritte weiter in seiner Bibliothek, hat sich die Perspektive schon wieder verschoben. Was geklärt schien, steht erneut als schmerzende Frage vor Augen.

Der Weg durch die Regale wird in fünf Etappen gegliedert. Am Beginn steht die Erkundung des Aufeinandertreffens von Vorstellungskraft und dem Unvorstellbaren. Immer tiefer begibt sich Sedmak in sein persönliches Nachspüren an den Punkt der Berührung von Möglichkeitssinn und dem Unvorstellbaren und öffnet deren Kern: die Disruption. Was bricht, wenn alles bricht? Was heißt Zerbrechlichkeit, Verwundbarkeit, Blöße tatsächlich? Worin liegt das Tragische? Kann das Denken selbst, das doch allgemeingültig und objektiv sein will, zerbrechen?

Am Ende steht er vor einem Leben mit Scherben und vor dem Scheideweg zwischen Erlöschen und Weiterleben. Dort kommt es zu überraschenden Wiederentdeckungen und Quellen der Resilienz. Eine davon wird für Sedmak die Idee der Seele. Was zunächst selbstverständlich wirkt – dass im Angesicht des Todes eines geliebten Menschen der Glaube an eine unsterbliche Seele tröstlich ist – wird zur tiefgründigen Entdeckungsreise: wie bedeutsam und tragend ein neues Sehen der Seele im alltäglichen Leben sein kann. Mit der „epistemischen Kraft der Seele“ eröffnet sich eine neue Option zwischen Versinken im Schmerz und Verdrängen: Erkennen und Denken im Unglück. Im abschließenden Kapitel fragt sich der verwundete Theologe, wie er nun (noch) Theologie treiben kann, und beginnt mit einem Neuentwurf. Er nennt ihn „fragile Theologie“. Es ist kein systematischer Entwurf, und viele Ideen und Anliegen mögen vertraut sein. Was diese fragile Theologie stark macht, ist Sedmaks ganz persönliche Handschrift in dunkelsten Zeiten, die sich aus den vielen Stunden und Jahren am verlässlichen Bücherregal nach dem Juli 2020 gebildet hat.

Sedmaks Essay ist übersichtlich in Unterkapitel gegliedert, die im Durchschnitt zehn Seiten umfassen. Neben der persönlichen Lektüre eignen sich ganze Abschnitte und Auszüge daraus auch für den Unterricht oder als Lesetexte in der Einzel- und Gruppenarbeit zu Fragen von Trauerarbeit, Verlust und allgemein zum Menschsein. Wer sich mit Sedmak auf den Weg durch seine Lesewelten macht, begegnet einem trauernden Vater, der sich offen und verwundbar auf ein echtes Gespräch einlässt. Ein Werk, das nicht nur berührt und inspiriert, sondern auch Horizonte öffnet.

Thomas Sojer

Uta Heil, Jan-Heiner Tück (Hg.)

Nizäa – Das erste Konzil

**Historische, theologische und ökumenische
Perspektiven**

Freiburg: Herder Verlag. 2025

480 Seiten

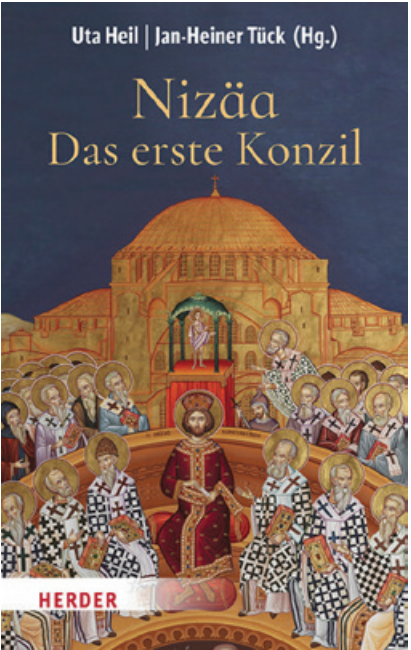
38,00 €

ISBN 978-3-451-38391-5

Zunächst einmal ist bei diesem (Jubiläumsjahr-) Sammelband der Hinweis wichtig, dass das Glaubensbekenntnis von Nizäa die wesentliche Grundlage für das Konzil von Chalkedon liefert, dessen Glaubensbekenntnis das „einzige Glaubensbekenntnis ist, das von der römisch-katholischen, evangelischen und orthodoxen Christenheit gemeinsam geteilt wird“ (9).

Es gibt allerdings auch einen anderen wesentlichen Grund. Die mit dem Konzil von Nizäa erstmals explizit kirchlich-gemeinschaftlich formulierte Lehre, dass Jesus von Nazareth als der Christus wahrer Gott und wahrer Mensch sei, ist eine geistesgeschichtliche Zäsur. Auf der einen Seite wird die (auf den Mittelmeerraum bezogene) antike ontotheologische Selbstverständlichkeit, dass Gott leidensfrei sei, aufgehoben. Auf der anderen Seite trennt sich das Christentum erst mit diesem Entscheid von Nizäa zur Wesensgleichheit eindeutig vom Judentum, das den Logos als Mittlerfigur (Philon) und ebenso eine kommunikative Partnerschaftlichkeit von Gott und Mensch bis hin zu der Konzeption eines leidenden Messias kennt.

Johannes Hoff schreibt deshalb zu Recht über diesen „wohl einflussreichste(n) Text in der Christentumsgeschichte“ (Helmut Hoping, in diesem Band S. 228): „Die zentrale These meines nachfolgenden Diskussionsbeitrags lässt sich vor diesem Hintergrund wie folgt zusammenfassen: Das Konzil von Nizäa hatte den Charakter eines Wahrheitereignisses, das das Christusereignis auf nicht-identische Weise wiederholte und so seinen Wesenskern freilegte“ (387). Entsprechend gibt es mit dieser Textvorlage nach Jan-Heiner Tück ein „doppeltes



Kriterium für alle weitere Christologie“ (448). Er stellt fest, dass eine alleinige Rede von Jesus Christus als „sittlichem Vorbild, als Lehrer der Humanität oder Gleichnisse erzählendem Wanderrabbi“ auf der einen Seite oder als der abstrakte „präexistente Logos Gottes ..., der von Ewigkeit her in das Mysterium des unbegreiflichen Gottes hineingehört“ (448), alle begriffliche Spannung und d. h. auch alle Spannung im gläubigen Begreifen von Jesus als den Christus einebnet und das christliche Zeugnis damit entschärft.

Der Sammelband enthält dankenswerterweise eine Vielzahl von Aufsätzen über unterschiedlichste Aspekte des Themas. Nicht nur für Spezialisten hochinteressant ist der einführende Artikel von Uta Heil über einen „Blick zurück in die Forschungsgeschichte“. Durch den Aufbau des Beitrags bekommt der Leser einen Einblick in die Differenziertheit der Themen, mit denen man konfrontiert wird, wenn man das Phänomen Nizäa näher ansieht. Dem schließt sich passenderweise ein Artikel von Hartmut Leppin über Constantin den Großen und Nizäa an, der den hohen Stellenwert eines kaiserlich einberufenen Konzils deutlich macht. „Bisher hatten die Christen über regionale Synoden, persönliche Kontakte von Reisenden und einen lebhaften Brief-

austausch ein beachtliches Maß an Geschlossenheit erreicht ...“ (87). Constantin ist es, der den Sprengstoff für das Reich und auch für die Christenheit in der arianischen Krise erkennt und handelt. Notwendig ist natürlich auch ein Artikel über die Theologie des Arius von Thomas Böhm, der kritisch auf die zu große Selbstverständlichkeit der These aufmerksam macht, dass Arius den Sohn als bloßes Geschöpf verstanden habe, weil vieles dafürspricht, dass seine Vorstellungen in den Kreisen seiner Schüler kontrovers diskutiert wurden (124f). Die Bedeutung des Konzils für die Konzilsväter zeigt sich, so der Aufsatz von Volker Henning Drecoll, unter anderem auch darin, dass der betreffende Text des Konzils „von den teilnehmenden Bischöfen einzeln unterzeichnet wurde – eine Neuerung in der Konzils-geschichte ...“ (139).

Im Blick auf die Begrenztheit dieser Rezension sei noch auf einige interessante Funde aufmerksam gemacht, auf die man bei der Lektüre dieses Sammelbandes stoßen kann. So etwa, dass es – wie Hieronymus erwähnt – „am Ende des vierten Jahrhunderts noch Juden gab – er nennt sie ‚Minäer‘ – die an Jesus als den von der Jungfrau Maria geborenen Gottessohn glaubten“ (Matthias Morgenstern, 194) und die zugleich Christen und Juden sein wollten und sich an der Tora orientierten. Bernd Oberdorfer macht darauf aufmerksam, dass die subordinatistische Versuchung auch in der modernen Theologie durchaus Bestand hat. Karl-Heinz Menke gibt den wichtigen Hinweis, dass die Rede von einer Hellenisierung des Christentums durch eine „griechische() Ontologie“ (365) aufgrund der „philosophischen“ Rede von der Wesensgleichheit (Homooousie) nicht sachgemäß sei. „Das Konzil von Nizäa hat die von den Evangelisten bezeugte Beziehung Jesu zu Gott-dem-Vater nicht hellenisiert, sondern umgekehrt: Es wollte dem neutestamentlichen Befund entsprechen und hat deshalb die Grundprämisse des griechischen Denkens geradezu in deren Gegenteil verkehrt“ (366).

Ich verzichte auf eine bloße Aufzählung aller in diesem außerordentlich gelungenen Sammelband enthaltenen Artikel. So facettenreich und bündig kann man sich selten über ein kirchengeschichtliches und dogmatisches Ereignis informieren.

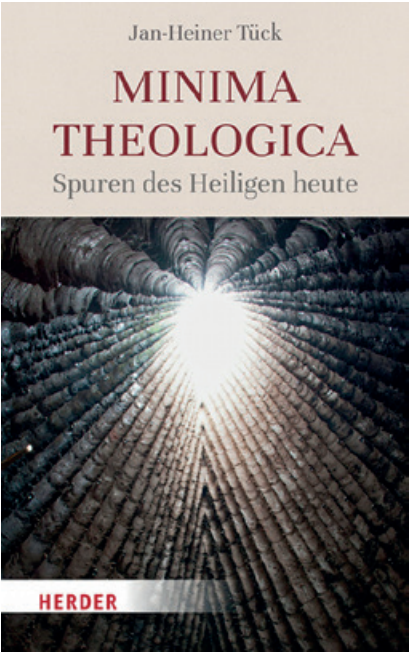
Linus Hauser

Jan-Heiner Tück
Minima Theologica
Spuren des Heiligen heute

Freiburg: Herder Verlag, 2025
216 Seiten m. s-w Abb.
18,00 €
ISBN 978-3-451-02427-6

Mit vierzig Miniaturen im Geiste einer experimentellen Theologie stellt sich der katholische Theologe Jan-Heiner Tück explizit in die methodische Nachfolge des atheologischen Philosophen Theodor W. Adorno. Eingefasst sind diese durch ein „Vorspiel“ und ein „Nachspiel“, Letzteres als Anmerkung zum Brief von Papst Franziskus über die Literatur. Während des amerikanischen Exils gab Adorno in seiner „Minima Moralia“ dem nach Auschwitz beschädigten Leben Ausdruck: Ein „richtiges Leben im Falschen“ sei unmöglich, so sein berühmtes Fazit. Reflexion ist die dem Denken verbleibende Aufgabe im Sinne der mit Max Horkheimer entworfenen Kritischen Theorie, da alles Affirmative dialektisch gebrochen werde, d.h. die Neigung zu seinem Umschlag ins Gegenteil enthalte. Den so geläuterten Anspruch an die Philosophie scheint Tück nun theologisch zu deklinieren.

Innerhalb knapper Betrachtungen, die sich von moderner Gottesverleugnung ebenso distanzieren wie von lautstarker Gottesgewissheit, spürt der Autor „Durchbruchserfahrungen“ und „Intensitätsmomente“ auf, die eine „Selbsttranszendenz“ des Menschen zum Heiligen ahnen lassen. Dabei will er Momente dokumentieren, in denen Literatur, Kunst und Musik unmittelbar berühren und augenblicklich zu Ehrfurcht und Innehalten führen, zu „Inseln eines zweiten Bewusstseinszustands“ (Robert Musil). So wie der Philosoph der „Minima Moralia“ die Realitäten zwecks Analyse und Kritik aufsucht und der Hybris einer Wahrheitserklärung entsagt, führt Tück die Theologie in eine Haltung der Demut. Aus ihr heraus dürfe sie weniger metaphysisch belehren als vielmehr reale Begegnungen und faktisches Erleben aufspüren und auf dessen mögliche Deutungen hinweisen. Dabei kommt zum Ausdruck, was nicht festgehalten und nicht einmal ganz erfasst werden



kann, so etwa in häufigen Zitaten von Botho Strauß, der meint, das Nicht-Verstehen des ganz anderen (Göttlichen) ehre auch den Menschen mit größerem Nicht-Verstehen (23). Axiomatischer Anknüpfungspunkt von Tücks Theologie ist der zentrale Inkarnationsgedanke, die leibliche Menschwerdung Gottes, die das Transzendente im Konkreten historisch zugänglich und erfahrbar macht. So nimmt er neben ästhetisch-theologischen auch zeithistorische Fragen in den Blick, nicht zuletzt die brennende Problematik der Umweltzerstörung. Daneben stehen tiefe anthropologische Überlegungen im Anschluss an Martin Walser und seinen Roman „Muttersohn“, in dem es heißt „Die Höhle in jedem von uns, in der das Dunkel Platz hat, das zu uns gehört, dürfen wir Gott nennen. Und sie ist leer, diese Höhle ...“ (59) Sie fügen sich in die Vermutung des evangelisch-reformierten Theologen Karl Barth, dass der Schmerz über die Abwesenheit Gottes ein Modus seiner Anwesenheit sein könnte.

In der Kürze der einzelnen, teils bereits vorher veröffentlichten Miniaturen gelingt es Tück insbesondere bei den Reflexionen zu Literatur und Poesie, spirituelle Sinnspitzen, ihre individuelle Wirkmacht und Schönheit aufscheinen zu lassen, ohne ihre jeweilige Eigenart interpretatorisch-dogmatisch zu drangsalieren. Bei den Überlegungen zum Dichter Uwe Kolb gesteht er zu, dass „das größere Gegenüber“ als poetischer Raum zunächst zwischen den Zeilen stand und erst später in die Zeilen hineinwanderte: „Das Lied ohne dich ist tonlos / Herr, dies ist mein Psalm“ (56). Einen Höhepunkt erreicht das Kapitel 14 mit komplexen Inspirationen zu einem späten und unveröffentlichten Gedicht von Paul Celan, in dem es heißt „GEENGELT / steht die Geschichte / zum entknechteten Knecht“; hier entdeckt Tück einen Niederschlag der Benjamin-Lektüre Celans: „Eine Geschichte im Zeichen des Engels würde die Unterdrückten nicht mehr verraten oder zynisch als Dünger für den Fortschritt der Geschichte missbrauchen, sondern sie zu ihrem Recht kommen lassen.“ (70) Das ‚Entknechten des Knechtes‘ stellt der Celan-Kenner in den Kontext der biblischen Befreiung des Volkes Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten, die im Zentrum der jüdischen Erinnerungskultur steht. So fokussiert er die welt- und geschichtszugewandten Seiten Celans und Benjamins, ihre Hinwendung zu den Unterdrückten und lässt einen Aufruf zum Widerstand gegen bestehendes Unrecht durchscheinen. In der Trauer um die Verlorenen wurzelt die Hoffnung auf eine Macht, die das Unwiderrufliche widerrufen könnte.

Unter den etwas schwächeren Kapiteln zur Musik (Olivier Messiaen, Anton Bruckner) und zur Bildenden Kunst (Michelangelo, James Turrell, Hieronimus Bosch u.a.) sticht die Betrachtung der Bruder-Klaus-Kapelle von Peter Zumthor bei Mechernich in der Eifel heraus, deren Innenraumabbildung mit hinein-strahlendem Licht das Cover des Buches schmückt. Das dem Mystiker Nikolaus von der Flüe gewidmete Bauwerk feiert die Alterität des Heiligen durch den kargen, nur nach oben geöffneten Raum. Der Künstler ließ Beton auf zeltförmig konstruierte Fichtestämme auf eine Höhe von 12 Metern gießen, die dann ausgebrannt wurden (77). Dieser Prozess mag, so Tück, auf die transformative Kraft des Heiligen deuten, wie es im brennenden Dornbusch erschien. Auch die Form des Zeltes spreche eine alttestamentarische Sprache und erinnere an das mobile tabernaculum des Volkes Israel. Die Inkarnation aber sei die dichteste Form der „Einzeltung“ Gottes unter den Menschen. Nicht alle Miniaturen überzeugen so sehr wie diese und folgen nicht immer der dogmatischen Diät.

Exemplarisch und brillant eingelöst ist der Anspruch der „Minima“ in der Gegenüberstellung des Bedürfnisses nach göttlichem Strafgericht für schwere Verbrechen (Sybille Lewitscharoff) und der Vorstellung umfassender Vergebung (Charles Péguy), in der beide Positionen bestens verständlich werden und die so zur Urteilsenthaltung hinführt (195-202). Orthodoxe Behauptungen zu minimieren, davon überzeugt Tück, maximiert Theologie und Religionsvermittlung in ihrer Glaubwürdigkeit, die doch als Signum des Richtigen im Falschen verblieben ist.

Rita Anna Tüpper

Bernd Stegemann
Was vom Glauben bleibt
Wege aus der atheistischen Apokalypse

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 2025
280 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-608-98830-7

Die Zahl philosophischer, soziologischer und kulturwissenschaftlicher Analysen zu Religion und Glaube wächst stetig. Trotz einer säkularen Fokussierung geht es oft nicht mehr um eine religionskritische Abrechnung mit dem Christentum zugunsten eines humanistischen Fortschritts, sondern um den möglichen positiven Beitrag von Religion für Individuum und Gesellschaft. In diese Linie reiht sich auch das vorliegende Buch von Bernd Stegemann ein, der als Professor für Dramaturgie und Kultursoziologie an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin tätig ist. Insbesondere der Untertitel lässt aufhorchen. Denn mit „atheistischer Apokalypse“ wird gerade das seit der Aufklärung sich ausbreitende säkulare Zeitalter etikettiert. Stegemann schreibt als katholisch geprägter „Ungläubiger über den Glauben“. Die Struktur des Buches orientiert sich an der Trias der drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Und der von Stegemann herangezogene Referenzautor, der katholisch geprägte Philosoph Josef Piper, hat zu allen drei Tugenden entsprechende Bücher geschrieben.

Mit der Unterscheidung von religiösem und säkularem Glauben will Stegemann darauf aufmerksam machen, welche Restbestände in der modernen säkularen Welt vorhanden sind, nachdem die Bindung an Gott aufgegeben wurde. „Der säkulare Glaube tastet nicht mehr über die Grenze zur Transzendenz, und er will sich auch nicht mehr an eine göttliche Macht binden.“ (13) An die Stelle Gottes tritt der Mensch, der sich selbst zum Gott erklärt und damit ungeheure Zerstörungskräfte entfesselt – eben die „atheistische Apokalypse“.



Unter dem Kapitel „Glaube“ wird dann die Geschichte der Säkularisation mit ihren Auswirkungen aufgezeigt: individuell auf die „säkularen Seelen“ wie gesellschaftlich auf die politischen Theologien und deren falsche Propheten. Letztlich führt dies zu einem Wiedererstarken gnostischer Vorstellungen von der Selbsterlösung im Kontext moderner politischer Ideologien.

Im Kapitel „Hoffnung“ wird der „Nihilismus“ der Moderne verarbeitet, dem auch die antimodernistischen Anstrengungen der Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, die mit „Glaubenshärte“ reagierten, nichts entgegenstellen konnten. Auswirkungen hat dieser Nihilismus bis heute auf die identitären religiös konnotierten Fundamentalismen.

Unter dem Kapitel „Liebe“ werden dann die Glaubensreste behandelt, die der übersteigerte säkulare Individualismus hervorbringt. Stegemann operiert hier einerseits mit Kierkegaards „Krankheit zum Tode“ und andererseits mit Nietzsches Konzept des Ressentiments. „Die Selbstvergöttlichung führt in die Hölle des Einzelnen, der sich von Welt, Gott und Menschen gekränkt fühlt.“ (21)

Nach der von Stegemann unter dem theologischen Label „Glaube, Hoffnung, Liebe“ skizzierten Analyse der säkularisierten Moderne als apokalyptisches Szenario eines übersteigerten Individualismus ohne Demut vor der Transzendenz führt dies im Schlusskapitel „Nach der atheistischen Apokalypse“ jedoch nicht zum Appell einer Rückkehr zur Vormoderne. Mit Autoren wie Bruno Latour, Michel de Certeau und Gianni Vattimo geht es darum, die intellektuelle und rituelle Tradition des Glaubens angesichts seiner „Schwachheit“ in die Gegenwart hinein zu vermitteln. Mit Bruno Latour wird beispielhaft vorgeschlagen, dass der Glaube mit seinem Transzendenzbezug durch ein „sakramentales Sprechen“ in die Gegenwart hinein zu übersetzen ist. „Die Aufforderung, das Universelle in der Gegenwart zu suchen, ist eine überraschende Übersetzung des ‚Katholischen‘.“ (243) Grund zum „Jubilieren“ für die Kirche ist dies allerdings nicht. Ihr Sprechen ist von einer Rückwärtsgewandtheit geprägt, das eben nicht von der Gegenwart her seinen Ausgang nimmt.

Stegemanns Fazit bezieht sich auf eine klassische Geschichte: „Solange wir uns noch mit Geschichten daran erinnern, dass es etwas Heiliges gab, an das es sich zu erinnern lohnt, sind wir nicht verloren.“ (268) Ob dies allerdings ausreicht, den verlorenen Transzendenzbezug gegenwartsorientiert zum Sprechen zu bringen, wage ich zu bezweifeln. Zweifelsohne liegt hier eine ungewöhnliche und daher lesenswerte Analyse der Moderne als „atheistische Apokalypse“ vor. Wege daraus sind meines Erachtens noch nicht konkret aufgezeigt, höchstens denkerisch angerissen.

Thomas Franz

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN

Katja Boehme
Interreligiöses Begegnungslernen
Grundlegung einer fächerkooperierenden Didaktik
von Weltsichten

Freiburg: Herder Verlag. 2023
551 Seiten
45,00 €
ISBN 978-3-451-38769-2

Zur Monographie von Katja Boehme liegen mittlerweile zwei ausführliche Rezensionen vor. Eine ausgezeichnete Besprechung von Johannes Lähmann ist in der Zeitschrift für Pädagogik und Theologie erschienen (ZPT 72/2 [2024] 197-201). Die ebenfalls sehr solide Besprechung von Stefanie Lorenzen in der Theologischen Literaturzeitung (Jg. 149, Nr. 5 [2024] 441-443) ist als Zweitveröffentlichung im Internet frei zugänglich: Böhme, Katja, *Interreligiöses Begegnungslernen: Grundlegung einer fächerkooperierenden Didaktik von Weltsichten*: Freiburg im Breisgau, 2023. Die hier folgende Rezension beschränkt sich daher darauf, den Ort des zu besprechenden Buches in den neueren Fachpublikationen zu bestimmen und nach seinem Anschaffungswert für Religionslehrerinnen und -lehrer zu fragen.

Die umfängliche Publikation von Katja Boehme „ist ein systematisches Grundlagenwerk zum interreligiösen Begegnungslernen – und sie bezieht die nicht konfessionsbezogenen Fächer der Fächergruppe Religion – Ethik mit ein“ (Lähmann 197). Sie schließt dabei an eine Reihe von Monographien an, die in den vergangenen Jahren zum Thema des interreligiösen Lernens herausgegeben wurden und die einen vergleichbaren Ansatz des Begegnungslernens verfolgen: z.B. die Publikation von Clauß-Peter Sajak (*Interreligiöses Lernen* 2018), die sich mit schlanken 149 Seiten als Studienbuch bewährt hat, oder das Buch von Karlo Meyer (*Grundlagen interreligiösen Lernens* 2019), in dem er mit 448 Seiten eine umfängliche Hermeneutik des interreligiösen Lernens erarbeitet. Über diese Bücher hinaus stellt die Arbeit von Katja Boehme zusätzlich mehrere praxisnahe Referenzrahmen für die Organisationsformen des schulischen Unterrichts in der Fächergruppe auf. Dabei geht sie von den einzelnen Fächern der

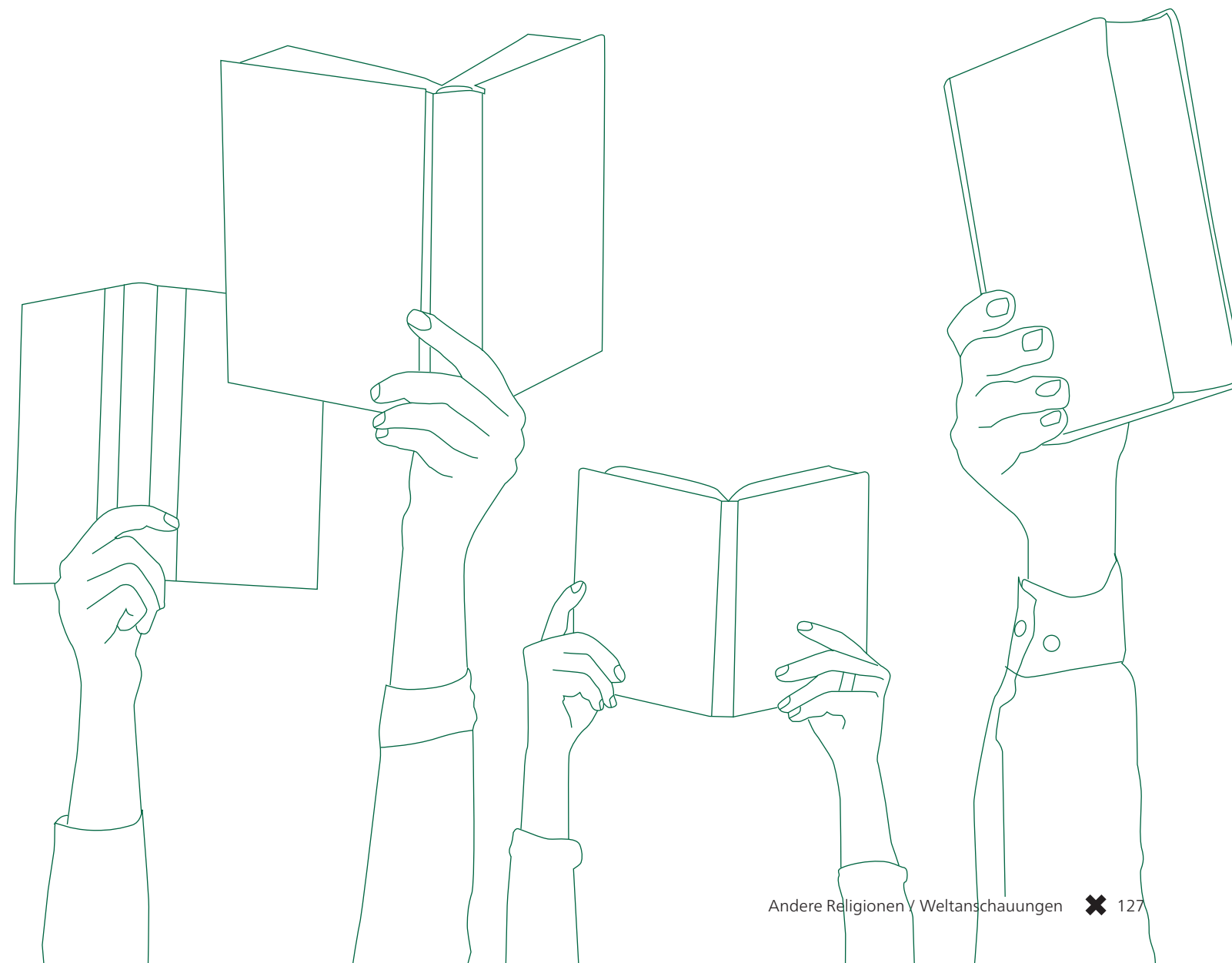


Fachgruppe Religion / Ethik / Philosophie in der gewohnten Form aus. Es soll in diesen Fächern aber ein „Mehr“ erarbeitet werden, das über gemeinsame Projekte und Veranstaltungen einer „kooperierenden Fächergruppe“ hinausgeht. Dieses „Mehr“ lässt sich als eine grundsätzliche, pluralitäts- und diversitätssensible Reflexion der jeweiligen Fachpädagogik und -didaktik beschreiben, die immer davon ausgeht, dass das eigene Fach im Angesicht „der anderen“ unterrichtet wird und dass die eigenen Schülerinnen und Schüler für diese Art der Begegnung gesprächsfähig gemacht werden müssen. Vor dieser Zielsetzung eines „fächerkooperierenden Interreligiösen Begegnungslernens“ unternimmt Katja Boehme eine umfassende methodische und didaktische Reflexion des Fachgebiets. Diese führt zu den bereits genannten Referenzrahmen, welche die Unterrichtsplanung genauso betreffen wie die Lehrplanarbeit – hier ist wenigstens ein verpflichtender gemeinsamer Projekttag pro Schuljahr vorgesehen – und die hochschuldidaktische Ausbildung der Lehrenden.

Nun lässt sich natürlich fragen, ob gerade eine solche Konzeption des „fächerkooperierenden Interreligiösen Begegnungslernens“ von einer katholischen Autorin allein beschrieben werden sollte. Immerhin haben die Tübinger Religionspädagogen Fahimah Ulfat und Friedrich Schweitzer in Zusammenarbeit mit Reinhold Boschki schon im Jahr 2021 eine interreligiöse Einführung in die Religionsdidaktik in islamisch-christlicher Kooperation vorgenommen („Dialogisch – kooperativ – elementarisiert: Interreligiöse Einführung in die Religionsdidaktik aus christlicher und islamischer Sicht“). Dazu lässt sich sagen, dass Katja Boehme aus der langjährigen Erfahrung einer religiös diversen internationalen Kooperationsgemeinschaft berichtet, die sich um das Projekt „Sharing worldviews. Learning from Encounter for common Values in Diversity“ zusammengefunden hat: Home | Sharing Worldviews . Hier kommen die religionspädagogischen Erfahrungen zweier türkischer und einer griechischen Universität genauso zusammen wie die der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und der von mehreren Religionsgemeinschaften gemeinsam getragenen Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems. Aus allen genannten Ländern sind zudem weiterführende Schulen in das Projekt eingebunden.

Weiterhin löst das Buch eine wichtige Anfrage vieler Praktikerinnen und Praktiker ein, die vor Ort Konzepte zur Begegnung mit einer zunehmenden Zahl von konfessionell nicht gebundenen Schülerinnen und Schülern suchen. Katja Boehme stellt nicht die diversen religiösen Identitäten auf der einen Seite den konfessionsfreien oder nicht-religiösen weltanschaulichen Identitäten auf der anderen Seite gegenüber. Ihr „fächerkooperierendes Interreligiöses Begegnungslernen“ denkt immer den Kontext säkularer Weltanschauungen („world views“) mit. Damit müssen vice versa auch die Fächer „Ethik“ oder „Philosophie“ fachdidaktisch reflektieren, dass das eigene Fach im Angesicht einer religiös vielfältigen Schülerschaft unterrichtet wird. Diese Begegnungsebene wird bisher von kaum einer anderen Fachpublikation so systematisch eingeholt wie von diesem sehr empfehlenswerten Buch von Katja Boehme.

Frank van der Velden



Christian Wiese / Joachim Valentin / Doron Kiesel (Hg.)
Jüdisch-christlicher Dialog
Ein Kompendium

Freiburg: Herder Verlag, 2024
720 Seiten
48,00 €
ISBN 978-3-451-39625-0

Unter den markanten und lesenswerten aktuellen Publikationen zum Thema nimmt der hier vorzustellende Band eine profilierte Position ein: Auf 720 Seiten bekommen die Leserinnen und Leser durchweg fundierte und multipositionale Einblicke in zentrale Themenfelder und Ebenen des jüdisch-christlichen Dialogs. Eine vollständige Übersicht wird nicht angestrebt, die einzelnen Beiträge liefern vielmehr tiefergehende Analysen, systematische Reflexionen oder bedenkenswerte Ausblicke. Das Kompendium geht auf eine Tagung im Mai 2018 zurück und behält Elemente der Tagung bei: Die Themen werden meist aus jüdischer und christlicher (wobei katholische und protestantische Stimmen zu Wort kommen) Perspektive beleuchtet, mitunter erfolgen auch verschiedene Kommentierungen zu einem Leitbeitrag.

Allgemeine Kapitel zum Dialog und seiner Geschichte eröffnen das Werk, es folgen ausgewählte Themenfelder: 1 Rückschau auf den Dialog: Entwicklung – Krisen – Zwischenbilanz; 2 Wie miteinander reden? Erfahrungen – Herausforderungen – Lernschritte; 3 Neuere Perspektiven zum Verhältnis von Judentum und Christentum in der Antike; 4 Schrifthermeneutik(en) im Horizont des jüdisch-christlichen Dialogs; 5 Religiöser Pluralismus, Theologie der Religionen und jüdisch-christliches Gespräch; 6 Theologie des Landes – Grundlagen – Konfliktlinien; 7 Gegenwärtige Herausforderungen des Antisemitismus; Liturgie – Nähe und Distanz; 9 Jüdisch-christlicher Dialog im Eingedenken an den „Zivilisationsbruch“.



Karma Ben Johanan skizziert in ihrem Beitrag „Komplexitäten aushalten: Überlegungen zum jüdisch-christlichen Dialog“ Herausforderungen, vor denen Judentum und Christentum stehen, wenn sie sich in der Gegenwart und nach der Shoa auf ein gemeinsames Gespräch einlassen. Sie sieht eine Dynamik, die „an sich eine Wiederholung der klassischen jüdisch-christlichen Spannung zwischen Schon und Noch-nicht [ist], eine Dynamik, die es beiden Gemeinschaften ermöglicht, den Abstand zwischen der Gegenwart und der endgültigen Erlösung zu bemes- sen“. Ein Dialog, der also nicht zuletzt im Offenhal- ten des Unauflösbaren besteht.

Die Alttestamentlerin Ilse Müllner entwickelt ih- ren Beitrag „Wie sind wir gemeint? Christliche Lek- turen des Alten Testaments zwischen Verwerfung und Vereinnahmung“ als Dialog mit ihrem Lehrer Erich Zenger und fragt nach der Daseinsberechti- gung christlich-empathischer Lektüre der Hebrä- ischen Bibel. Zwar stelle das Alte Testament des Christentums nicht die Heilige Schrift der Juden, den Tanach, dar, dennoch sollen eben diese Texte das Verbindende sein, an dem sich alle zu Recht be- reichern dürfen. Der Beitrag ist eine Einladung, die Schrift als Bezugspunkt beider Religionen ernst zu nehmen gleichzeitig freudig mit den entstehenden Ambiguitäten solcher Lektüren umzugehen.

Das achte Kapitel des Kompendiums beinhaltet zwei Beiträge zur Liturgie (Albert Gerhards und Ruth Langer), die jeweils auf eigene Weise auch das wechselseitige Beeinflussen und Abgrenzen jü- discher bzw. christlicher Liturgiegenese betrach- ten. In beiden Beiträgen liegt ein Fokus auf dem Gebrauch biblischer Texte in den unterschiedlichen liturgischen Formaten.

Joachim Valentin legt in seinem Beitrag „Theodi- zee, Christologie und Eschatologie ‚nach Auschwitz‘. Überlegungen zur (Un-)Möglichkeit eines adäquaten christlichen Zeugnisses angesichts des Äußersten“ grundsätzliche, systematisch-theologische Veror- tung einer Theologie nach Auschwitz als bleibende Aufgabe christlicher Theologie dar.

Weitere Beiträge stammen von Hans Hermann Henrix, Bernd Schröder, Jehoschua Ahrens, Philip A. Cunningham, Gabriele Scherle, Dagmar Mensink und Frederek Musall, Israel J. Yuval, Kathy Ehren- sperger, Mark D. Nanos, Johann Ev. Hafner, Micha Brumlik, Jürgen Ebach, Hanna Liss, Christian Wie- se, Daniel Krochmalnik, Menachem Fisch, Christian M. Rutishauser, Reinhold Bernhardt, Susanne Tal- abardon, Dirk Ansorge, Doron Kiesel und Christian Staffa sowie Christian Wiese.

Dass diese Rezension von einer Theologiestuden- tin und einem Dozenten gemeinsam verfasst ist, spiegelt unsere Erprobung des Bandes in verschie- denen Kontexten wider: Wir haben in Seminaren ausgewählte Kapitel studiert und in Dialogforen Beiträge diskutiert. Die einzelnen Beiträge widmen sich mitunter sehr spezifischen Einzelfragen, wäh- rend andere eher grundlegend informieren oder sich aktuellen Fragen annähern. Sie sind also für die Lektüre unabhängig voneinander geeignet und für verschiedene Zielgruppen gewinnbringend. Das Kompendium ist allerdings nicht ganz vorausset- zungslos einsetzbar. Ein grundlegendes Interesse und Wissen mit Blick auf das christlich-jüdische Verhältnis sind notwendig, um von den Beiträgen profitieren zu können. Zugleich werden auch erfah- rene Leserinnen und Leser Impulse aus der Lektüre mitnehmen, weil die Beiträge über Allgemeines hin- aus auch vertiefte und innovative theologische Re- flexion zu zentralen Fragen des christlich-jüdischen Dialogs bieten. Das Kompendium setzt einen be- achtlichen Standard.

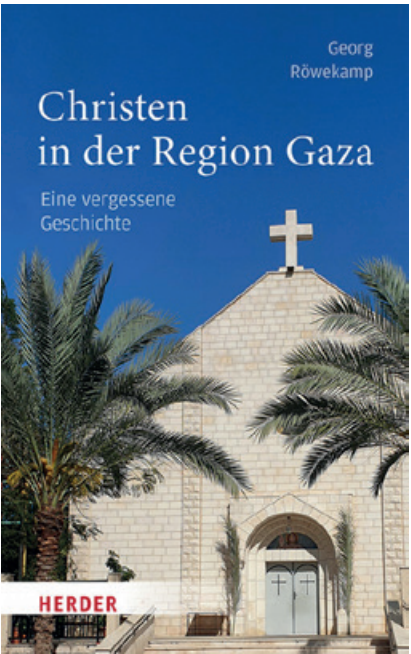
Emma Gerbeth / Martin Nitsche

Georg Röwekamp
Christen in der Region Gaza
Eine vergessene Geschichte

Freiburg: Herder Verlag, 2025
164 Seiten m. farb. Abb.
20,00 €
ISBN 978-3-451-39937-4

Gaza hat eine lange und bewegte christliche Geschichte, darauf macht Georg Röwekamp in seiner kurzweiligen und informativen Monographie „Christen in der Region Gaza: Eine vergessene Geschichte“ eindrücklich aufmerksam. Er hat eine allgemein verständliche und dennoch ausgesprochen akademische Einführung im rechten Augenblick vorgelegt, die über die vielen historischen, kunstgeschichtlichen, religionswissenschaftlichen und theologischen Details hinaus eine Hilfe zum Verständnis des Gaza-Konflikts und des Krieges gibt.

Die dazu erforderliche Expertise bringt der Autor reichlich mit: Er war Geschäftsführer und theologischer Leiter der Biblische Reisen GmbH, Repräsentant des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande (DVHL) in Jerusalem und Leiter des Pilgerhauses des DVHL in Tabgha am See Genezareth. Deshalb verwundert es nicht, dass der Stil des Buches an einen gediegenen Reiseführer erinnert, was der Lesbarkeit und Verständlichkeit einen großen Dienst erweist. Und die reiche Erfahrung Röwekamps mit Menschen auf Pilger- und Bildungsfahrt hat sicherlich dazu beigetragen, dass der Autor genau weiß, was das Publikum interessiert und welche Fragen beantwortet werden sollten – und auch in welcher Weise. Daher gibt er zum einen mit dem ausgewählten Bild- und Kartenmaterial einen guten Eindruck von den besprochenen Inhalten. Zum anderen gibt er durch die teilweise ausführlichen Zitate den historischen Personen eine authentische Stimme und erinnert daran, dass das Erzählen von Geschichte mehr ist als nur Geschichtenerzählen.



Beim Aufbau der Monographie hat sich Röwekamp zu einer chronologischen und geradlinigen Darstellung entschieden, die er mit der kanaanitischen Geschichte der Stadt, d. h. im 14. Jahrhundert v. Chr., beginnen lässt, wobei er auf die einschlägigen biblischen Passagen eingeht, insbesondere die Samson-Erzählung. Sie bildet gewissermaßen den roten Faden des Buches, da der Autor sie in allen dargestellten Epochen zur Reflexion anbietet und dazu auf die unterschiedlichen Interpretationen eingeht.

Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der neueren Geschichte, in der Röwekamp die zwei heute verbleibenden christlichen Gemeinden in Gaza mit ihrer Geschichte und den Akteurinnen und Akteuren herausstellt: die griechisch-orthodoxe Porphyrius Gemeinde und die katholische Kirche der Heiligen Familie mit den ihr verbundenen Einrichtungen. Das ist nicht nur für „Insider“ ausgesprochen interessant und hilfreich, sondern für alle, die sich für die Christinnen und Christen in Gaza interessieren und sich fragen, wie diese leben und mit der Regionalkirche und weltkirchlich verbunden sind.

Röwekamps Darstellung der christlichen Geschichte Gazas ist ausgesprochen lesenswert. Sie vermittelt ein Verständnis für die Besonderheit, Komplexität und Schönheit des Christentums in Gaza neben aller Aggression, Gewalt und Leiden in dieser Region. Dazu trägt schließlich sowohl die Einbettung in den regionalen und internationalen historischen Kontext der jeweiligen Zeit bei als auch die verschiedenen religiösen Entwicklungen. Auf diese Weise arbeitet der Autor eine für viele vermutlich unbekannte oder nicht bewusst gemachte interreligiöse Dimension von Gaza heraus, aus der er die grundsätzlich anthropologische Schlussfolgerung zieht, dass Gewalt keine gute und nachhaltige Lösung ist, weil sie Gegengewalt, Zerstörung und Leid hervorbringt. In diesem Sinne ist das Buch auch eine „case study“ zu Gewalt und Menschlichkeit, in der die christliche Geschichte Gazas der untersuchte Fall ist. Ihr Fazit besteht darin, in der aktuellen Konfliktlage den friedlichen Einsatz der Christinnen und Christen für ihren Glauben auf den Punkt zu bringen und ihren Beitrag zur Verständigung aller und für Frieden zu würdigen.

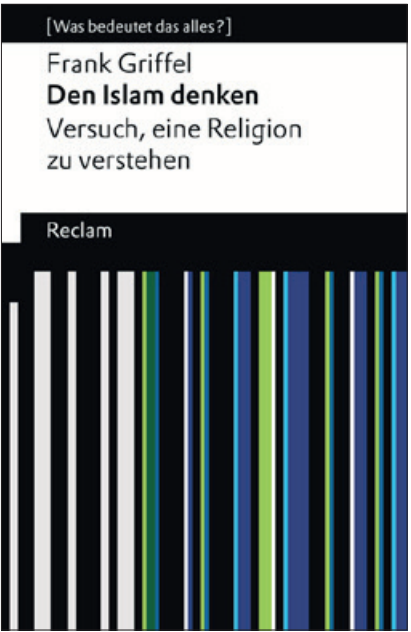
Nils Fischer

Frank Griffel
Den Islam denken
Versuch, eine Religion zu verstehen
Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag, 3. Aufl. 2020
102 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-15-019548-2

Ein bekanntes Vorurteil, das immer wieder vor allem in den Medien begegnet, ist die Aussage, dass der Islam weder eine Reformation noch eine Aufklärung durchgestanden hätte wie das Christentum. Daraus folge, dass der Islam immer noch im Mittelalter stecken geblieben sei, was vor allem die Anwendung der Scharia in Saudi-Arabien mit ihren ausgesprochen gewalttätigen Körpersprachen sowie der terroristische Dschihadismus zeigen. Ebenso sei der sogenannte Politische Islam eine folgerichtige Erscheinung im Westen, der sich gegen die emanzipatorischen Potenziale der (Spät-)Moderne richte und dagegen die Herrschaftsform des Kalifats setze, das weltlich-staatliche und zugleich sakrale Macht beinhaltet. Der Islam, so der durchgängige Tenor, sei ein Modernitätsverlierer, der aber diese pejorative Entwicklung durch Gewalt und Extremismus zu kompensieren versucht.

Der international anerkannte Islam-Experte Frank Griffel greift die oben genannten Thesen auf und analysiert sie von ihrem Ursprung her. Und der liegt für ihn im Jahr 1798 begründet, und zwar in der Besetzung Ägyptens durch französische Truppen, angeführt von Napoleon Bonaparte. Seine These lautet: Wenn man den Islam in seiner gegenwärtigen Form verstehen möchte, muss man sich mit dem Verständnis der Ideengeschichte, wie sie die Kolonialmächte Europas gedeutet haben, und der Ideengeschichte des sogenannten nachklassischen Islams auseinandersetzen. Erstere diagnostizierten eine Verfallsgeschichte des Islams ab dem 12. Jahrhundert, die auf der Auffassung beruht, dass bis zum Ende des 11. Jahrhunderts islamische Philosophen die abendländische Geistesgeschichte durch die Weitergabe der Klassiker der antiken Philosophie bereichert hätten, dann aber im 12. Jahrhun-



dert durch die Werke der europäischen Philosophen und Theologen, die innovativer gewesen seien als ihre islamischen Vorbilder, verdrängt wurden. Die Entwicklung, die im 12. Jahrhundert in Europa beginnt, führte letztendlich zur Aufklärung und zur technischen Überlegenheit der Kolonialmächte. Die gegenwärtige Islamwissenschaft dagegen weist darauf hin, dass es im Islam in der sogenannten nachklassischen Epoche (1100-1800) zu einem Paradigmenwechsel in der Philosophie und Theologie kam, den Thomas Bauer treffend mit dem Begriff „Ambiguitätstoleranz“ beschreibt und der die weitere islamische Ideengeschichte prägte.

Für den Autor sind die kolonialen Deutungsmuster des Islams, die durch die Eroberung Ägyptens und die anschließende Okkupation des Nahen und Mittleren Ostens sowie der nordafrikanischen Gebiete durch europäische Nationen entstanden, bis heute leitend. In Europa wurde in der Aufklärung die Idee des Fortschritts als erkenntnisleitendes Prinzip und die der Leistung als praktische Orientierung sowohl in der Politik als auch in den entstehenden Naturwissenschaften spätestens seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wirkmächtig, was zu einer Industrialisierung und Technisierung führte, die zuerst im späten 18. Jahrhundert in Frankreich wie in England und dann im 19. Jahrhundert sukzessive auf dem europäischen Kontinent einsetzte. Dagegen entwickelte sich in den vor allem islamisch geprägten Ländern ein ganz anderes Paradigma der Weltsicht und des Weltzugriffs: Es beruhte darauf, die verschiedenen Positionen und Thesen zu einem Sachverhalt zu sammeln und abzuwägen. Es ging dabei nicht darum, eine Lösung zu finden und die dafür nicht mehr nutzbaren Argumente auszusortieren, sondern sie nebeneinander zu stellen und dadurch Plausibilitäten zu erhalten im Sinne einer Ambiguitätstoleranz. Während das europäische Fortschritts- und Leistungsparadigma die effektivsten und besten Zugriffe auf die bestehende Welt eruierte und sich ihrer bemächtigte, bestand das islamische Paradigma des Ambigen in der Beobachtung und der Anschauung.

Diese sehr unterschiedlichen Paradigmen führten für Frank Griffel zu gänzlich verschiedenen Gesellschaftsformen und Wissenschaftsverständnissen. Im europäischen Kontext wurde letztendlich durch die Aufklärung ein Fortschrittsoptimismus befördert, der in der einsetzenden Moderne im 19. Jahrhundert zu einer ungeheuren Beschleunigung der technischen Entwicklung führte und mit einer permanenten Zeitverknappung korrespondierte. Im islamischen Kontext dagegen spielte dies alles keine Rolle, denn das Austarieren und das Abwägen der verschiedenen Weltsichten und der damit einhergehenden Argumentationsmuster braucht Zeit und ist eher kontemplativer Natur.

Frank Griffel interpretiert die Kolonialisierung und die damit einhergehende Modernisierung der islamischen Gesellschaften durch die europäischen Nationen als Kulturschock und Überwältigung. Als Reaktion auf diese Ereignisse konstatiert er neben der Übernahme und Aneignung europäischer Errungenschaften auch Abwehr in Form des Fundamentalismus, der aber zugleich eine Modernisierungstendenz im Islam ist, weil er auf die Mittel und Ziele, die ihm die Kolonialmächte bereitstellten, zurückgreift. Wie der christliche Fundamentalismus im Hinblick auf die Evolutionslehre ist der islamische eine Frucht der europäischen Überwältigung mit dem Ziel, Staat und Religion in Form des Kalifats zu einen. Der Autor verweist immer wieder darauf, dass dieser religiöse Fundamentalismus weder in der klassischen noch in der nachklassischen Epoche im Islam möglich gewesen wäre.

Das Buch „Den Islam denken“ zeigt auf, wie die koloniale Geschichte Europas und die damit verbundenen Denkmuster den Blick auf den Islam bis heute prägen. Obwohl nur 102 Seiten lang, ist der sehr dicht geschriebene Essay ein Fundus von Ideen, die neugierig machen und von denen man sich wünscht, dass sie Frank Griffel in einem weiteren Buch ausführlicher entfaltet. Dieses Buch ist allen zu empfehlen, die sich ernsthaft mit den gegenwärtigen Narrativen über den Islam auseinandersetzen möchten und gerne die Anregungen des Autors aufnehmen, tiefer und genauer hinzusehen.

Detlef Schneider-Stengel

Dorothea M. Salzer

Mit der Bibel in die Moderne

Entstehung und Entwicklung jüdischer Kinderbibeln

Studia Judaica

Berlin/Boston: Walter de Gruyter Verlag. 2023

367 Seiten m. s-w Abb.

99,95 €

ISBN 978-3-11-074867-3



Seit der Reformation wurden mehr als 1.000 Kinderbibeln in deutscher Sprache gedruckt, ein Trend, der bis heute anhält. Das war bekannt und wurde inzwischen vielfach wissenschaftlich dokumentiert und untersucht. Auch der Befund, dass sich darunter um die 30 explizit jüdische Kinderbibeln befinden, wurde – zumindest in Fachaufsätzen – belegt und analysiert. Was bislang fehlte, war eine gründliche Monographie zum Thema, die neben den zahlreichen christlichen Studien die jüdische Perspektive ins Zentrum rückt.

Diese Studie liegt hiermit vor. Im (ersten Teil) ihrer Habilitationsschrift kann Dorothea M. Salzer weit mehr als 100 solcher Werke nachweisen, angefangen vom in hebräischer Sprache gehaltenen „Buch der Geschichte Israels“, erschienen in Prag im Jahr 1706, bis zur großartigen fünfbändigen „Kindertorah“ „Erzähl es Deinen Kindern“ von Hanna Liss und Bruno Landthaler (2014-2016). Damit schließt die Studie eine wichtige philologische Lücke, vor allem aber eine Wahrnehmungsleerstelle in religionspädagogischer Forschung und jüdisch-christlichem Austausch.

Einige Hürden sind zu überwinden. Zunächst: Was ist das eigentlich, eine „jüdische Kinderbibel“? Eine fest etablierte Definition gibt es nicht. Die Verfasserin bestimmt diesen „Sammelbegriff“ als Bezeichnung für „solche Bearbeitungen des biblischen Textes“, die „zum Zweck der Bibelvermittlung an jüdische Kinder und Jugendliche angefertigt wurden“ (2). Dass die Verfasser und – deutlich seltener – Verfasserinnen selbst dem Judentum angehörten und gehören, wird dabei vorausgesetzt.

Jüdische Kinderbibeln entstanden später als ihre christlichen Gattungsnachbarinnen, an denen sie sich vielfach eng orientierten. „Gegen Ende des 18. Jahrhunderts“ (5) kam es zur Herausbildung dieser Genres. Zwei Bewegungen waren dafür verantwortlich: einerseits Öffnungen des damaligen Judentums hin zur deutschen Kultur, andererseits grundlegende pädagogische Neuorientierungen in der Gesamtgesellschaft, in welcher die Perspektive der Kinder neu in den Blick genommen wurde. Jüdische Kinder sollten so in die Kultur hinein sensibilisiert werden, ihre religiösen Urschriften in deutscher Sprache kennenlernen, gleichzeitig aber auch in für sie verständlichen Sprachvarianten lernen dürfen. Salzer spricht von „kultureller, intralingualer und interlingualer Übersetzung“ (12).

Zwei Werke fanden starke Verbreitung: Moses Mordechaj Büdingers „Der Weg des Glaubens“ (1823) und eine Generation später Jakob Auerbachs zweibändige „Kleine Schul- und Haus-Bibel“ (1854-1858). Ganze Generationen von Juden und Jüdinnen lernten mithilfe dieser Kinderbibeln ihre religiöse Urschrift kennen. Im 20. Jahrhundert folgten vor allem zwei weitere Werke diesen Vorbildern. Joachim Prinz präsentierte in „Helden und Abenteurer der Bibel“ (1930), „Die Geschichten der Bibel“ (1934) und „Die Reiche Israel und Juda“ (1936) zionistisch inspirierte biblische Erzählungen, die mittels „Abenteuer und Heldentum“ (98) die Bibel als faszinierende Lektüre erschließen sollten. Ähnlich, aber eher mithilfe von Anleihen aus Märchen und Legenden, arbeitete Alice Oppenheimer in ihren Heften „Eine Mutter erzählt die Bibel“ (1934-36).

Die Shoa erwies sich als tiefer Einschnitt für die Produktion von jüdischen Kinderbibeln in deutscher Sprache. Welchen Kindern sollte man die Bibel unter welcher Perspektive erzählen? In den 1960er Jahren erschienen immerhin zwei Versionen. Abrascha Stutschinskys zweibändiges Werk „Die Bibel für Kinder erzählt nach der heiligen Schrift“ (1964) wurde nicht zufällig in der Schweiz publiziert. Es galt mehrere Jahrzehnte als einzige deutschsprachig verfügbare Kinderbibel. Oft übersehen wurden dabei Hella Taubes zwei kindgerecht bebilderte Bände „Die Bibel erzählt“ (1963) und „Im heiligen Land“ (1964), bis heute lesenswert.

Erst mit der benannten „Kindertorah“ „Erzähl es Deinen Kindern“ (2014-2016) liegt eine zeitgenössische jüdische Kinderbibel auf Augenhöhe vor. Konzipiert als Befähigung zur Teilhabe jüdischer Kinder und Jugendlicher am jüdischen liturgischen Jahreszyklus bietet sie – konzeptionell am Rande mitbedacht – auch für nicht-jüdische Lesende zweierlei: einen faszinierenden Einblick in die Spiritualität und Ästhetik jüdischer Kinderbibeln unserer Zeit, gleichzeitig aber auch die Chance zum interreligiös ausgerichteten jüdisch-christlichen Lernen. Es lohnt sich, bei ausgesuchten Passagen eine christliche Kinderbibel mit der jüdischen Kindertora zu vergleichen: Was ist gleich, wo gibt es Unterschiede? Ideal können Kinder entdecken, dass es weitgehende Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Urschriften gibt, aber eben auch Eigenes.

Salzers umfassende Studie bereichert gleich mehrere Diskurse: die interdisziplinär arbeitende Kinderbibelforschung zwischen Philologie und (Religions-)Pädagogik; die kulturwissenschaftlich-historische Erforschung des deutschsprachigen Judentums; die interreligiös arbeitende, komparativ ausgerichtete Religionsdidaktik. Eine Studie, die Spuren ziehen wird!

Georg Langenhorst

Walter Homolka
Krieg und Frieden im Judentum

Ostfildern: Patmos Verlag, 2025
160 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-8436-1587-7

Das nach der Schoa größte Massaker an Juden am 7. Oktober 2023 in Israel führte zu einer Re-Traumatisierung der Juden in aller Welt; um die Geiseln aus der Hand der Hamas zu befreien, kam es zu einem Krieg gegen die Terrororganisation. Angesichts dieser Geschehnisse beleuchtet Walter Homolka in seinem Buch „Krieg und Frieden im Judentum“ chronologisch den „Schalom-Gedanken“ Israels, denn das Streben nach Frieden ist fest im Vorbild der Propheten, Philosophen und Rabbinen verwurzelt.

Der Autor beginnt mit der Frage: „Gibt es einen gerechten Krieg?“ Hierzu zieht er sowohl das Buch Deuteronomium Kap. 20 heran, in welchem sich Regeln für eine „adäquate“ Kriegsführung finden, als auch das Buch Leviticus Kap. 26, in welchem die altisraelitische Friedensvorstellung deutlich erkennbar wird.

Im Kapitel „Krieg und Frieden in der Tora“ wird zunächst die Grundbedeutung von Schalom (Ganzheit, Unversehrtheit, Vollendung, Heilsein) erläutert und deutlich gemacht, dass es sich hierbei um einen umfassenden Friedenszustand handelt, der auch die Tiere und die Natur miteinbezieht. Es handelt sich bei Schalom um eine Heilserwartung, die nicht allein auf Israel bezogen ist.

Im Kapitel „Krieg und Frieden in der rabbinischen Literatur“ werden aus Talmud, Mischna und Midrasch verschiedene Aussagen über die Bedeutung des Friedens, seine Herstellung und Bewahrung vorgestellt. Der Frieden ist ein zentrales Thema, und es ist die Aufgabe der Gelehrten, „den Frieden in der Welt zu mehren“ (Berachot 64a), denn „die gesamte Tora besteht nur des Friedens wegen“ (Gittin 59b). Daher gibt es kaum ein Gebet, welches nicht mit dem Wunsch nach Frieden schließt.



Im Kapitel „Gewalt und Gewaltlosigkeit in der mittelalterlichen Religionsphilosophie“ wird der Friedensbegriff erweitert, steht aber nun im Zusammenhang mit dem Messias. Maimonides (1138-1204), der berühmteste Philosoph des Judentums, erwartet beim Erscheinen des Messias die Errichtung eines Friedensreiches für die gesamte Menschheit, und Josef Kimchi (1160-1235), Grammatiker, Übersetzer und Exeget, glaubt, dass die Nationen ihre Streitfragen dem Messias vorlegen werden, wodurch es keine Kriege mehr gäbe.

In „Der Friedensbegriff der jüdischen Aufklärung und Emanzipation“ erläutert der Autor, dass der Friedensbegriff dahingehend definiert wird, dass Frieden nicht als „Transaktion“ mit diesem oder jenem zu verstehen sei, sondern als eine Gesinnung für alle und für alles Handeln. Somit sieht Hermann Cohen (1842-1918), ein Vertreter der neukantianischen (Marburger) Schule, den Frieden als „Harmonisierung der gesamten Sittlichkeit und Quintessenz der göttlichen Attribute.“

Im Kapitel „Neo-Orthodoxie und Liberales Judentum“ diskutiert Homolka sowohl den Friedensbegriff von Samuel Raphael Hirsch (1808-1888), einem führenden Vertreter des orthodoxen Judentums in Deutschland, als auch den von Leo Baeck (1873-1956), der einer der bedeutendsten Theologen des progressiven Judentums war. Nach Hirsch können die Begriffe „Frieden“ und „Harmonie“ nie ohne die Bezugsquellen „Gott“ und „Mensch“ gedacht werden; Leo Baeck hingegen betont die Friedensarbeit, „denn in ihr allein liege die Zukunft der Menschheit“ und „Feindesliebe und Ausrottung des Hasses“ sind wesentliche Faktoren, um den Frieden zu erreichen.

Im Kapitel „Der Staat Israel: Vom gerechten Krieg zum gerechten Frieden“ thematisiert der Autor u.a. die Grundwerte der israelischen Verteidigungstreitkräfte (IDF), die Friedensbewegung in Israel sowie ethische Überlegungen zum israelischen Kriegerrecht, denn auch ein gerechtfertigter Krieg rechtfertigt keine ungerechten Handlungen. Diesbezüglich kommen verschiedene Publizisten und Rabbiner zu Wort. Das Fazit, so das letzte Kapitel, lautet: „Frieden ist die einzige Option.“

Das Anliegen des Autors ist es, die Bedeutung des Wortes Schalom für das jüdische Denken durch die Jahrhunderte herauszuarbeiten als auch das „Dilemma“ zwischen fest verankerter „Friedensliebe“ und der Notwendigkeit Israels, die eigene Existenz zu verteidigen, anzusprechen. Dies ist ihm außerordentlich gut gelungen. In einer Zeit, in der die Ursache des Krieges immer weniger thematisiert wird und viele in der Welt Israel für das Leiden in Gaza verantwortlich machen, ist es notwendig, diesen Fragen nachzugehen: „Wie kann man einen Gegner bekämpfen, der sich hinter Zivilisten verschanzt?“ und „Wie bekämpft man den Terror und schützt zugleich Unschuldige?“ Daher schließt das Buch mit den Aussagen „Kein Frieden ohne Sicherheit“ und einem Zitat von David Grossmann (geb. 1954) „Ohne Frieden gibt es keine Zukunft“.

Walter Homolka präsentiert wieder ein großartiges Buch, das umfangreiche Literatur und zahlreiche Quellen heranzieht. Es sollte für alle zur Pflichtlektüre gehören, die sich um eine objektive Stellungnahme bezüglich der Situation in Israel und Gaza bemühen.

Ulrike-Rebekka Nieten

Impressum

Autorinnen und Autoren

- Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Eichhorn-Remmel, Prof. Dr. Friederike / Jerusalem

Fischer, Nils / Bonn

Franz, Dr. Thomas / Würzburg / Berlin

Fries, Patrick / Markt Berolzheim

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Gerbeth, Emma / Frankfurt

Nitsche, Dr. Martin / Frankfurt

Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten

Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris

Holzbeck, Dr. Thomas / Wiesbaden

Hoppermann, Norbert / Frankfurt

Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt

Kähler, Jutta / Lübeck

Klinger, Dr. Bernhard / Passau / Augsburg

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand

Langenhorst, Prof. Dr. Georg / Augsburg

Lindner, Sebastian / Frankfurt

Lorenz, Dr. Johannes / Frankfurt

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dr. Andreas / Bonn

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach

Nagel, Günter / Giesen
- Nieten, Dr. Ulrike Rebekka / Berlin

Martin Nitsche / Frankfurt

Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Nothelle, Regina / Leipzig

Pappert, Claudia / Idstein

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Reißmann, Alexandra / Limburg

Ring, Jochen / Bad Honnef

Rocco, Inge / Limburg

Rohrbach, Dr. Melina / Mainz

Sailer-Pfister, Dr. Sonja / Limburg

Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Eichstätt

Schmidt, Prof. Dr. Thomas M. / Frankfurt

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen

Scholz, Ingrid / Jüchen

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schweitzer, Ivonne / Greifenstein

Sojer, Thomas / Sankt Johann in Tirol

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

Sticher, Dr. Claudia / Mainz

Tüpper, Rita Anna / Bonn

Van der Velden, Dr. Frank / Limburg

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wegerhoff, Frank / Heilbronn

EULENFISCH Literatur 2/2025

- Herausgeber**

Dr. Ralf Stammberger
- Chefredakteur**

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb
- Redaktion**

Thomas Menges
- Korrektorat**

Alexandra Reißmann
- Verlagsassistentz**

Yvonne Wecker
- Verlag**

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de
- Gestaltung**

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de
- Redaktionsanschrift**

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de
- ISBN**

978-3-911403-09-2
- ISSN**

2199-7020
- Ausgabe 34 (2_2025) 18. Jahrgang

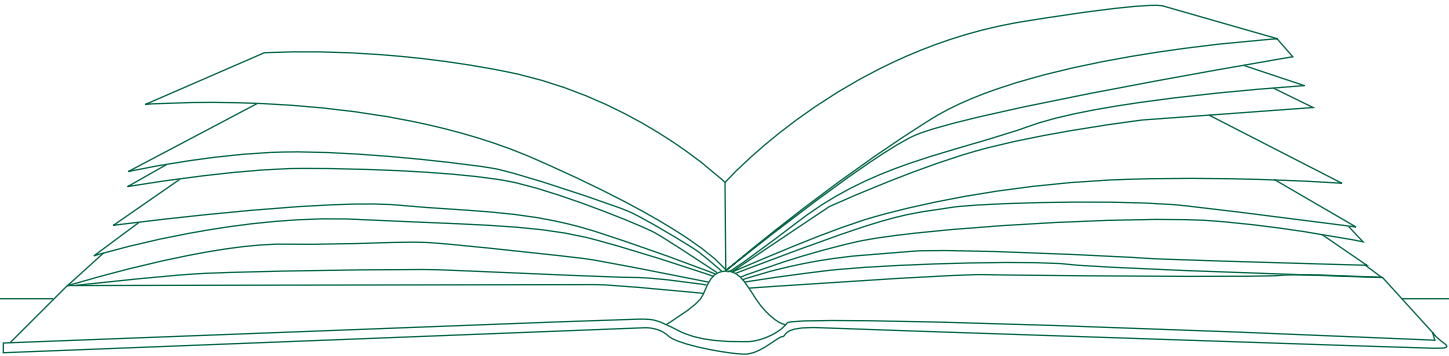
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2025



KATHOLISCHE
KIRCHE
BISTUM LIMBURG

Zu lesen unter
literatur.eulenfisch.de





978-3-911403-09-2